

Andrew Grant's,

Doctor's der Arzneikunde,

Beschreibung von Brasilien,

nebst dem,

am 19. Februar 1810 zu Rio=de=Janeiro

zwischen

Sr. Britannischen Maj. und Sr. Königl. Hoheit,
dem Prinz=Regenten von Portugal,

abgeschlossenen

Freundschafts=, Handels=, und Schifffahrts=
Vertrage.

Aus dem Französischen übersetzt

und

mit den Berichtigungen des Hrn. Navarro d'Andrade,
portugiesischen Geschäftsträger am St. Petersburger Hofe,
versehen.

Weimar,

im Verlage des Landes=Industrie=Comptoirs.

1814.

Oct. 24/93

Inhalt.

Vorerinnerung.

Brasilien ist vorzüglich, seit der portugiesische Hof den politischen, Europa umwälzenden Stürmen entfliehend, in dieser Colonie seinen Aufenthalt nahm, ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden, und jeder Beitrag zu der Kunde dieses weit ausgedehnten *), an den köstlichsten Naturproducten reichen, unter dem mildesten Klima liegenden, aber noch bei weitem nicht hinreichend cultivirten und bevölkerten

*) Sein Flächeninhalt steht zu dem Europa's in dem Verhältnisse von 20 : 31.

Landes muß dem Geographen und Statistiker willkommen seyn.

Die nahen Verbindungen England's mit Portugal haben neuerlich die Erscheinung mehrerer, von Engländern verfaßten, Beschreibungen Brasilien's veranlaßt, wie von Mawe, Robert Southey und Grant. Letztere theilen wie hier vollständig nach der, in St Petersburg 1811 erschienenen, französischen Uebersetzung mit, weil diese vor dem englischen Originale den Vorzug hat, daß der portugiesische Ritter, Hr. *Navarro d' Andrade*, ehemals portugiesischer Bevollmächtigter am russischen Hofe, welcher früher bei dem Ministerium der Colonien und der Marine in Lissabon angestellt, und hierdurch in den Stand gesetzt war, besser, als ein Fremder über Brasilien's Verfassung und dermalige Lage zu urtheilen, viele Berichtigungen mancher bedeutender Irrthümer des Vrf. dieser Uebersetzung beigefügt, und Vieles in ein milderes Licht gestellt hat, was der Vf. oft nicht mit dem Geiste der Duldung und Mäßigung, welche den unpartheiischen Schriftsteller auszeichnen, darstellte. Diese Berichtigungen des Hrn. *Navarro d' An-*

drade sind hier, der Bequemlichkeit der Leser halber, gleich unter dem Texte des Vf's. angegeben, da sie in der französischen Uebersetzung einen eignen Anhang bilden, und mit den Buchstaben N. d'A. unterzeichnet. Auch ist der zu Rio-Janeiro am 19. Februar 1810. zwischen Großbritannien und Portugal abgeschlossene Freundschafts-, Handels- und Schifffahrts-Vertrag, welcher nicht im Originale steht, der französischen Uebersetzung beigefügt und auch hier mitgetheilt. Der vollständige Titel der französischen Uebersetzung ist folgender:

Histoire du Brésil contenant un précis des Événemens les plus rémarquables depuis sa découverte, la Déscription des moeurs, des coutumes et de la réligion des habitans; des Observations sur la nature du sol, du climat, des productions naturelles et des cultures coloniales, suivi d'un tableau du Commerce intérieur et extérieur de cette Colonie*), de la réduction de ses monnaies en livres

*) Die Bemerkungen über den inneren und auswärtigen Handel Brasilien's machen keinesweges einen besondern Artikel dieser Schrift aus, sondern sind der speciellen Beschreibung der einzelnen Provinzen einverleibt.

sterling et en roubles d'argent, de quelques avis de l'auteur sur les moyens de préserver la santé en passant au Brésil ou autres climats du Tropique etc. — traduit de l'Anglais d' *Andrew Grant*, M. D. On a joint à cette traduction des notes et le traité d'amitié et de commerce entre S. M. Britannique et S. A. R. le Prince-Régent de Portugal, signé à Rio Janeiro, le 19 Février 1810. Prix: 5 Rbls. St. Petersbourg, de l'Imprimerie de Pluchart et Comp. 1811. VIII et 334 p. 8.

Literatur der Kunde von Brasilien.

Ribadeneyra (*Ant. de San-Romano de*) historia general de la Yndia oriental, de los descubrimientos y conquistos que han hecho las armas de Portugal en el Brasil desde anno de 1410 hasta el anno 1557. en Valladolid. 1603. Fol. (Ist nur eine Uebersetzung von *J. Petr. Maffei* historiarum Indicarum l. XVI. selectarum, item ex India epistolarum l. IV. Colon. Agripp. 1589. Fol.)

Anchietae, Jos., *) R. P. S. J., Grammatica et Lexicon linguae Brasiliensis. Salamancae, 1580. 4. — Ejusd. Notitiae super Brasiliam, ejusque incolas, etc. Salamancae, 1587. 4.

Guil. Pisonis de medicina Brasiliensi libri IV., de aëre, aquis et locis; de morbis endemiis; de venenatis et antidotis: de facultatibus simplicium; — *Georgii Marggravii* de Liebstad, Misnensis, Historiae rerum naturalium Brasiliae libri VIII. cum appendice de Tapayis et Chilensibus. *Jo. de Laet* in ordinem digessit, annotationes addidit et varia ab auctore omissa supplevit et illustravit. Lugd. Bat. et Amstel. 1648. Fol. Ibid. 1658. Fol. Holländisch: Amsterdam, 1694. 8.

*) Er war 1536 zu Laguna auf Teneriffa geboren, ward Jesuit, gieng als Glaubensprediger nach Brasilien und starb 1597.

Pelleprat, *Pierre*, **Rélation de Missions de Pères Jésuites** dans les îles et dans la terre ferme de l'Amérique méridionale avec une introduction à la langue de Galibes. à Paris. 1655. 8. 2 Vol.

Giandomenico Coleti della Compagnia de Giesu Dizionario storico-geografico dell'America meridionale. In Venezia, 1771. 4. 2 Vol. (Der Verf. hielt sich zehn Jahre in Südamerica auf)

Beschreibung des Portugiesischen America von (Pedro) Cudena, ein spanisches Manuscript in der Wolfenbüttelschen Bibliothek, herausgegeben vom Hrn. Hofrath Lessing, mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Chrn. Leiste, Rector der herzogl. großen Schule zu Wolfenbüttel. Braunschweig, 1780. 8.

Pater Anselm Eckart's, ehemaligen Glaubenspredigers der Gesellschaft Jesu in der Capitania von Para in Brasilien, Zusätze zu Pedro Cudena's Beschreibung der Länder von Brasilien und zu Hrn. Rectors Chrn. Leiste Anmerkungen. Nürnberg, 1785. 8.

Neueste Nachrichten über Brasilien aus des Abbé Raynal verbesserten Ausgabe der Geschichte der Europäer in beiden Indien, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von M. C. Sprengel. (Stehn hinter dessen zu Leipzig, 1782. 8. erschienenen Uebersetzung der Letters on Portugal, on the present and former state of that Kingdom. London, 1777. 8.) Man s. hierüber die Bemerkungen eines Missionars, der mehrere Jahre in Brasilien lebte, in C. G. v. Murr's Journal. Th. 14. S. 192—291.

De Camora Versuch einer physikalischen und ökonomischen Beschreibung der Comarca dos Ilheos in Brasilien in den Memorias economicas da Academia Real das Sciencias de Lisboa. 1789. T. I. No. 17.

Ensaio economico sobre o Commercio de Portugal e suas Colonias, publicado de orden da Academia real das sciencias pelo seu Socio *Jozé Joaquim da Cunha de Azevedo-Coutinho*. Lisboa, 1794. 4. Teutsch mit Anmerkungen von Karl Murhard. Hamburg, 1801. 8. Der Verf. war damals Bischof von Fernamouco und seine Schrift beschäftigt sich hauptsächlich mit Vorschlägen zu Beförderung und Erleichterung des Handels Portugal's mit seinen Colonien, vorzüglich aber in Hinsicht auf Brasilien.

Narrative of a Voyage to Brasil terminating in the seizure of a British Vessel and the Imprisonment of the author and the Ships-Crew by the Portuguese; with general Sketches of the Country, its natural Productions, Colonial, Inhabitants etc. and a Description of the City and Provinces of St. Salvadore and Porto-Securo — by *Thomas Lindley.* London, 1805. 8. Diese Reise ist im XXIX. Bande der Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, (Weimar, 1805) teutsch übersetzt erschienen.

Barrow's John, a Voyage to Cochinchina in the years 1792 and 1793. London, 1806. 4. Das 4te und 5te Capitel dieser Reisebeschreibung geben über Brasilien sehr gute Nachrichten.

Southey's, Rob., History of Brasil. London, 1811. Vol. I. 4.

Mawe's Travels trough and Remarks on Brasil. London. 1812. 8. *)

*) Gegenwärtig geht der Begleiter des Hrn. Capitäns v. Krusenstern, der russisch-kaiserliche Hofrath, Hr. v. Langsdorff als russischer Geschäftsträger nach Brasilien. Wahrscheinlich werden wir durch ihn in der Folge viele belehrende Aufschlüsse über Brasilien erhalten.

Inhalt.

Beilagen.

Andrew Grant's

Doctors der Arzneikunde,

Beschreibung von Brasilien.

Andrew Grant's,

Doctors der Arzneikunde,

Beschreibung von Brasilien.

Erster Abschnitt.

Brasiliens Entdeckung durch die Portugiesen. Deren Niederlassung daselbst. Klima. Producte.

Zufällig entdeckte Dom Pedro Alvarez de Cabral, portugiesischer Admiral, auf seiner Fahrt nach Ostindien im Jahre 1500 die Küste Brasiliens, welche sich von 1° 30′ N. Br. bis 32° S. Br. erstreckt, und deren Ausdehnung mit den Krümmungen gegen 920 geographische Meilen beträgt. Nach Vorbeischiffung der Capverdischen Inseln hielt er sich weiter in der hohen See, als es bisher üblich war, um die Strömungen und Windstillen, die an Afrika's Küsten so vielfältig vorkommen, zu vermeiden, und entdeckte am 24. April ein unbekanntes, westlich liegendes Land. Da das Meer aber stark mit Wogen gieng, mußte er bis zum 15° S. Br. längs der Küste steuern, welche ihm hier einen trefflichen Haven darbot, in den er einlief. Er nannte

ihn Porto=Seguro, und das neuentdeckte Land, von dem er Besitz nahm, Santa=Cruz. Es erhielt in der Folge den Namen Brasilien, von einer hier häufig wachsenden Holzart, welche die Europäer schon mehrere Jahrhunderte vor der Entdeckung dieses Landes Brasilienholz nannten. Die gerade Ausdehnung desselben von Osten nach Westen oder vom Vorgebirge St. Roque bis Sapatinga beträgt 480 geographische Meilen. Cabral schickte einige seiner Leute zur Erforschung des Landes ab. Der vortheilhafte Bericht, den diese von der Fruchtbarkeit desselben und von dem sanften, friedlichen Charakter seiner Bewohner erstatteten, bewog ihn, seiner Mannschaft zu gestatten, zu ihrer Erfrischung an das Land zu gehen.

Als er sich selbst dahin begab, war er erfreut, daß der ihm gemachte Bericht wahr war, und daß die Eingebornen, statt irgends Etwas gegen die Portugiesen vorzunehmen, sich lebhaft bemüheten, sie mit größter Herzlichkeit zu empfangen. Cabral hatte einige zum Tode verurtheilte Verbrecher am Bord, deren Strafe aber in Verbannung verwandelt worden war. Er ließ zwei derselben hier zurück, um die Sprache der Bewohner zu erlernen, ihre Lebensart zu erforschen und genaue Begriffe über sie zu erlangen.

Da er die ganze Wichtigkeit der Entdeckung dieses beträchtlichen Theils der neuen Welt fühlte, sendete er sogleich eines seiner Schiffe mit einigen vertrauten Personen und einem Eingebornen, um ihn in der portu=

giesischen Sprache unterrichten zu lassen, nach Lissabon.

Nach Empfang dieser Neuigkeit befahl der portugiesische Hof die Untersuchung der Haven, Buchten und Küsten Brasiliens. Sie bestättigte vollkommen die Meinung, welche man sich von der Fruchtbarkeit des Bodens gemacht hatte, oder daß man dort die nöthigen Lebensmittel in Menge bauen könne. Da man aber daselbst weder Gold noch Silber gefunden hatte, schickte der Hof nur zur Verbannung verurtheilte Verbrecher, und Frauen von schlechter Lebensart hierher. Jährlich wurden zwei Schiffe dahin mit diesen Individuen abgeschickt, und um Farbe- und Fournirhölzer zurückzubringen. Auch wurde eine Zeitlang Ingwer eingeführt. Dies ward in der Folge verboten, um nicht dem Preise des aus Ostindien gezogenen zu schaden.

Die Portugiesen betrachteten damals Asien als ein Land, in dem man sich Ruhm, Glück und Macht erwerben könne. Haufenweise zogen sie dahin und Niemand wollte nach America. Um diesen Mangel zu ersetzen, fügte man die unglücklichen Opfer der Inquisition der Zahl der nach Brasilien zu Deportirenden bei. Dies waren meistentheils Juden, welche dieses schreckliche Tribunal ohne Aufhören, wahrscheinlich wegen ihres großen Reichthums verfolgte. Ihres Vermögens beraubt, brachten sie in die neue Welt die Gewohnheit zur Arbeit, ihre Industrie und den sie auszeichnenden, unternehmenden Geist mit. Ihr Gewinn in einigen beträchtlichen

Pflanzungen bewiesen dem portugiesischen Hofe, daß eine, edler Metalle beraubte Colonie, dessenungeachtet wichtig für das Mutterland werden könne.

Als man anfieng, dieser Meinung Vertrauen zu schenken, baten mehrere portugiesische Adeliche um Ländereien in Brasilien, die bloß von der Küste des Meeres, gegen das Innere des Landes aber nicht begränzt seyn sollten, und erhielten sie. Mancher sah sich dadurch in dem Besitze eines Landstrichs, der fast so groß als das Mutterland war.

Diese Adelichen waren durch ihre Privilegien befugt, das unterjochte Volk nach ihrem Gutbefinden zu regieren. Sie konnten über den eingenommenen Landstrich zu Gunsten jedes Portugiesen, der ihn anbauen wollte, disponiren. Der größte Theil benutzte zwar dieses Vorrecht: aber er ertheilte den Gebrauch der Ländereien nur vom Großvater bis zum Enkel und behielt sich gewisse jährliche Abgaben bevor. Diese großen Eigenthümer übten alle Rechte der Souveränetät, mit Ausnahme der Rechte über Leben und Tod, Münze zu schlagen und Zehnden zu erheben, welche der Hof sich vorbehielt, aus. Diese ehrenvollen und einträglichen Lehngüter konnten nur im Falle der Vernachlässigung ihres Anbaues oder ihrer Vertheidigung, bei Mangel eines männlichen Abkömmlings und wegen eines Hauptverbrechens eingezogen werden.

Kein Land zwischen den Wendekreisen genießt ein gesunderes Klima, als Brasilien. Die Wärme wird

theils durch die Seeluft, theils durch die, von den Bergen im Innern des Landes herabkommenden, oft kühleren Winde, als die von der See, sehr gemäßigt. Zwei ausgezeichnete Naturforscher, Piso und Markgraf, welche diesen Gegenstand mit scharfsinniger Genauigkeit erörtert haben, fanden durch Vergleichung der Temperatur Brasilien's mit der von Afrika unter gleicher Breite, erstere sehr mäßig, und schreiben dies den daselbst fortwährend herrschenden Seewinden zu. Die Luft ist nach ihrer Aussage nicht bloß kühl, sondern in der Nacht so kalt, daß die Eingebornen jeden Abend Feuer in ihren Hütten anzünden. Nieuhoff, der sich lange in Brasilien aufhielt, bestätigt diese Bemerkung.

Weit ausgedehnte Seen und große, aus den Gebirgen entspringende, Flüsse befeuchten dieses Land und machen den Aufenthalt daselbst sehr angenehm. Durch die, davon entstehende Bewässerung unermeßlicher Flächen, bringen diese verschiedene Arten Früchte und Pflanzen im Ueberfluß hervor. Die Maniokwurzel, welche das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Brasilier ausmacht, ist in dem ganzen Lande verbreitet. Die Eingebornen nennen diese Pflanze: Maniiba und die Wurzel derselben: Mandioka. Sie ist die Jatropha Manihot des Linné. Aus ihrem knotigen Stamme entspringen Zweige, die schwächere Sprößlinge treiben, welche mit kleinen, grünen, länglichen, am Ende zugespitzten Blättern bedeckt sind; welche sternähnliche Büsche bilden. Die Blüten sind blaßgelb und die Wurzel gleicht der Pastinake. Diese Pflanze erreicht gegen 7 Fuß Höhe. — Die

Wälder bestehen aus Palm-, Mastix-, Mango- und Guyaras-Bäumen. — Die Ananas wächst hier wild ungemein häufig. Bei ihrer Reife hat sie eine schöne Goldfarbe und ihr Wohlgeruch verbreitet sich weit in der Luft. Im Geschmack übertrifft sie die köstlichsten Früchte Europa's, und das aus ihr bereitete starke Getränk giebt dem Malvasier nichts nach. — Der Baumwollenbaum wächst hier wild und erreicht eine beträchtliche Höhe. Ohne Pflege bringt er seine Wolle in Flocken, die einer kleinen Kugel gleichen. Er erträgt aber weniger, als der, welchen man anbauet.

Auch ist Brasilien an Strauch-, Schilf- und Schlingpflanzen reich, von denen einige auf der Erde hinkriechen, andere sich aber auf die Gipfel der höchsten Bäume schlingen. — Selbst die unfruchtbarsten Gegenden des Landes erzeugen eine ganz blattlose Baumart, von den Eingebornen Timbo genannt. Ihr sehr biegsames Holz dient zu trefflichen Reifen und die Rinde wird von Schiffszimmerleuten statt des Hanfs gebraucht. — Unstreitig ist aber der schätzbarste, hier einheimische Baum die Caesalpinia brasiliensis, welcher das Brasilienholz liefert, und gewöhnlich in unfruchtbaren, felsigten Gegenden wächst. Seine Blüten sind sehr schön hellroth und haben einen sehr angenehmen Geruch. Er erreicht eine beträchtliche Höhe und Dicke, aber sein Holz ist in der Regel windisch, knotig, sehr hart und schwer. Es funkelt im Feuer und giebt nur wenig Rauch von sich. Das geschätzteste ist sehr hart und blaßroth, wird aber nach dem Spalten

dunkelroth. Kauet man die Späne, so spürt man einen süßlichen, dem Zucker ähnlichen Geschmack. Dieses Holz eignet sich zu verschiedenartigem Gebrauche und nimmt eine sehr schöne Politur an. Hauptsächlich wird es aber zum Rothfärben gebraucht.

Die glänzenden Farben der verschiedenen Blumenarten und das reiche und spiegelnde Gefieder der auf den Bäumen sitzenden oder von einem Zweige zum andern fliegenden Vögel machen die Waldungen ungemein reizend und von überraschendem Eindrucke. Man erblickt hier eine unermeßliche Menge Papageien aller Art. Sie fliegen in zahlreichen Schaaren und, wenn gleich die Brasilier sie in Menge tödten, bemerkt man doch die Abnahme ihrer Zahl nicht bedeutend. Ihre Farben sind lebhaft und glänzend, und einige Arten haben sehr geschmackvolle Zeichnung. Bei Manchen ist der Hals dunkelscharlachroth und der übrige Körper gelb, grün, oder blau, oder an verschiedenen Theilen mit verschiedenen Farben geschmückt. Diese legen jedesmal nur zwei Eier und bauen ihre Nester in die hohlen Stämme alter Bäume oder in Felsenspalten. Andere, welche zwar auch obige Farben, aber mit Grau oder Schwarz versetzt haben, brüten an den Häusern. Es giebt auch ganz schwarze, deren Farbe in das Grünliche spielt mit rothen Augen und Schnabel und gelben Füßen. Die schönste Art ist ohne Zweifel die ganz grüne, mit gelber Platte und gelbem Halsband. Den Kopf ziert ein schöner Busch von blauen Federn, und der Schwanz stellt dem Auge eine Mischung von Gelb, Roth und Grün

bar. Die merkwürdigste der hier lebenden Papageienarten ist aber die, welche die Einwohner Tuin nennen. Dieser nur Sperlingsgroße Vogel lernt ungemein leicht reden, zwitschert aber dabei immer seine natürlichen Töne. Er ist außerordentlich gewandt und wird in kurzer Zeit so zahm, daß er sich auf die Brust seines Ernährers setzt, und seine Speise aus dessen Munde nimmt.

Auch hat Brasilien eine Art Gans und mehreres anderes wildes Geflügel, was wenig von dem Europäischen verschieden ist. Unter den kleineren Vögeln ist der sumsende brasilianische Colibri der interessanteste. Ob er gleich nicht viel größer als eine Hummel ist, macht er doch großen Lärm. Seine Farbe ist so schillernd, daß sie aus jedem Gesichtspunkte verschieden erscheint. Einige der eingebornen Frauen tragen diese kleinen Vögel todt als Ohrgehänge.

Unter den wilden Säugthieren zeichnet sich das wilde Schwein, der Leopard, der Tiger (Felis Onca L.) und die Unze (Felis cauda elongata, corpore nigro) aus. Vorzüglich ist letztere gefährlich, und sie erklettert, um ihren Raub zu verfolgen, die höchsten Bäume. Die Eingebornen halten es für eine ruhmvolle That, eine zu tödten, und wer dies Glück hatte, wird fortan als ein Held betrachtet. Zu den seltenen Thieren, welche man in diesem Lande trifft, gehört eine Art Stachelschwein, von den Bewohnern Kuandu genannt. Es hat die Größe eines Affen; aber statt der Haare, drei

bis vier Zoll lange Stacheln, welche es, wenn es gereizt wird, gerade wie das gemeine Stachelschwein, aber mit so viel Gewalt fortwirft, daß es nach Nieuhoff's Aussage, den tödten kann, der sich unvorsichtig diesem Thiere zu sehr nähert. Die Einwohner essen sein gebratenes Fleisch.

Das Armadill gleicht an Gestalt und Größe dem Afrikanischen, ist aber mit schildförmigen Schuppen bedeckt. Es lebt von Wurzeln und faulem Fleische, säuft viel und ist ungemein fett. Es hält sich gern in morastigen Gegenden auf und gräbt sich Löcher zur Lagerstätte. Sein Fleisch wird als ein sehr wohlschmeckendes Wildprät geschätzt.

In diesem Lande findet man auch sehr viele Affen, die verschiedene Farben haben. Den Eingebornen dienen sie zur Nahrung.

Die Waldungen sind voller Schlangen. Man hat sehr große und sehr giftige von diesem Geschlechte hier. Ihr Gezisch deutet aber ihre Annäherung an, und selten greifen sie Jemanden an, der sie nicht gereizt hat. Nieuhoff erwähnt eine Art (Boa scytale), welche 20 bis 30 Fuß lang und so fürchterlich ist, daß sie sich aus ihren Schlupfwinkeln auf Menschen und Thiere wirft. Nach ihm ist aber ihr Biß minder gefährlich, als der einer andern Art, die er unter dem Namen Gekko beschreibt. Der Biß derselben soll tödtlich seyn, wenn der gebissene Theil nicht amputirt oder mit einem

glühenden Eisen ausgebrannt wird. Die Turmeak-Wurzel (Curcuma longa) wird von den Brasiliern als das wirksamste Heilmittel in diesem Falle geachtet. Die Bewohner von Java sollen mit dem Blute dieser Schlange ihre Pfeile vergiften. — Die dortigen, bis 4 Fuß langen Eidechsen, werden ohne Anstand verzehrt.

Unter den dasigen Spinnenarten giebt es eine von beträchtlicher Größe, die in den Höhlen großer Bäume sich aufhält und den sie Störenden eine unmerkbar kleine Bißwunde zufügt, auf welche eine sehr gefährliche, blauliche Geschwulst folgt, welche oft den Tod nach sich ziehen soll. Eine andere Art (Aranea venatoria) spinnt ein Netz von viel dickeren Faden, als die europäischen Spinnen, in welches sie ihre Eier legt und welches der schönsten Seide gleicht.

Unter den Insecten Brasiliens darf der Seidenwurm, der sich haufenweise auf den Maulbeerbäumen aufhält, so wenig als die Bienen vergessen werden. Einige Arten Bienen bauen ihre Stöcke in hohle Bäume, und die Eingebornen ziehen mittelst Röhren den Honig daraus. Der geschätzteste wird von einer kleinen Biene bereitet, welche ihre Honigscheiben auf den höchsten Bäumen anbringt. Dieser Honig ist kaum von dem besten europäischen verschieden, und als die Holländer in Brasiliens Besitze waren, sammelten sie so viel davon ein, daß sie ihn in ihr Mutterland verführen konnten, wo er sehr gut bezahlt ward.

Brasiliens Küsten und Haven haben einen Ueberfluß mannichfaltiger Fische, unter denen auch Lampreten und Muränen, letztere von ungeheuerer Größe, sind. Aber beide haben keinen guten Geschmack. Die eben so fischreichen Seen, als die Flüsse, liefern minder beliebte Fischarten, ob sie gleich nicht viel schlechter, als die Seefische sind. Man zieht den von den Eingebornen Karapantangele genannten, der unserm Barsche gleicht, andern Arten vor.

In den Flüssen und Seen finden sich Krokodille, die aber kleiner als die afrikanischen sind. Selten sind sie über 5 Fuß lang. Sie legen 20 bis 30 Eier, welche, so wie das Thier selbst, den Brasiliern zur Nahrung dienen. Die ganze Küste, vorzüglich die Allerheiligen-Bai, wimmelt von Wallfischen, und das Ufer ist von ihnen während der Periode, in der die Schildkröten ihre Eier legen, d. i. vom December bis zum April, dicht umgeben. Nachher gehen sie in die hohe See und verschwinden.

Zweiter Abschnitt.

Allgemeine Schilderung der Urbewohner Brasiliens. — Ihre körperliche Bildung, — Nahrungsmittel, — Religion, — Kriege. — Vielweiberei, — Sclavenstand der Weiber, — Gastfreundschaft gegen Fremde, — Krankheiten, u. s. f.

An Gestalt und Farbe unterscheiden sich Brasiliens Urbewohner wenig von den Portugiesen, und manche Stämme übertreffen diese noch sehr an Kraft.

Bei der Entdeckung dieses Landes lebte ein Theil der Bewohner in Dörfern, während der andere aus Laune oder Noth herumschweifte. Diese Dörfer bestanden nur aus drei oder vier Häusern, in deren jedem eine Familie oder ein Stamm unter einer Art von patriarchalischer Regierung lebte.

Die portugiesischen und holländischen Schriftsteller nennen die Eingebornen des nördlichen Brasiliens: Tapujo's, und die des südlichen: Topinambo's. Letztere theilen sie nach Verschiedenheit der Sprache in mehrere kleinere Völker, wiewohl ihre Sitten ziemlich gleich sind. „Jeder Stamm dieses großen Landes", sagt Abt „Raynal, „hatte seine eigene Sprache; aber keine „derselben hatte Ausdrücke für allgemeine oder abstracte „Begriffe. Diese, allen Völkern Südamerica's gemeine „Spracharmuth giebt einen überzeugenden Beweis von „den wenigen Fortschritten, welche der menschliche Verstand in diesen Gegenden gemacht hat. Die zwischen

„mehreren Sprachen dieses Landes Statt findende Aehn„lichkeit läßt häufige, wechselseitige Auswanderungen „zu einander vermuthen.“

Die Tapujo's haben in der Regel einen hohen Wuchs und eine dunkele Kupferfarbe. Ihre schwarzen Haare fallen über die Schultern herab; aber sie haben weder einen Bart, noch Haare an irgend einem andern Theile ihres Körpers, auch keine Bekleidung. Bloß die Frauen verdecken ihre Geschlechtstheile durch an eine Schnur gereihete Blätter, die ihnen zum Gürtel dienen. Zu gleichem Zwecke dient den Männern ein kleiner, aus Baumrinde verfertigter Sack. Den Kopf schmückt eine Krone von Federn. Kleine glänzende Steine, an den Lippen und Nasenlöchern befestigt, und Armbänder von Federn bilden den übrigen Putz. Manche tatowiren sich den Körper und reiben verschiedene Farben in die Haut, inzwischen Andere diese mit Gummi bestreichen, um buntfarbige Vogelfedern darauf zu kleben, was ihnen aus einiger Entfernung ein wunderliches Ansehen giebt.

Die Topinambo's sind hingegen mittlerer Statur und von lichterer Farbe als die Tapujo's, die inzwischen nicht so schwarz als die afrikanischen Neger unter derselben Breite sind. Die Topinambo's haben so, wie diese, platt eingedrückte Nasen, welche sie für so schön halten, daß sie von Jugend an alle Mittel anwenden, ihren Nasen diese Form zu geben. Ihre gleichfalls schwarzen Haare sind lang und glatt. Uebrigens haben sie so wenig, wie die Tapujo's, Haare an anderen Theilen des Körpers.

Schon vor Ankunft der Portugiesen verstanden sie Spinnen, Weben und Häuserbau; verfertigten auch Waffen, als Bogen, Pfeile, Speere und Wurfspieße. Sie behaupteten, die Eigenschaften der Gewächse zu kennen und wendeten einige mit Erfolg an. Jagd und Fischerei waren für sie mehr Bedürfniß, als Vergnügen und ihr Ertrag war zur Erhaltung ihrer Familien unentbehrlich. In einem, von zahmen Thieren entblößten Lande, mußten begreiflich die Nahrungsmittel sehr einfach seyn. Die Küstenbewohner hatten fast nichts als Schaalthiere zu ihrer Nahrung, inzwischen die Waldbewohner vom Ertrage der Jagd und die Anwohner der Flüsse vom Fischfange lebten. Fehlten ihnen diese Nahrungsmittel, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Maniok und andern Wurzeln, auch andern Früchten und Vegetabilien, welche dies Land im Ueberflusse erzeugt. Am stärksten wird aber der Maniok consumirt, dessen Wurzel unserer Pastinake gleicht, aber 2 bis 3 Fuß lang und armsdick ist. Ist diese Wurzel abgewaschen und geschält, so wird sie mittelst eines, durch ein Rad gedrehten Reibeisens, welches über einem Troge befestigt ist, zu einem mehlartigen Brei zerrieben, welcher in diesen Trog fällt. Dieser wird nun in einen, etwa vier Zoll weiten Sack von Baumrindenzeuch gethan, und so unter einer Presse sein Saft rein ausgedrückt, der im ungekochten Zustande, ein töotendes Gift ist. Hierauf schlägt man das Mehl durch ein Haarsieb und trocknet es in einem kupfernen oder irdenem Geschirr über dem Feuer, während man es mit einem hölzernen Löffel oder Spatel umrührt. Die Brasilier backen aus diesem Mehle

Kuchen, die unserm Zwieback gleichkommen, und nehmen solche auf ihren Reisen und Kriegszügen mit sich, wo es dann mit etwas Wasser aufgegossen die Stelle von Speise und Trank vertritt. Hat der ausgepreßte Saft der Maniokwurzeln zwei Stunden ruhig gestanden, so findet man auf seinem Boden eine Menge weißen Satzes, welcher getrocknet Tapiokpulver heißt und in Europa Absatz findet. Aus demselben Satze machen sie auch Kuchen, die gebacken, eben den Geschmack haben, wie Waizenbrod. Die Brühe, welche durch Absiedung des Safts erhalten wird, ist eine sehr gesunde Nahrung. — Zuweilen schneidet man diese Wurzel, gleich nachdem sie aus der Erde gezogen ist, in Scheiben und läßt diese vier bis fünf Tage in frischem Wasser, um weich zu werden, *) liegen. Die wilden Brasilier ziehen dieses Verfahren als leichter vor, und rösten die Scheiben auf glühenden Kohlen.

Kocht man eine andere Art von Maniok, so erhält man ein sehr angenehmes, süßen Molken ähnliches Getränk, was Kawimakarera heißt. Diese Wurzel giebt auch gestoßen und im Wasser aufgelöſ't, ein anderes, Haon genanntes Getränk. Thut man die Kleien aus dem Mehle der nämlichen Maniokart in ein Faß mit Wasser und läßt dieses zur Gährung kommen, so erhält man gleichfalls ein dem Bier ähnliches, starkes Getränk.

*) Vielmehr, um den giftigen Saft auszuziehen.

A. d. U.

Die Brasilier lieben den Tanz sehr. Der ihn begleitende Gesang ist nur eintönig und diese Folge eintöniger Laute ohne alle Melodie hat entweder Krieg oder Liebe zum Gegenstande.

Die Bewohner der innern Gegenden haben nur sehr unvollkommene Begriffe von dem höchsten Wesen. Sie haben unbestimmte und verworrene Ideen von einer allgemeinen Ueberschwemmung, welche das ganze menschliche Geschlecht, mit Ausnahme eines Mannes und seiner Schwester, die nach und nach wieder die Erde bevölkerten, ertränkte. „Sie wissen," sagt Nieuhoff, „nicht, „was Gott sey und haben selbst kein Wort in ihrer „Sprache, welches diesen Begriff bezeichnet, wenn dies „nicht etwa Tuba ist, welches ein Wesen vorzugsweise „bedeutet." Mit diesem Namen benennen sie den ihrem Lande, so wie überhaupt in den andern Gegenden der heißen Zone, so häufigen und so furchtbaren Donner, der nicht nur ein Gegenstand des Entsetzens, sondern auch eines religiösen Cultus ist. Weder vom Himmel, noch von der Hölle haben sie einen Begriff, obgleich eine alte Sage sie zu dem Glauben veranlaßt, daß die Seele unsterblich sey, aber entweder in die Wohnung der Teufel geführt, oder eines hohen Glücks, tanzend und singend in lieblichen Gefilden jenseits der Gebirge, theilhaftig werde. Diese reizende Gegend wird aber nur durch alle die Wackeren beider Geschlechter bewohnt, welche eine große Menge Feinde erlegt oder verzehrt haben, inzwischen diejenigen, welche ihr Leben in vollständiger Ruhe zubrachten und sich nie durch kriegerische

Thaten auszeichneten, vom bösen Geiste gemartert werden, der bei ihnen verschiedene Namen hat.

Ob sie gleich keine religiöse Ceremonie ausüben, so suchen sie doch den Zorn des übelthätigen Geistes durch gewisse Opfer, welche an die Spitze in die Erde befestigter Stangen aufgehängt sind, zu besänftigen. Sie haben auch Priester oder besser Zauberer, die sie bei allen wichtigen, hauptsächlich den Krieg betreffenden Angelegenheiten befragen. Sie haben keinen Begriff von der Unterwürfigkeit, die bei andern Völkern vielleicht ursprünglich von der Religion stammte oder von dem Glauben, welcher den moralischen Einfluß der Gottheit anerkennt. Tiefe Verehrung weihen sie aber dem Klugen und Tapfern und treiben ihre Achtung für einen Mann, der die größte Zahl Feinde erschlug, bis zur Anbetung. Selten erheben sich in ihren Gemeinden Streitigkeiten, obgleich kein Gesetz solche verbietet. Wird Jemand in einem Zanke, der seinen Ursprung dem Rausche oder irgend einer andern Veranlassung verdankt, getödtet, so wird der Verbrecher den Verwandten des Ermordeten überliefert, die ihn, ohne Anstand, dem Geiste des Verstorbenen opfern. Ein lärmendes Fest feiert dann die Versöhnung beider Familien und die Ursache der Zwietracht ist auf ewig vergessen.

Ihre Fürsten, oder vielmehr ihre Oberhäupter und deren Nachkommen, zeichnen sich durch den Schnitt ihrer Haare und durch die Länge der Daumennägel

aus. Doch ist letzteres Zeichen nach Nieuhoff, einzig der Person des Oberhaupts eigen. Seine Söhne können die Nägel der andern Finger lang tragen, aber die der Daumen nicht.

Einige frühere Schriftsteller schreiben die häufigen Kriege zwischen den verschiedenen, auf der weiten Fläche Brasiliens zerstreuten Stämmen ihrem Geschmacke an Menschenfleisch zu. Nieuhoff, der sich hier lange aufhielt, versichert, daß die todt gebornen Kinder von ihren Aeltern verzehrt würden und diese deren Fleisch sehr schmackhaft fänden. Mag diese Angabe wahr seyn oder nicht, so scheint es gewiß, daß nie Eigennutz oder Ehrgeitz die Brasilier zum Kriege veranlaßten; aber wohl die ihren Verwandten oder Freunden zugefügten Beleidigungen.

Der Aelteste oder der Geschickteste des Stammes bestimmt den Beginn der Feindseligkeiten und erregt durch seine Reden während dem Zuge den Haß seiner Leute gegen die Feinde. Ihre Waffen bestehen aus einer etwa sechs Fuß langen, vorn einen Fuß breiten und einen Zoll dicken Keule von Ebenholz und in einem Bogen von demselben Holze. Die Sehnen sind aus gesponnener Baumwolle und die Pfeile, Uba genannt, aus wildwachsendem Rohre verfertigt. Ihre Spitze besteht aus hartem Holze, Knochen oder Fischzähnen und ist in der Regel sehr spitzig. Einige haben mehrere Spitzen, Andre nur eine. Manche Stämme bedienen sich des Bogens nicht, sondern schleudern die

Pfeile mit der Hand auf den Feind. Ihre ganze Kriegsmusik besteht aus einer Pfeife, die aus den Knochen eines erlegten Feindes gemacht ist. Wer in vorhergehenden Kämpfen die ausgezeichnetsten Beweise von Tapferkeit gegeben hat, führt die Andern gegen den Feind. Man sucht sich wechselseitig zu überfallen und die größte Ehre wird durch die Zahl der gemachten Gefangenen bewirkt. Man tödtet diese und frißt sie mit vieler Feierlichkeit. Ihr Geschmack am Menschenfleische scheint sie aber nicht verleitet zu haben, auf dem Schlachtfelde gebliebene Feinde, wohl aber die lebend in ihre Hände gefallenen zu speisen. Stadius, ein Teutscher, in Portugiesischen Diensten stehender Offizier, erzählt merkwürdige Dinge im Betreff der Behandlung der Gefangenen. Er brachte selbst neun Jahre in den Banden der Topinambo's mit vielen andern Gefangenen zu und hatte, als solcher, ein grausames Loos zu erwarten, dem er nur durch unglaubliche Anstrengung von List und Muth entgieng. Lery, der Herrn de Villegagnon auf seiner Expedition nach Brasilien im Jahr 1556 begleitete und dort sich eine Zeit lang aufhielt, stimmt mit Stadius völlig überein. Mehrere, von diesen beiden Reisenden nicht erwähnte, Thatsachen hat ein Portugiesischer Schriftsteller nachgetragen. (Purchas Pilgrams. IV. p. 1234). Die Brasilier bewahrten die Schädel ihrer, auf dem Schlachtfelde erschlagenen, oder nach dem Siege geschlachteten Feinde sorgfältig auf und zeigten sie, als Zeugnisse ihrer Tapferkeit, prahlend den Fremden. Ihre Helden schnitten sich tiefe Wunden zum Gedächtniß ihrer Thaten ein,

und je mehr diese ehrenvollen Zeichen ihrer Tapferkeit sie entstellten, desto mehr wurden sie von ihrem Stamme geachtet.

Die Vielweiberei fand bei allen Brasilischen Völkern Statt. Jeder Einzelne heirathete so viel Weiber, als ihm gefiel und verstieß sie mit derselben Leichtigkeit wieder. Ehebruch ward aber mit dem Tode gestraft. Die Weiber sind sehr fruchtbar und wenig unzeitigen Entbindungen unterworfen. Der Geburt folgen hier nicht die Zufälle, welchen die Frauen in civilisirten Ländern ausgesetzt sind. Kaum sind sie entbunden, so begeben sie sich allein an das nächste Wasser, baden sich in demselben, befestigen das Kind mit einer Art von Schärpe an ihrem Halse und kehren, ohne den mindesten Nachtheil zu spüren, zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück. Einige Schriftsteller melden, daß unmittelbar nach der Geburt eines Kindes, die Väter die seltsame Sitte haben, sich in die Hangmatte zu legen und in derselben 24 Stunden zu bleiben, während deren ihnen alle Art von Aufmerksamkeit erzeigt wird.

Den Verlust ihrer Kinder beklagen die Mütter durch drei oder viertägiges Geheule und Jammern. Bei dem Tode der Aeltern raufen sie sich die Haare aus und werfen sie auf den Leichnam, den sie mit der zärtlichsten Rührung anblicken. Sie erzählen gern des Verstorbenen Thaten und erheben seine Eigenschaften und Tugenden mit Enthusiasmus. Nach einiger Zeit wird

der Leichnam senkrecht in einer kreisförmigen Grube beerdigt und war er ein Familienoberhaupt, so werden sein Federschmuck, sein Halsband und seine Waffen mit ihm begraben.

Wechselt ein Stamm den Ort seines Aufenthalts, was oft geschieht, so werden einige große Steine auf die Gräber der am meisten verehrten Aeltern gelegt und nie nähern sie sich diesen Denkmalen des Schmerzes und der Trauer, ohne die Luft von ihren Klagen ertönen zu lassen.

Die Brasilischen Weiber folgen ihren Männern in den Krieg und auf die Jagd. Während letztere bloß ihre Waffen tragen, sind die armen Weiber nicht nur mit ihren Kindern, sondern auch mit den für dem Zug erforderlichen Proviant und andern Reise = Bedürfnissen beladen. Bei Annäherung der Nacht hängen sie ihre Hangmatten an Bäume oder an lange Stangen und schützen sich gegen den Regen mit Palmblättern. Diese Hangmatten bilden den wichtigsten Theil ihres Hausraths; es sind baumwollene Netze von 6 bis 7 Fuß Länge und 4 Fuß Breite. Einige Stämme machen sie so groß, daß sie 4, ja selbst 6 Personen fassen können. Ihr Trinkgeschirre, Tassen u. s. f. sind aus Flaschenkürbissen verfertigt, von denen manche sechszig Maas fassen. Die Brasilier essen und trinken zu verschiedenen Stunden. Während ihres Mahls trübt keine Sorge ihren Genuß. Sie vergessen selbst die ihnen wiederfahrnen Beleidigungen, bis ihre Eßlust gestillt ist.

Lery, der sich lange unter ihnen aufhielt, läßt ihrer Mäßigkeit Recht wiederfahren. „Sie leben gewöhnlich „von zwei Arten Wurzeln, dem Aipy und dem Ma„niok, die in einem so fruchtbaren Lande, wie Brasi„lien, wenig Mühe im Anbau erfordern. Auch giebt „es Mais im Ueberflusse und eine ungeheure Men„ge der trefflichsten, zwischen den Wendekreisen einhei„mischen Obstarten. Diese vegetabilischen Producte „bieten, in Verbindung mit dem Ertrage der Fischerei „und der Jagd, den Eingebornen eine hinreichende „Menge guter und gesunder Nahrungsmittel dar."

Bei Tages Anbruch verläßt gewöhnlich der Mann mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, seine Hütte, um wilde Thiere zu tödten, den Vögeln Schlingen zu legen oder im Meere oder in einem benachbarten Flusse zu fischen, während seine Frau bei den Pflanzungen beschäftigt ist oder ihren Mann begleitet, um den Ertrag der Jagd oder der Fischerei nach Hause zu schaffen. Zuweilen graben sie Gruben in die Erde und werfen Aas hinein, welches sie mit Zweigen und Blättern bedecken, um ihre Beute anzulocken und in der Grube zu fangen. Sie bedienen sich dazu auch einer unförmlichen Falle von Holz. Den Vögeln, deren es hier eine ungemeine Menge giebt, stellen sie mit Schlingen nach. Ihr Fischergeräthe besteht in einer Schnur und einer Angel, an welche sie Erdwürmer, oder Meerkrebse, oder kleine Fische befestigen. Wenn sie auf hoher See fischen wollen, so bedienen sie sich eines starken eisernen Hakens, an dem sie Aas zum Köder

befestigt haben. Sie entfernen sich oft eine beträchtliche Strecke von der Küste auf einer Art Floß, das aus drei zusammen gebundenen Holzstücken besteht, und Igapeda genannt wird.

Ehemals war Gastfreundlichkeit eine, unter den Urbewohnern herrschende Tugend und bevor das Benehmen der Europäer Mißtrauen und Verdacht erweckte, wurden Fremde von ihnen liebreich und mit einer Art Höflichkeit aufgenommen. Ueberall, wo sich Fremde zeigten, wurden sie von Frauen umgeben, die ihnen die Füße wuschen und gegen sie die größte Güte bezeigten. Keine Sorge, keine Mühe ward gespart, um sie gut zu behandeln. Verließ man die Familie, bei der man anfänglich aufgenommen war, in der Hoffnung, es bei einer Andern besser zu haben, so ward dies als eine unverzeihliche Beleidigung angesehn.

Damals, als sie noch so gastfrei waren, empfiengen sie ihre eignen Angehörigen nach einer langen Reise mit offnen Armen und thränenden Augen, indem sie ihre Stirn gegen die Brust der rückkehrenden stießen, um den Kummer auszudrücken, den sie durch deren Abwesenheit erduldet hätten.

Die Gemeinschaft der Güter findet bei allen wandernden und wilden Stämmen Statt. Aber zu der Zeit, von der wir reden, waren die Brasilier in der Civilisation schon weit genug vorgerückt, um über das Eigenthumsrecht richtige Begriffe zu haben. Wer ein Feld

anbaute, hatte auch nur das Recht, dessen Ertrag zu ärndten. Stellte eine Familie eine Jagd oder einen Fischfang an, so erhielt bloß der Cazike oder die ihrer Verwandten, welche durch Krankheit dem Zuge beizuwohnen, verhindert worden waren, einen Theil der Beute. Wer dieser Gewohnheit entgegenhandelte, wurde einer harten Strafe unterworfen.

Sie haben kein Zeitmaaß. Doch wissen sie ihr Alter zu zählen, indem sie in jedem Jahre eine Kastanie bei dem Aufgange des, Taku (Regenstern) genannten, Sterns zurücklegen.

Von vielen in Europa bekannten Krankheiten weiß man in Brasilien nichts. Die Eingebornen wenden bloß einfache Mittel an und spotten über unsere zusammengesetzten. Sie bedienen sich des Schröpfens, gebrauchen aber dabei statt des Schröpfeisens den Zahn einer Lamprete, die Kakaon heißt, und ohne den sie nie ausgehen. Aus dem geschröpften Theile ziehen sie das Blut mittelst Aussaugen durch eine hörnerne Tasse. So wie einer ihrer Freunde oder Verwandten krank wird, versammeln sie sich, und jeder räth das Mittel, welches ihm eigne Erfahrung auf das wirksamste kennen gelehrt hat. — Oft lassen sie die hörnerne Tasse weg und verrichten das Aussaugen mit dem Munde, wodurch sie aus dem leidenden Theile alle bösen Säfte zu entfernen mit Recht behaupten. — Sind alle Heilmittel fruchtlos und giebt man den Kranken verloren, so faßt man den Entschluß, wie Nieuhoff behauptet, ihn

mit Keulen zu tödten, indem man glaubt, es sey ruhmvoller, seine Lebensbahn so zu schließen, als ein elendes Leben in Schmerzen zu verlängern.

So waren die Brasilier zur Zeit der Entdeckung ihres Landes durch die Portugiesen, ein talentvolles, leicht zu regierendes und für jede Kunst und Wissenschaft, die man ihm hätte lehren wollen, empfängliches Volk. Wahr ist's, daß sie wenig zur Arbeit geneigt, und ihre Bedürfnisse beschränkt und leicht gestillt waren. So lange man sie mit Güte behandelte, widersetzten sie sich keineswegs der Besitznehmung ihrer Ländereien durch Fremde, dies mochte auf einem Punkte ihres Landes geschehen, auf welchem es wollte.

Die neuen Ankömmlinge, die in ihrem Mutterlande als die Hefen der Gesellschaft betrachtet wurden, und hier ihre Lage ungemein verbessert fanden, benutzten alle Gelegenheiten, sich die Zuneigung der Eingebornen zu erwerben. Sie hatten von Madeira Sprößlinge vom Zuckerrohr mit sich gebracht, welche sie pflanzten und mit großer Sorgfalt anbauten. Die Fruchtbarkeit des Bodens veranlaßte eine große Zahl der Bewohner anderer Theile America's, sich mit diesen Colonisten zu vereinen. Jedes Familienhaupt war hier zugleich Ackerbauer und Soldat. Er nahm so viel Land ein, als er und seine Familie anbauen konnten, und übte sich täglich in den Waffen, um sein Eigenthum vertheidigen zu können. Daher rührt der Name: Capitanerie, der jedem Bezirk gegeben wurde und den sie noch führen, obgleich die Lage der Dinge nicht mehr dieselbe ist.

Etwa 50 Jahre nach Entdeckung Brasilien's fieng der Wohlstand dieser Colonie an, die Aufmerksamkeit Portugal's auf sich zu ziehen und König Johann III. wiederrufte im J. 1549 zu seiner Schande die, den ersten Eigenthümern ertheilten Privilegien. Thomas de Souza ward zum Gouverneur Brasilien's ernannt, welcher in demselben Jahre von Lissabon nach dieser Colonie mit 6 Kriegsschiffen und einem bedeutenden Truppencorps, so wie in Begleitung von 6 Missionaren aus dem Jesuiten-Orden, absegelte.

Dritter Abschnitt.

Ankunft eines portugiesischen Gouverneurs in Brasilien. — Dessen unpolitisches Betragen. — Charakter der Missionare. — Fruchtloser Versuch der Franzosen, eine Colonie in Brasilien zu gründen.

Kaum war der neue Gouverneur in Brasilien gelandet, als er sich mit den Eingebornen veruneinigte. Durch seine eignen Bemerkungen und die Berichte der Colonisten von ihrem sanften und friedlichen Charakter überzeugt, beschloß er, sie zu Sclaven zu machen. Aber trotz der Gelehrigkeit, deren die Brasilier fähig seyn mochten, fehlte es ihnen nicht an Einsicht, das Joch zu erblicken, was man ihnen auflegen wollte, und sie waren entschlossen, durch Gewalt das tyrannische Verfahren zurückzuweisen. Ihre Menge und ihr Muth würden

wahrscheinlich, ohne Vermittlung der Jesuiten, dies' aufblühende Colonie bald zerstört haben, welche durch ihr sanftes, liebevolles Betragen sich die Zuneigung der Eingebornen erworben hatten. Diese frommen Missionare bestimmten einen großen Theil der Küstenbewohner, die Hände zu einer Versöhnung mit den Colonisten zu bieten, inzwischen die andern Eingebornen von keinem Vergleiche hören wollten und sich in das innere Land zurückzogen und jeder Verbindung mit den Portugiesen, ihren Unterdrückern, entsagten.

Es ist eine traurige, aber durch einstimmige Zeugnisse der Reisenden beglaubigte Thatsache, daß die Eingebornen aller Gegenden, in welche die Europäer drangen, verdorben wurden, daß ihre ursprüngliche Einfalt verloren gieng und die Mittel ihres Lebensunterhalts unsicherer und schwieriger gemacht wurden, ohne daß sie deshalb einige Fortschritte in den Künsten, der Manufactur-Industrie, den Wissenschaften und der Gesetzgebung gemacht hätten. Manche Schriftsteller, welche diese Wahrheit nicht läugnen oder entstellen konnten, schreiben die Ursache dieses Uebels dem wilden, ungeselligen Charakter des uncivilisirten Menschen zu. Aber ein flüchtiger Blick auf die drückende, oder vielmehr grausame Behandlung, welche die Colonisten jedes europäischen Volks gegen ihre Wirthe ausübten, zeigt deutlich das Irrige und Ungerechte dieser Meinung. Ohne uns hierüber in weitere Untersuchungen einzulassen, bemerken wir nur, daß die Raubsucht und Ungerechtigkeit der Europäer nothwendig einen Trieb zur Wiedervergeltung

und Rache in den Herzen dieser Naturmenschen gegen die Urheber ihrer Uebel erzeugen mußten, deren Wuth und Laune sie fortwährend zum Schlachtopfer dienten, statt daß ein entgegengesetztes Benehmen sie unfehlbar durch die Gefühle der Dankbarkeit und des Wohlwollens an die Europäer gefesselt haben würde.

Will man noch an der Wirkung der Güte und Menschenfreundlichkeit auf wilde Völker zweifeln, so vergleiche man den, durch die Jesuiten während kurzer Zeit in Südamerica erhaltenen, Erfolg mit dem der spanischen und portugiesischen Heere in demselben Lande während zwei Jahrhunderten. „Während eine Menge Soldaten," sagt der beredte Raynal „gebraucht ward, um zwei „große Reiche in Wüsten, von nomadischen Barbaren „bewohnt, zu verwandeln, hatten die Missionare einige „kleine wandernde Stämme in große cultivirte Völker „umgebildet." In Brasilien verbreiteten sich beherzte Männer unter den verschiedenen Stämmen der Eingebornen und, wenn gleich einige derselben das Opfer des Hasses gegen den portugiesischen Namen wurden, wagten Andere, ohne von dem Schicksale ihrer Vorgänger zurückgeschreckt zu werden, sie zu ersetzen. Durch Friede und Liebe beseelt, gewannen endlich diese Missionare das Zutrauen der Uibewohner. Wo sie sich zeigten, begrüßte man sie mit Freudengeschrei und führte sie vor die versammelte Familie, welche sie zu guten Sitten, Gerechtigkeitsliebe, brüderlicher Barmherzigkeit und Abscheu für Menschenblut ermahnten. Da sie mit tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens große Erfah=

rung und vollendete Klugheit verbanden, suchten sie nicht durch Gewalt tief eingewurzelte Vorurtheile zu zerstören, auch nicht mit Heftigkeit ihren Aberglauben anzugreifen; ließen aber keine, für die Absicht und den Erfolg ihrer Sendung taugliche, Veranlassung unbenutzt. Man kann nicht zweifeln, daß ihnen die Civilisirung der wilden Stämme gelungen wäre, wenn man ihnen Zeit gelassen hätte.

Nach der Aufhebung ihres Ordens wurde die Bekehrung dieser Völker Missionaren aus einem weit strengern und weniger aufgeklärten Orden anvertraut, die mit einem Male den Glauben der Eingebornen vernichten, katholische Dogmen an dessen Stelle setzen und sie zwingen wollten, den von ihnen gepredigten Glauben anzunehmen. Diese Unternehmung ward abe endlich ganz aufgegeben. Die Brasilier blieben also in dieser Hinsicht so wenig aufgeklärt, als sie bei der ersten Landung der Portugiesen waren, und sind es noch.

Als der Gouverneur sich völlig von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, die Eingebornen zu Sclaven zu machen oder sie zu den Arbeiten des Ackerbau's zu zwingen, so faßte er den eben so ungerechten, als grausamen Plan, sie durch eine hinreichende Zahl Neger zu ersetzen, welche er aus den erst kürzlich in Afrika angelegten Niederlassungen bezog. Kaum war die Stärke dieser Unglücklichen an die Stelle der schwachen Bemühungen der Eingebornen getreten, als sich der Bau

des Zuckerrohrs beträchtlich vermehrte und in dem Maaße zunahm, in welchem nun der, vorher nur als Arznei gebrauchte, Zucker ein Gegenstand der Consumtion ward.

De Souza benutzte den Stillstand der Feindseligkeiten, welchen das kluge und gemäßigte Benehmen der Jesuiten bewirkt hatte, um die Stadt San-Salvador zu erbauen. Kaum war diese Arbeit vollendet, als der zunehmende Wohlstand dieser Colonie, um den alle Handelsplätze Europa's wußten, die Habsucht der Franzosen rege machte. Zu dieser Zeit waren Frankreichs Angelegenheiten in der größten Verwirrung und der Kampf zwischen der römischen Kirche und den Kalvinisten hatte seine größte Höhe erreicht. Eine bedeutende Zahl thätiger und erwerbsamer Hugenotten wünschte einen Zufluchtsort gegen die Verfolgungen, welche sie in ihrem Vaterlande bedrohten, zu finden. Unter dieser Zahl war auch Nikolaus Durant, Herr von Villegagnon, Malteser-Ritter und Vice-Admiral von Bretagne. Er faßte, zu Nantes gemißhandelt, den raschen Entschluß, das Reich zu verlassen und eine Colonie nach einem entlegenen Lande zu führen. Da seine Absichten auf Brasilien gerichtet waren, entwarf er einen Plan zu Anlegung einer dortigen Niederlassung, und unterwarf ihn der Prüfung des Admirals von Frankreich, Gaspard de Colygny, dessen Unterstützung er sich zur Ausrüstung eines, für diesen Zweck bestimmten Geschwaders erbat. Der Admiral, der eben so durch seine Verdienste und Tugenden, als durch seine lebhafte Anhänglichkeit an die Sache der Reformirten ausgezeichnet war, ver-

sprach ihm allen von ihm abhängenden Beistand. Er hoffte auf diese Art in der neuen Welt eine protestantische Colonie zu gründen, welche dieser Religionspartheī, deren damalige Lage in Frankreich rettungslos war, einen Zufluchtsort gegen die Wuth ihrer Verfolger geben könnte. Er stellte daher dieses Project König Heinrich IV. unter einem so vortheilhaften Gesichtspunkte dar, daß dieser Monarch ihn bevollmächtigte, drei große Schiffe auszurüsten, auf denen sich eine Menge Abentheurer einschifften. Diese kleine Flotte lief im Mai 1555 von Havre de Grace nach Brasilien aus, und langte nach einer schwierigen und ermüdenden Ueberfahrt im folgenden November daselbst an.

Diese Colonie landete auf einem wüsten, unfruchtbaren Felsen und gründete nach weiterem Vordringen in das Land an einem, ihren Absichten entsprechenden Orte, in der Nähe des Wendekreises des Steinbocks, ein tüchtiges Fort, um sich gegen die Angriffe der Eingebornen und der Portugiesen zu schützen. Es erhielt den Namen Coligny. Von hier aus legte Villegagnon dem Admiral Rechenschaft von seiner Expedition und deren Resultaten ab, indem er bemerkte, daß, wer den Genüssen Europa's entsagen und mit Geflügel, Fischen und andern Nahrungsmitteln, an denen das Land reich sey, zufrieden seyn könne, einen sichern Zufluchtsort in dem, von ihm in Brasilien erbauten Fort finden würde.

Coligny theilte dieses Schreiben dem berühmten Reformator Calvin in Genf mit, der ein Dutzend

Genfer Protestanten veranlaßte, diese wachsende Niederlassung zu vermehren. Dupont, ein wackerer und verständiger Mann ward für die Organisation dieser Auswanderung zugleich mit zwei Predigern, Pierre Richer, ehemaligem Karmeliter und Guillaume Chartier bestimmt. Sie begaben sich von Genf nach Chatillon, um den Admiral zu besuchen, welcher sie sehr gefällig aufnahm. Durch seine Unterstützung und ihr persönliches Ansehen gestärkt, gelang es ihnen bald 300 Mann zusammenzubringen, welche sich im November 1556 zu Honfleur auf drei Schiffen einschifften und am 7ten März 1557 am Fort Coligny anlangten, wo sie mit größter Freude empfangen wurden.

Inzwischen genoß diese Colonie nicht lange die Ruhe, welche ihr eine so lachende Aussicht darbot. Villegagnon, der sich Anfangs nur als einen so eifrigen Kalvinisten gestellt hatte, um seine Plane besser auszuführen, nahm die Maske ab und veruneinigte sich öffentlich mit dem Prediger Richer, welcher mit seinem ganzen Gefolge verjagt ward. Diese Verwiesenen ließen sich am Ufer des Rio Janeiro, in einer weiten Entfernung oberhalb dem Fort nieder und blieben hier acht Monate, nach deren Ablauf sie nach Frankreich zurückkehrten, und ein so wenig vortheilhaftes Gemälde des heuchlerischen Betragens Villegagnon's entwarfen, daß der Admiral, der bei Ausführung seines Plans keinen Vortheil für die Protestanten sah, keinen Theil mehr an den Fortschritten dieser Niederlassung nahm.

Als Villegagnon sich so sich selbst überlassen sah, setzte er die Colonie in den besten Vertheidigungsstand und kehrte nach Frankreich zurück, um die übeln über ihn verbreiteten Gerüchte zu zerstreuen. Da aber alle seine Bemühungen fruchtlos waren, begab er sich in ein Kloster und beschäftigte sich bis an seinen Tod mit Abfassung von Schriften gegen die Protestanten. Seine Abwesenheit benutzten die Portugiesen zum Angriffe der neuen Ansiedler, und im folgenden Jahre gelang es dem Gouverneur Brasilien's, Emanuel de Sa die zurückgebliebenen Franzosen zu besiegen und ihr Fort zu zerstören.

Während der kurzen Zeit, daß die Franzosen diese Niederlassung besaßen, knüpften sie mit den Eingebornen engere Verbindungen an, als dieses in 50 Jahren den Portugiesen möglich gewesen war. Dies kann man theils dem umgänglichen Charakter der Franzosen, theils dem Umstande zuschreiben, daß vor 20 Jahren ein Schiff aus der Normandie an Brasilien's Küste gescheitert war. Ein Theil der Mannschaft hatte sich gerettet und bei tieferem Eindringen in das Land sich mit den Eingebornen verheurathet. Sie waren der französischen Colonie höchst nützlich.

Seit dieser Zeit genossen die Portugiesen noch lange ihre hiesigen Besitzungen in Ruhe, bis der Kapercapitän Riffaut auf einer Insel des Maranhon landete. Dieser Seemann verband sich mit dem Oberhaupte der Insel so innig, daß dieses ihn bat, eine Niederlassung

daselbst anzulegen und allen Beistand dazu versprach. Rliffaut gieng mit Freude in die Absichten des Insulaners ein, und traf nach seiner Rückkunft in Frankreich so nachdrückliche Maaßregeln, daß er sich bald im Stande sah, drei Schiffe auszurüsten, mit denen er unter den glücklichsten Aussichten absegelte. Da sich aber das Schiffsvolk vor der Ankunft empört hatte und die zwei größeren seiner Schiffe an der Küste gescheitert waren, mußte er zurückkehren. Einige seiner Leute, unter denen ein junger Edelmann Devaux war, blieben lieber bei den Eingebornen, die sie sehr freundlich empfangen hatten. Letzterer von lebhaftem und unternehmendem Geiste beseelt, gewann durch mehrere, den Brasiliern bei verschiedenen Gelegenheiten geleistete, wichtige Dienste ihr Vertrauen und ihre Liebe. Sie thaten ihm dieselben Vorschläge, welche das Oberhaupt früher an Riffaut gemacht hatte. Er benutzte daher die erste Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren, um Mittel zur Realisirung seines Plans auszufinden. Bei seiner Ankunft in Frankreich wendete sich Devaux an König Heinrich IV., dem er die großen Vortheile, welche für sein Reich durch eine solche Niederlassung bewirkt werden würden, entwickelte. Aber dieser Fürst wollte den Versicherungen dieses jungen Abentheurers nicht unbedingt glauben, und ließ ein kleines Schiff unter Commando des Hrn. Rivadier, auf dessen Bericht er sich verlassen konnte, ausrüsten und diesen von Devaux begleiten. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in Brasilien kehrten sie nach Frankreich zurück, und mußten mehrere Reisen machen, um die Re-

gierung zu dem Entschlusse zu vermögen, sich ernstlich mit dem Gegenstande ihrer Sendung zu beschäftigen.

Endlich fieng man an, ein starkes Geschwader auszurüsten, als die Ermordung Heinrich's IV. diesen Plan zerstörte. Allein Hr. Rivadier war von der Möglichkeit in Brasilien eine vortheilhafte Niederlassung gründen zu können, so überzeugt, daß er sein ganzes Vermögen zu dieser Unternehmung verwendete, und selbst mehrere seiner Freunde vermochte, ein Gleiches zu thun. Durch ihre vereinten Bemühungen gelang es ihnen, drei große Schiffe auszurüsten, auf denen er und 300 Mann von Cancale an der Küste Bretagne's absegelten und bald darauf auf der Insel im Maranhon frisch und gesund anlangten.

Die erste Sorge Hrn. Rivadier's war ein Fort auf dem Gipfel einer, neben dem besten Haven der Insel und zwischen zwei, auf beiden Seiten laufenden, und sich dann in das Meer ergießenden Flüssen, liegenden Höhe zu erbauen. Es ward mit 22 Stück Geschütz besetzt und Alles schien dieser Colonie den besten Erfolg und reichen Wohlstand zu versprechen, als etwa zwei Jahre nach ihrer Gründung der portugiesische Gouverneur Brasilien's, Don Jeronimo d'Albuquerque, mit einer starken Flotte vor der Bai erschien und das Fort schnell zur Uebergabe nöthigte. Auf seinen Befehl wurden alle Festungswerke geschleift. Dies war der Ausgang der Versuche der Franzosen, sich in diesem fruchtbaren Lande niederzulassen.

Besser gelang es den Holländern hier Colonien zu gründen, obwohl ihr unpolitisches Benehmen sie endlich gleichfalls der Macht der Portugiesen unterliegen machte.

Vierter Abschnitt.

Einfall der Holländer in Brasilien. — Ihre Eroberungen in diesem Lande. — Muthvolles Benehmen des Admirals Pater.

Als im Jahre 1581 die Krone von Portugal an Philip II., König von Spanien, kam, ward er zugleich Herr Brasiliens und aller portugiesischen Colonien in Ostindien.

Die Geschichte stellt das Gemälde der Tyrannei und Grausamkeit auf, welche die Niederlande zwangen, das spanische Joch von sich zu werfen. Dies gelang den Vereinigten Staaten, welche die Verfassung einer Republik annahmen, und durch ihre Handelsthätigkeit sich bald zu einem bedeutenden Gewichte in der politischen Wagschale Europa's erhoben. So wie ihre Unabhängigkeit fest gegründet war, griffen die Holländer ihren Feind auf den fernsten Meeren, am Indus und Ganges und an den Küsten der Molucken an, welche seit Portugals Vereinigung mit Spanien, letzterem Reiche gehörten. Durch Errichtung einer Ostindischen Compagnie hatte dieser

unternehmende Freistaat solche ungemein große Vortheile erhalten, daß er im J. 1624 auch eine westindische Compagnie errichtete, von der er sich denselben Erfolg in Afrika und America versprach. Die erste Unternehmung dieser Gesellschaft war der Angriff Brasilien's.

Die von dem Zustande Brasilien's und von den wenigen Hindernissen einer Landung an den Küsten desselben, welche eine Ausdehnung von 720 geogr. Meilen haben, genau unterrichteten Holländer, eilten ein Geschwader unter dem Befehle von Jakob Willikens auszurüsten. Als er in der Allerheiligen-Bai angekommen war, marschirte er gegen die Hauptstadt San Salvador, die ihm eine leichte Eroberung darbot. Da der portugiesische Gouverneur, Dom Diego de Mendoza, feig die Flucht ergriffen hatte, ohne den Platz zu vertheidigen, versammelte der Erzbischof Michael Texeira, ein Sprößling eines der ältesten spanischen Häuser, ohne sein hohes Alter in Betracht zu ziehen, die gesammten Geistlichen und Mönche um sich, stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, auf kurze Zeit dem heiligen Charakter, mit dem sie bekleidet wären, zu entsagen und bewegte sie, die Waffen zu ergreifen. Verlassen vom Gouverneur, von den Soldaten und Einwohnern vertheidigten sie sich eine Zeitlang tapfer und zogen sich endlich in eine benachbarte Stadt zurück. Hier wurden sie aus Soldaten, Ingenieurs, befestigten unter Leitung des Erzbischofs den Platz, und machten dem Feinde so viel zu schaffen, als wenn er die bestdisciplinirten Truppen vor sich hätte.

Die Eroberung dieser Stadt machte die Holländer zu Eigenthümern einer ungeheuern Beute, und zu Herren des beträchtlichsten und volkreichsten Bezirks Brasiliens, setzte sie auch in eine genugsam vortheilhafte Lage, um die ganze Colonie erobern zu können. Allein das ihr drohende Unglück ward durch den Heldenmuth des Erzbischofs abgewendet, der den Titel General-Capitän, wie er sagte, auf Befehl des Himmels in der dringenden Noth des Landes, angenommen hatte.

Man erfuhr kaum den Einfall der Holländer in Brasilien in Portugal, als sich nicht nur in Lissabon, sondern auch durch das ganze Reich die größte Bestürtzung verbreitete. Was sie noch erhöhete, war der Gedanke, daß das spanische Ministerium diesen Vorfall nicht ungern sähe, da er die Macht und den Reichthum der portugiesischen Großen vermindern mußte, die den größten Theil ihrer Grundbesitzungen in Brasilien hatten. Vielleicht hatte der damalige König von Spanien, Philipp IV., keine edleren Grundsätze; aber er fühlte, daß die Majestät des Throns von ihm einige Anstrengung fordere, zum Vortheile seiner jenseits des Meeres wohnenden Unterthanen einige Hülfe zu schicken. In Gefolge dieses ließ er Schreiben an den vornehmsten Adel Portugal's ergehen, in welchen er ihn zu großmüthigen Opfern für den gegenwärtigen unglücklichen Zustand der Colonieen aufforderte. Die Reichen gaben Beiträge aus ihren Schätzen; Andere warben Truppen. Alle zeigten sich bereit, persönlich an der Expedition Theil zu nehmen. Kurz, die Portugiesen von jedem Stande zeigten einen

solchen Enthusiasmus und eine solche Energie, daß sie in drei Monaten eine Flotte von 26 Segeln in vollem Stande hatten. War es Langsamkeit, oder Politik von Seiten Spaniens, die Flotte des letztern stieß erst im Februar 1626 mit der portugiesischen zusammen, wo sie unter dem Befehle des Dom Federigo Toledo=Osoria, Marquis von Balduese, mit 15,000 Mann Truppen am Bord absegelte.

Die Holländer, die Herrn von S. Salvador und der Umgegend waren, fiengen an, sich nach allen Richtungen auszudehnen, wozu sie theils ihre Verachtung der Portugiesen, theils ihre unersättliche Gierde nach Beute veranlaßte. Aber der ehrwürdige Erzbischof ließ ihnen bald ihren Irrthum und ihre Unklugheit fühlen. An der Spitze von 1500 Mann vertilgte er nicht nur mehrere ihrer Streifcorps, sondern nöthigte auch die Uebrigen sich in die Stadt zu flüchten, wo er sie einschloß und in die größte Noth versetzte.

So war der Zustand der Dinge, als die vereinigte spanische und portugiesische Flotte in die Allerheiligen=Bai einlief. Dom Emanuel de Minessez ließ sogleich 4000 Mann ausschiffen und vereinigte sich mit dem Corps, das vor S. Salvador lag. Der holländische Gouverneur, entschlossen, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, ward von seiner, durch Strapatzen und Hunger erschöpften Besatzung gezwungen, die Festung am 20. April zu übergeben. Nach dieser Expedition kehrten die Befehlshaber der vereinigten Flotte

in der Voraussetzung, daß die Holländer eben so wenig ihre Feindseligkeiten gegen Brasilien erneuern würden, als die Franzosen, triumphirend nach Europa zurück.

Der Erfolg zeigte jedoch das Irrige dieser Meinung. Der erbeutete Gewinn entschädigte die Westindische Compagnie hinreichend für ihren Verlust und flößte ihr die Begierde ein, fortan ähnliche Züge zu unternehmen. Ihre Schiffe kehrten in ihre Haven nie, als mit dem von Portugiesischen und Spanischen Schiffen erbeuteten Raube zurück. Das Meer war mit ihren Flotten bedeckt, welche dem Feinde nie wichen, sondern jeder Zeit mit einem Muthe und einer Gewandheit angriffen, der ihnen unter allen Umständen den Sieg sicherte. Während etwa 13 Jahren hatte diese Compagnie 800 Schiffe ausgerüstet, welche ihr gegen 50 Millionen Thaler kosteten. Der Gewinn betrug auf die einzelne Actie nie unter 20 und oft auf 50 von 100. Dieses unerhörte, bloß dem Kriege zu verdankende Glück setzte die Holländisch-Westindische Compagnie in den Stand, zum zweiten Male einen Angriff auf Brasilien zu machen. Sie rüstete sonach eine Flotte von 46 Kriegsschiffen, unter dem Commando des Admirals Lonk aus. Am Borde derselben befand sich ein ansehnliches Corps Landtruppen, unter dem Befehle des Generals Wardemberg. Am 3. Februar 1630 langte die Flotte auf der Höhe von Fernambuco (Olinde), einer der größten und festesten Städte Brasiliens, an.

Am 15ten dieses Monats marschirte der General mit 3000 Mann Landungstruppen nach der Stadt Olinde und fand sie durch drei, mit zahlreichen Besatzungen versehene Forts gedeckt. Er griff sie an und eroberte sie nach einem lebhaften Widerstande. Die Bewohner der Stadt ergaben sich aus Schrecken über des Feindes Glück, obgleich die bekehrten Urbewohner sich wacker hielten und bei dieser Gelegenheit, so wie bei allen übrigen, Muth und Treue, jeder Prüfung fähig zeigten.

Während der General Wardemberg diese Vortheile auf dem Lande erhielt, war der Admiral Lonk auf dem Meere nicht minder thätig und glücklich. Da die Portugiesen ihm keine beträchtliche Macht zur See entgegensetzen konnten, unterwarf er sich in kurzer Zeit die südlich von Olinde liegende Küste. Der Plan der Holländer war, sich so in diesem Lande niederzulassen, daß sie sich darin gegen die ganze Macht Portugal's halten könnten. Dem zu Folge befestigte Admiral Lonk alle Orte, die in seine Gewalt fielen und gab ihnen Besatzung. Auf allen Fall wollte er sich Meister von einer sehr festen Stellung machen, die ihm zur Ausführung seiner Absicht unentbehrlich schien.

Die ganze Küste Brasiliens wird von einer Kette flacher und dicht stehender Felsen begränzt, welche an manchem Orte die Breite von 30, an andern die von 45 Fuß haben. Ohne die Klüfte und einige größere Oeffnungen, welche sich in dieser, von der Natur gebauten Mauer befinden, würde die Annäherung an die eigent-

liche Küste unmöglich seyn. Nördlich von Olinde ist eine sehr breite Durchfahrt, aber das Felsenriff findet man fast vor der Stadt wieder. Bei der Fluth nur können die Einwohner in Schaluppen darüber kommen. Diese Gegend der Klippenkette nennen die Portugiesen: Reciffo, die Holländer: Recief, und die Franzosen, Récif. An der Nordspitze befindet sich eine sehr enge Durchfahrt, durch welche die Schiffe sich der Küste nähern. Zwischen der Felskette und dem Lande liegt eine, fast eine Stunde lange Sandbank, mit dem Namen: Reciffo de Sable, (Sandriff). Auf derselben hatten die Portugiesen ein gutes, mit Geschütz versehenes Fort erbauet, von dem sie glaubten, es sey nicht zu erobern. Der holländische Admiral nahm es und machte durch die, von ihm dort errichteten steinernen Befestigungswerke, dieses Riff zum Hauptsitz seines Handels. In der Folge ward es einer der wichtigsten Orte Brasiliens.

Dieser zweite Versuch der Holländer gegen ihre Länder und die Eroberung der Capitanerie Fernambuco, beunruhigte den Hof von Spanien und Portugal und er entschloß sich, unmittelbar eine hinreichende Macht abzusenden, nicht nur sie zu entfernen, sondern auch das Land vor jedem künftigen Einfalle zu schützen. Die wenige Anhänglichkeit der Portugiesen an den spanischen Hof, die Partheien und Unbestimmtheiten in ihren Berathschlagungen verzögerten lange die Ausführung dieses Plans. Diese Zeit der Unthätigkeit ihrer Feinde benutzten die Holländer zur Verstärkung ihrer Befestigungen, zur Erweiterung

ihrer Eroberungen, und zur Veranstaltung Alles dessen, was zur Vertheidigung gehört.

Kaum war die holländische Flotte nach Europa zurück gekommen, als Admiral Pater nach America mit Verstärkung geschickt ward. Am 1. Mai kam er an den Küsten von Fernambuco an und fand die Stadt Olinde von einem zahlreichen Heere, unter Befehl des berühmten portugiesischen Generals: Albuquerque enge eingeschlossen. Wie aber die holländische Besazzung die Schiffe vor Anker und einen Theil der Truppen am Lande erblickte, machte sie einen so heftigen Ausfall, daß die Belagerer genöthigt wurden, sich nach einem bedeutenden Verluste zurückzuziehn. Diese gerade zu rechter Zeit angelangte Hülfe setzte die Holländer in den Stand, ihre Eroberungen vorzüglich gegen Süden hin auszudehnen. Schon wollten sie San-Salvador zu Wasser und Lande angreifen, als sie Nachricht erhielten, eine spanisch-portugiesische Flotte sey auf der See, um Brasilien zu retten.

Diese Flotte bestand aus etwa 30 Schiffen, unter Commando des Admirals d'Oquenda. Schwach, bei ihrer Abfahrt aus Europa, wurde sie bei den Canarischen Inseln durch 15 und bei den Inseln des grünen Vorgebirges abermals durch 9 Schiffe verstärkt, so daß die ganze Flotte aus 54 großen Schiffen bestand. Der holländische Admiral hatte nur 16 unter seinem Befehle. Dem ungeachtet war er den Feind zu bekämpfen entschlossen. Aber kaum waren beide Flotten einander im Gesicht, als zehn holländische Capitäns die Ungleichheit der Streit-

kräfte bemerkend, die Flucht nahmen und den Admiral mit sechs Schiffen allein ließen, um eine neun Mal stärkere Flotte zu bekämpfen. Dem ungeachtet dauerte die Schlacht lange und war blutig. Mehrere portugiesische Schiffe wurden in den Grund gebohrt. Aber endlich verschwand der Prinz Wilhelm in den Wogen. Bald verursachte ein Schuß in das Admiralschiff S. Barbara, daß es in die Luft sprang und der tapfere Pater das Leben verlor. Die vier noch übrigen holländischen Schiffe mußten flüchten, bewerkstelligten aber dieses mit solcher Geschicklichkeit, daß sie glücklich zu Olinde mit einem genommenen portugiesischen Schiffe ankamen.

Der beträchtliche Verlust des portugiesischen Admirals — er hatte 13 Schiffe verloren, die theils genommen, theils in Grund gesunken waren — verhinderte ihn, etwas gegen Olinde zu unternehmen. Er begnügte sich, der Armee Albuquerque's Verstärkung zu geben und seine Schiffe auszubessern und segelte dann im October nach Lissabon. Auf der Rückfahrt traf er auf vier gut bewaffnete holländische Schiffe, welche ihn, obwohl er 40 Segel unter seinem Befehl hatte, von denen die meisten großen Schiffen angehörten, mit Kühnheit angriffen. In dieser Schlacht verlor d'Oquendo seinen Vice-Admiral, den Capitán seines eigenen Schiffs, 22 andere Capitäne, drei Linienschiffe, zwei Fregatten und 700 Mann. Endlich langte er mit den traurigen Ueberbleibseln seiner Flotte in Lissabon an. Ihm aber ist dies Unglück nicht zu-

zuschreiben. Die Minister zwangen ihn nämlich, trotz seiner dringenden Vorstellungen mit halb ausgerüsteten Schiffen, denen auch die Hälfte der nöthigen Bemannung fehlte, abzusegeln.

Um seinen Fehler zu verbessern, ließ die Regierung sogleich eine andere Flotte ausrüsten, deren Commando dem Don Friedrich de Toledo, der als Seeofficier schon einen großen Ruf sich erworben hatte, anvertrauet ward. Nichts konnte aber vor dem Frühjahre geschehen. In diesem segelte dieser berühmte Admiral mit einer zahlreichen Flotte und einer hinlänglich geachteten Landmacht, um den Krieg zu beendigen und die Holländer aus Brasilien zu verjagen, aus Portugal ab. Aber auch er kehrte, ohne etwas Merkwürdiges gethan zu haben, nach Europa zurück.

Fünfter Abschnitt.

Fernere von den Holländern erfochtene Vortheile über die Portugiesen und Spanier in Brasilien. — Graf Moritz von Nassau wird zum Gouverneur von Brasilien ernannt. — Er wird zurückgerufen.

Die Holländer unterwarfen sich während 7 Jahren, indem sie die Langsamkeit und das unpolitische Verfahren ihrer Feinde benutzten, Fernambuc, Tamarako, Paraiba und Rio-grande. Ihre Unternehmungen

hatten nicht nur in dieser Gegend, sondern auch in andern Punkten America's einen so ungemein glücklichen Erfolg, daß sie vom Jahr 1624 — in welchem die holländisch-westindische Compagnie gestiftet ward — bis 1637 den Spaniern und Portugiesen an Silber und Waaren den Werth von 28 Millionen Thalern abnahmen und von 800 ihnen von Spanien entgegengesetzten Schiffen 547 nahmen oder zerstörten.

Stolz auf den Besitz solcher Schätze, die statt nach Lissabon zu gehen, sich in Amsterdam anhäuften, faßte die westindische Gesellschaft den Entschluß, die Eroberung des ganzen Brasiliens zu versuchen und vertraute die Ausführung desselben dem Prinzen Moritz von Nassau, der mit dem Prinzen von Oranien nahe verwandt war und sich schon in den Diensten der vereinigten Staaten ausgezeichnet hatte. Dieser erwartete voll edler Ungeduld nicht die Vollendung der beträchtlichen Rüstung, welche ihn begleiten sollte, sondern fuhr mit 4 Schiffen und 350 Mann ab. Bei Madera schloß sich Adrian van der Dussen an ihn und er langte am 23. Januar 1637 an dem Orte seiner Bestimmung an. Kaum hatte er seine gut disciplinirten Truppen ausgeschifft, welche Begierde zum Kampfe beseelte und an deren Spitze erfahrene und tapfere Officiere standen, so eröffnete er den Feldzug mit zwei Corps. Das Eine 300 Mann stark, sollte die portugiesische Armee angreifen; das Andre von 600 Mann, war für verschiedne Züge bestimmt, um die Kräfte des Feindes zu theilen und zu beschäftigen, deren be-

trächtlichster Theil zu Porto = Cavallo unter dem Commando des Grafen von Banjola, eines tapfern und erfahrnen Officiers sich beisammen fand. Gegen diesen marschierte Graf Moritz, schlug trotz der hartnäckigsten Gegenwehr die Portugiesen und erstürmte die furchtbaren Verschanzungen ihres Lagers. Der Graf von Banjola zog sich nach dieser Niederlage mit seinen übrigen Truppen unter die Kanonen der Citadelle von Povacaon zurück, verließ aber bei Annäherung der Holländer diese Stellung, worauf diese die Citadelle belagerten und die 600 Mann starke Besatzung zur Uebergabe zwangen.

Der holländische General nahm hierauf die Stadt Openeda am St. Franciscus=Fluß und ließ daselbst ein Fort erbauen. Ein zweites ward an der Mündung des Flusses angelegt, um die neuen Eroberungen besser vertheidigen zu können. Dann begab er sich nach Olinde, wo er sich mit der bürgerlichen und militärischen Organisation des Gouvernements und der Ausrüstung zweier Flotten beschäftigte. Die Eine unter dem Befehle des Admirals Lichthart, hatte Befehl die südliche Küste Brasilien's anzugreifen, während die zweite unter Commodore Hanskins für einen höhern Zweck, nämlich die Einnahme eines festen Postens auf der gegen über liegenden afrikanischen Küste, bestimmt war. Man beschloß den Angriff des portugiesischen Forts St. George de la Mina, in dessen Nähe die Holländer eine reiche Niederlassung hatten. Der Commodore Hanskins vereinigte sich am 25. Julius 1637 mit den Truppen

des Gouverneurs derselben und griff dieses, für eines der festesten in diesem Welttheile gehaltene, Fort an. Nach einer langen Belagerung mußte es sich ergeben. Nach diesem ruhmvollen Zuge begab sich der Commodore wieder nach Olinde, wo ihn Graf Moriz mit einer dem wichtigen, von ihm geleisteten Dienste entsprechenden, Art aufnahm.

Der Feldzug von 1638 war nicht minder ehrenvoll, als vortheilhaft für die Holländer. Der Graf de Banjola hatte eine zahlreiche Armee versammelt, um die Capitanerie Segerippe del Rey zu vertheidigen. Graf Moriz griff ihn an, schlug ihn, bemächtigte sich der Hauptstadt und unterwarf dieses Land der Herrschaft der Holländer. Dieser glänzende Erfolg bewog die Urbewohner von Siara, einer der nördlichen Capitanerien, sich für die Holländer zu erklären und diesen für Erlangung ihrer Freiheit ihre Hülfe gegen die Portugiesen anzubieten. Eine ihnen sogleich zugeschickte Truppenabtheilung half ihnen bald, sich den ganzen Bezirk zu unterwerfen.

Graf Moriz entschloß sich nun, die damals als Hauptstadt ganz Brasiliens gewissermaßen betrachtete Stadt St. Salvador an der Allerheiligen-Bai anzugreifen. Daher ließ er alle disponible Truppen zu Olinde einschiffen, und ankerte in genannter Bai mit der Hoffnung, durch die Geschwindigkeit seines Verfahrens die Portugiesen zu überfallen. Aber der Graf de Banjola, der seinen Plan kannte, warf sich sogleich mit einem kleinen Corps regulirter Truppen in den Platz,

obgleich dessen Gouverneur sein erklärter Feind war. Dieser Schritt war den Holländern sehr erfreulich, da sie hofften, der Zwist zwischen dem Gouverneur und dem Grafen de Banjola würde ihnen die Eroberung der Stadt erleichtern. Aber ihre Erwartung ward durch die Mäßigung und Festigkeit des letztern betrogen. Obgleich der Gouverneur vielleicht den Platz nicht hätte retten können, schien er doch dem Grafen de Banjola den Oberbefehl nicht abtreten zu wollen, worauf ihm dieser vorstellte: „ihr Privatzwist führe dahin, einander „persönlich und der Sache zu schaden, für welche sie „kämpften; nähmen sie hingegen aufrichtig und ein„stimmig die durch das öffentliche Wohl gebotenen „Maasregeln, so könnten sie sich den Grad von Ruhm „erwerben, den Beide zu gewinnen suchten." Auf diese verständige Aeußerung gab der Gouverneur eine Antwort, die der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient. „Mein Herr!" sagte er, „ich sehe, daß Sie der Vernünf„tigere von uns Beiden sind. Also wird Niemand „Ihre Befehle genauer befolgen als ich!"

Graf Moritz fand wenig Widerstand bei den Einwohnern der Fort's Albert und St. Bartholomäus, so wie des berühmten Schlosses St. Philipp. Muthiger durch diesen Erfolg ließ er zwei Batterien aufwerfen, um das Fort Rosa anzugreifen, welches auf einer Seite die Stadt und auf der andern ein Hornwerk deckte. Dazwischen lag ein mit kleinen Bäumen und Strauchwerk bedecktes Stück Land. Der Graf Banjola rieth dem Gouverneur, sich mit 400 Mann auf

dasselbe zu begeben, inzwischen er selbst einen Ausfall auf die Belagerer machen wollte. Dieses kluge Manöver hatte die glücklichsten Folgen. Nach einem sehr hartnäckigen Gefechte wollten sich die Holländer auf diesem Wege zurückziehn, wurden aber im Rücken angefallen und verloren vier vornehme Officiere, ihren ersten Ingenieur und 300 ausgesuchte Mann. Graf Moritz, der nun den behaupteten Posten verlassen mußte, hob die Belagerung eiligst auf.

Nach seiner Rückkehr von diesem fehlgeschlagenen Zuge, bemühte er sich eifrig, Ordnung und genaue Disciplin in allen Zweigen seines Gouvernements zu verbreiten, sorgte für Befestigung der Gränzplätze, musterte selbst die Truppen, welche er versuchten Officieren untergab und verschwendete alle Arten von Aufmunterungen an die Urbewohner, sowohl an die, welche geneigt schienen, seine Plane zu unterstützen, als an Jene, welche ein friedliches Leben unter holländischem Schutze vorzuziehn schienen. Durch diese und andere, nicht minder weise Maasregeln gelang es ihm einigermaßen, die Vortheile zu vernichten, welche der Feind aus seinem letzten Erfolge hätte ziehen können.

Inzwischen faßte der, von der wahren Lage der Dinge in Brasilien unterrichtete spanische Hof, den Entschluß, um diesen Kampf zu enden und die Holländer aus diesem Lande ganz zu vertreiben, eine hinreichende Macht dahin zu senden. Zu diesem Zwecke rüstete er eine Flotte von 26 Galeonen mit doppelter Besaz-

zung und von 20 großen Linienschiffen mit 3000 Mann regulären Truppen besetzt, unter dem Befehle des Grafend de las Torres aus, welcher im Herbst des Jahres 1639 absegelte. Er erhielt große Verstärkungen unterwegs. Während ihm aber Windstillen an den Küsten Afrika's zurückhielten, rissen ansteckende Seuchen unter seiner Mannschaft ein und tödteten vor seiner Ankunft in der Allerheiligen-Bai an 300 Mann. Seine übrigen Truppen befanden sich in einem so schlechten Zustande, daß er jeden Angriff verschieben mußte, bis sie gesund und wieder ergänzt waren. Während dieser Zeit erhielten die Holländer einige, sehnlich erwartete Hülfe aus Europa.

Im Anfange des Jahres 1640 begab sich der Graf de las Torres mit einer Flotte von 93 Seegeln, welche 12,000 Mann am Bord hatte, in See. Graf Moritz erwartete ihn mit 41 Kriegsschiffen, eine Meile von der Küste von Olinde. Unter seinem Befehle stand der Admiral Loos, ein Mann von unerschrockenem Muthe. Beide Flotten trafen sich am 12. Januar bei der Insel Tamaraka. Der Kampf fieng Nachmittags um Ein Uhr an und dauerte bis in die Nacht. Der Admiral Loos ward getödtet und mit ihm nur 3 Mann. Jacob Huyghens erhielt das Commando der Flotte, der den Tag darauf einen ansehnlichen Vortheil über die spanische Flotte erkämpfte. Am dritten Tage wiederholte er den Angriff mit noch größerem Erfolg an der Küste von Paraiba. Der wichtigste Sieg war dem vierten Tage vorbehalten. Die Portugiesischen

Schiffe wurden auf die Untiefen an der Küste gejagt, wo eine große Menge der Mannschaft ertrank und eine noch größere aus Hunger und Ermüdung umkam. Die Entronnenen wünschten nach Europa zurückzukehren. Zu ihrem Unglück erhob sich ein so starkes Mißverständniß zwischen den Befehlshabern, daß sie sich trennten. Nur 2 Linienschiffe und 4 Galeonen erreichten Spaniens Häven wieder, und dies nur mit Noth, da sie Mühe genug hatten, einer nach Brasilien segelnden holländischen Flotte zu entkommen.

Inzwischen, da die Portugiesen wußten, daß Graf Moritz den größten Theil seiner Truppen eingeschifft habe, benutzten sie diese Gelegenheit, die holländischen Niederlassungen anzugreifen und es gelang ihnen auch, sich mehrerer Orte zu bemächtigen. Aber Commodore Hanskins hemmte, an der Spitze eines Corps Colonisten, ihre Fortschritte. So war die Lage der Sachen, als sehr zu rechter Zeit eine Verstärkung aus Holland unter dem Befehle des Admirals Lichthart und des Commdore's Cornelius Tol anlangte. Ersterer hatte Befehl, sich unmittelbar in die Allerheiligen-Bai zu verfügen, welches geschah. Er landete und verwüstete Alles mit Feuer und Schwerdt. Gleiche Grausamkeit übte der Commodore Tol in der Umgegend des St. Lorenzflusses.

Nieuhoff giebt zwar diese von seinen Landsleuten verübten Grausamkeiten zu, wirft aber den Portugiesen, vorzüglich denen, die unter Pedro de Cunha's

Befehlen standen, ein gleiches Betragen vor und behauptet zu gleicher Zeit, daß der Vicekönig lange gezögert habe, einen Vertrag zu unterzeichnen, der die Art Krieg, in sofern die Umstände es nach den Grundsätzen der Menschlichkeit gestatten, nach einem gleichförmigen Plane zu führen bestimmte, und daß nur wiederholte Ansuchungen von Seiten des Grafen Moritz vermochten, daß dieser Vertrag wirklich abgeschlossen ward. — Andere Schriftsteller versichern: daß der Vicekönig von Brasilien, Graf von Montalvan, sogleich Abgeordnete an den Grafen Moritz schickte, um ihm dies schreckliche und grausame Benehmen der oben erwähnteu Befehlshaber zu schildern und zu verlangen, daß man den Krieg künftig ohne Wiederholung dieser Niedermetzelungen und Zerstörungen führen möchte und daß der Graf, der bei Ertheilung solcher Befehle nur den Instructionen der westindischen Compagnie gefolgt war' mit Begierde diese Gelegenheit ergriff, seinem eigenen Gefühle zu folgen und sich erbot, Bevollmächtigte nach St. Salvador zu schicken, um einen vorläufigen Vertrag mit dem Vicekönige zu schließen. — Jetzt aber änderte eine, um diese Zeit eingetretene, Begebenheit in Europa die Ansicht der brasilischen Angelegenheiten.

Von jeher hatten die Portugiesen das spanische Joch, das sie seit 1581 drückte, mit Ungeduld ertragen. Mit ihrer Freiheit schien sie auch ihr Glück verlassen zu haben. Philipp der II., ein arglistiger, geiziger und despotischer Monarch, wollte lieber über ein Volk von

Sclaven herrschen, als dessen Treue der Zuneigung und dem guten Willen verdanken und opferte fast bei jeder Gelegenheit den Ruhm des portugiesischen Namens den beschränkten Ansichten einer falschverstandnen Politik auf. Er besaß inzwischen die Kunst, seine wahren Absichten unter dem ehrenvollsten Scheine zu verbergen. Sein Sohn aber, der eben so verderbliche Regierungsgrundsätze hatte, ließ den Portugiesen eine große, durch viele Opfer und viel Blut erkaufte Zahl von Eroberungen entreißen, welche für sie eine Quelle des Ruhms, der Macht und des Reichthums gewesen waren. Der Nachfolger dieses schwachen und werthlosen Monarchen tastete mit noch weniger Urtheilskraft offenbar die Verwaltung, die Gesetze und die Privilegien Portugals an. Man sagt: Olivarez habe ihm, in der Hoffnung eine Empörung zu bewirken, zu diesen unpolitischen Verfahren gerathen, um über dieses Volk die Rechte des Eroberers zu gewinnen.

Bald aber sah er die Unrichtigkeit seiner Maasregeln ein. Die wiederholten Beleidigungen, welche die Portugiesen von Spanien erdulden mußten, näherte sie, die Spanien trennen wollte, einander. Eine seit drei Jahren mit unglaublicher Verschwiegenheit und geheimnißvoller Stille organisirte Verschwörung brach plötzlich wüthend im December 1640 hervor. Philipp IV. wurde schimpflich aus Portugal entfernt und der Herzog von Braganza bestieg unter dem Namen: Johann IV., den Thron seiner Vorfahren. Das durch die Hauptstadt gegebene Beispiel ward bald im übrigen Reiche

und in denen noch für glücklichere Zeiten erhaltenen Colonien in Asien, Afrika und America nachgeahmt.

Kaum hatte der neue König den Thron bestiegen, als er sein Interesse an das der Engländer, Franzosen und jedes Feindes Spaniens knüpfte. Am 23. Junius, 1641 schloß er ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit den vereinigten Staaten für Europa und einen zehnjährigen Waffenstillstand für die außereuropäischen Besitzungen Portugals. Graf Moritz hatte vorausgesehn, daß dieses Ereigniß die natürliche Folge der in Portugal geschehenen Veränderungen seyn würde und entschloß sich diese Gelegenheit zu benutzen, um die Capitanerie Segerippe, welche ihm die Portugiesen weggenommen hatten, so wie die Insel Loanda an der Küste von Kongo und die Insel St. Thomas unter dem Aequator wegzunehmen, welches auch bewerkstelligt ward. Hierauf sandte er den Admiral Lichthart und den Commodore Hanskins mit 6 Linienschiffen und eben so viel Fregatten zur Unterwerfung der Insel Maragnon und der Stadt St. Louis ab. Nach der Ausführung dieser Maasregeln unterwarfen sich die andern Districte von selbst, so daß gegen Ende des Jahres 1641 die Holländer 7 von den 14 Capitanerien Brasiliens besaßen.

Da der größte Theil dieser Eroberungen nach Abschluß des Waffenstillstandes gemacht war, reichte der portugiesische Gesandte bei den vereinigten Staaten lebhafte Vorstellungen über die Ungerechtigkeit eines sol-

chen Verfahrens ein. Man wußte scheinbare Vorwände aufzustellen, um die Herausgabe einiger Orte zu verweigern und die Auslieferung der Uebrigen war in so unbestimmten Worten befohlen, daß die meisten holländischen Befehlshaber in Brasilien sich den Befehlen zu unterwerfen, verweigerten.

Dieses wenig gerechte Verfahren vermehrte den Wunsch der Portugiesen, auf immer ihre Gegner aus Brasilien zu vertreiben. Sie bedienten sich, um die Ausführung ihrer Absichten zu beschleunigen, der klügsten und feinsten Politik. Sie erhoben die Weisheit der holländischen Regierung und stellten sich, als traueten sie deren Versprechungen und erkennten die Gründlichkeit der Entschuldigungen, welche sie vorbrächten, um ihre Versprechungen nicht zu halten, völlig an. Durch den Anschein der freundschaftlichen Stimmung ihrer Nachbarn betrogen, glaubten weder Graf Moritz noch die Directoren der westindischen Compagnie etwas von Seiten der Brasilier oder der Portugiesen fürchten zu dürfen. Allein die Politik der Letztern trug weniger zu dem Falle ihres Feindes bei, als die kleinlichen, wenig gerechten Absichten der Compagnie selbst. Da sie gut genug von der Festigkeit und Macht der holländischen Niederlassungen in Brasilien unterrichtet war, schickte sie dem Grafen Moritz den Befehl zu: „er solle die zweckmäßigsten Maasregeln nehmen, um die Einkünfte der Gesellschaft zu vermehren und beträchtliche Ladungen von Zucker und andern Landeserzeugnissen zu überschicken.“ Vorzüglich war er angewiesen, von Schuld-

nern der Compagnie nie kleine Abschlagszahlungen anzunehmen, sondern jederzeit die ganze Summe zu verlangen. — Der Graf machte der Compagnie Vorstellungen über die schlimmen Folgen und das Unglück, welche aus der Vollziehung ihrer Befehle sich ergeben müßten. Er bemerkte, daß das Land nach einem langen, verwüstenden Kriege, nur erst eine kurze Ruhe genossen habe; daß der größte Theil der Schuldner der Compagnie auf den Besitzungen derselben angesiedelte Portugiesen wären, die bis dahin sich ganz untadelhaft betragen hätten; daß man sie also mit Güte behandeln und nicht auf das Aeußerste bringen müßte. Allein die Compagnie war taub für diese Gründe. Sie kannte Brasiliens Reichthum und Hülfsmittel, und verblendet durch kaufmännischen Geist, konnte sie nicht begreifen, warum nicht alle Erzeugnisse dieses Landes unmittelbar nach Holland eingeschifft würden.

Aber nicht bloß von dieser Seite mißfiel Graf Moritz den Directoren der Westindischen Compagnie. Auch folgender Umstand trug dazu bei. Gegen dem Riefe über dehnt sich in einer vortheilhaften Lage eine Insel aus, auf der er eine Stadt erbauen und mit den Trümmern von Olinde befestigen ließ, welche er Moritzburg nannte und welche binnen kurzer Zeit so anwuchs, daß er sie mittelst einer steinernen Brücke mit dem Riefe verband, welches der Mittelpunkt des holländischen Handels geworden war. Diese, für das öffentliche Wohl und Sicherheit der Gelder der Compagnie unternommenen Verschönerungen, wurden von den Eigenthümern gar nicht angenehm befunden, weil

sie über 280,000 Thaler gekostet hatten. Aber was oben genannte Directoren vollends mit Unwillen gegen ihn erfüllte, war der reiche Palast, den der Graf für sich erbauete. Dieses auf einer Höhe, von der man sowohl über das Land, als über das Meer die weiteste Aussicht hat, erbauete Prachtgebäude war mit schön angelegten Gärten umgeben, wo Citronen-, Feigen- und andere Fruchtbäume wuchsen. Vor der Vorderseite desselben erhoben sich auf dem sanften Abhange bis zu dem Ufer des Canals marmorne Festungswerke, die mit 10 Stücken Geschütz besetzt waren.

Außerdem besaß der Graf in innerm Lande unfern dieses Gebäudes ein mit schönen Gärten, fischreichen Teichen und starken Mauern umgebenes Landhaus, so daß das Ganze zugleich zum Genusse des Lebens und zur Vertheidigung der Stadt diente, welche es von dieser Seite deckte. Im Innern der Festungswerke befanden sich Parks und Wiesen, welche verständiger Fleiß fähig gemacht hatte, alles zum Unterhalte der Besazzung Nothwendige zu erzeugen und deren weise Vertheilung den Nutzen mit dem Angenehmen verband.

Auf diese Art, das heißt: zur Verschönerung der Colonie verwandte Graf Moritz seine Schätze, die Frucht seiner Siege und Eroberungen. Ein Andrer mit minder hohem und edlem Geiste hätte sie für sich behalten. Dieses uninteressirte, patriotische Betragen, welches ihm den Beifall und die Dankbarkeit seines Landes hätte erwerben sollen, verursachte, wie es scheint,

gerade die entgegengesetzte Wirkung. Während er mit diesen Arbeiten beschäftigt war, faßte man den festen Entschluß, ihn zurückzurufen, als das einzige Mittel, aus dieser Colonie solche Einkünfte zu beziehn, welche die gierige Habsucht der Gesellschaft befriedigen könnten. In Befolgung dieses Befehls segelte der Graf mit 13 Linienschiffen und 3000 Mann zurück nach Europa und ließ nur 18 Compagnien zur Vertheidigung aller holländischen Besitzungen in Brasilien. Er befolgte darin nur die erhaltenen Befehle und den ökonomischen Plan, den die Directoren der Compagnie fortan befolgen wollten.

Sechster Abschnitt.

Unpolitisches Betragen der holländisch-westindischen Compagnie. — Ernennung dreier Bürger zu Nachfolgern des Grafen Moritz. — Verminderung des Militärs. — Beginn der Feindseligkeiten durch die Portugiesen. — Kritische Lage der Holländer in Brasilien. — Endliche Vertreibung derselben aus diesem Lande.

Nach der Zurückberufung des Grafen Moritz ward die Regierung der holländischen Besitzungen in Brasilien dem Handelsmann Hamel aus Amsterdam, dem Goldschmidt Badwis aus Haarlem und dem Zimmermeister Bullestraat von Middelburg anvertraut. Künftig sollten alle Handels-Angelegenheiten der Entscheidung dieses Triumvirats unterworfen seyn.

Die Nachfolger des großen Mannes, der ein eben so wackerer Krieger, als gewandter Staatsmann und bisher Gouverneur der Colonie gewesen war, waren Männer von vorwurfsloser Redlichkeit und von einem geraden festen Sinn, aber übrigens beschränkt und in der Regierungskunst ganz unerfahren. Unter ihrer Verwaltug nahmen die Geschäfte eine Zeit lang eine andere Gestalt an. Jeder Zweig des Handels schien neues Leben zu erhalten und im folgenden Jahre langte in Europa eine größere Menge Zucker und andrer Colonialwaaren an, als dies je vorher in derselben Zeit der Fall gewesen war. Aber dieser Strahl des Glücks war nur Täuschung. Sie schickten sogar die Erzeugnisse der Ländereien nach Europa, deren Ertrag Graf Moritz bestimmt hatte, die von ihm angelegten Vertheidigungswerke zu unterhalten, welche, da man diese Bestimmung vergaß, täglich mehr zerfielen. Sie verkauften Waffen und Munition und ertheilten mit größter Gefälligkeit den Soldaten Pässe, die in ihr Vaterland zurückzukehren wünschten. Sie zwangen die unter ihnen stehenden Portugiesen, sich auf ein Mal mit der Compagnie abzufinden, wodurch die Meisten unter ihnen nicht mehr zahlen konnten. In andern Fällen forderten sie von den Ackerbauern den ganzen Werth ihrer Erzeugnisse, bis sie ihre Abgaben bezahlt hätten. Dieses ungeschickte Betragen vernichtete die öffentliche Kraft und ließ in den Herzen der Portugiesen die Hoffnung keimen, das fremde Joch abwerfen zu können, welches nicht zu ertragen war. Letztern Befehl, der sie alles Genusses ihrer Arbeit und

alles gewohnten Frohseyns beraubte, brachte sie zu dem Entschlusse, Alles zu unternehmen, um ihre gesetzmäßigen Rechte wieder zu gewinnen.

An der Spitze dieser Verschwörung stand Juan Fernandez Viera, ein Portugiese von unbekannter Abkunft, der vom Pagen einer Magistratsperson in Olinde erst Sachwalter und dann ein sehr reicher Kaufmann ward. Seine unbestechbare Rechtschaffenheit hatte ihm die allgemeine Achtung und der Adel seiner Denkungsart wahre und warme Freunde erworben.

Der 24. Junius 1645 war der durch Viera und seine Anhänger bestimmte Tag, um ihren Plan mitten in der Stadt Fernambuco beieinem Feste auszuführen, welches in Viera's Hause bei Gelegenheit seiner Vermählung mit einer der Töchter des Antonio Cavalcante, welcher einer der wärmsten Anhänger der Unternehmung war, gefeiert wurde. Zu diesem Feste waren die meisten Officiere und die vornehmsten, im Dienste der Compagnie stehenden Personen eingeladen und man hatte den Plan, sich ihrer zu bemächtigen. Dann wollte man auf das Volk stürzen, ohne ihm Zeit zur Vertheidigung zu lassen. Im Augenblick der Ausführung ward die Verschwörung entdeckt. Aber die Bestürzung der Holländer war so groß, daß Viera und seine Verbündeten sich in die benachbarten Waldungen flüchten konnten, in denen sie sich in Corps formirten und die Waffen ergriffen.

Viera nahm den Titel als General und Obercommandant an. Sein Name, seine Tugenden, sein Patriotismus, die Sache endlich, für die er die Waffen ergriffen hatte, versammelten bald um ihn Brasilier, portugiesische Soldaten und selbst Colonisten. Unterstützt vom Obersten Diaz, dem Brasilier Cameros, welcher der Abgott seines Volkes war, einigen portugiesischen Truppen, und einer zahlreichen Menge Eingeborener, verlegte er sein Hauptquartier nach Pojuy, einer Stadt, die zwischen dem Rife und dem Vorgebirge S. Augustin liegt, so daß er die Feindseligkeiten in der Mitte der holländischen Besitzungen begonn.

Der holländische, durch die feindliche Unternehmung beunruhigte Rath, erließ eine Proclomation, die Allen, welche zu ihrer Pflicht zurückkehrten, Verzeihung mit Ausnahme des Viera, Cavalcante und Aragousa versprach und übergab das Commando einiger schlecht organisirten Truppen einem gewissen Huys, dem er den Titel General gab. Zugleich schickte er zwei Capitäne zum portugiesischen Vicekönig nach der Allerheiligen-Bai, um Vorstellungen gegen diese Verletzung des Waffenstillstandes zu machen.

Der Vicekönig empfieng die Gesandten mit aller Höflichkeit, und allen ihrem Range und ihrer Eigenschaft gebührenden Rücksichten und antwortete ihnen mit anscheinender Freimüthigkeit, er sey allerdings für das Betragen der Bewohner Brasiliens, die sich unter

portugiesischer Herrschaft befänden, verantwortlich und daß, wenn diese den Waffenstillstand gebrochen hätten, er den Holländern jede Genugthuung geben wolle, welche sie billiger Weise fordern könnten; daß er aber, wenn auf dem holländischen Gebiete ansässige Portugiesen durch Unterdrückung oder aus einer andern Ursache die Waffen ergriffen hätten, ihr Betragen nicht zu verantworten habe. — Man versichert, daß er unter der Hand die Urheber der Feindseligkeiten ermuntert und bei dieser Gelegenheit sogar von dem Capitän Hoogstraten, einem der Gesandten, heimlich das Versprechen erhalten habe, den wichtigen Posten von S. Augustin, dessen Commandant er war, zu übergeben.

Während dieser Unterhandlungen griff der General Huys den Obersten Cameros an, ward von diesem geschlagen und verlor 100 Mann. Fast um gleiche Zeit erschien der Admiral Salvador Correa de Bonavides an der Küste mit einer furchtbaren Flotte. Sogleich bot ihm der Admiral Lichthart den Kampf an, ob er gleich nur fünf Kriegsschiffe hatte. Der Admiral nahm ihn unter dem Vorwande nicht an, daß er keinen Befehl habe, gegen die Holländer feindlich zu verfahren, sondern nur ein, für die Besitzungen seines Souverains bestimmtes Corps Truppen auszuschiffen. Kaum waren diese am Lande, als sie ihre Feindseligkeiten in dem holländischen Gebiete zu verüben anfingen und sich aller Orte, die auf ihrem Wege lagen, bemeisterten. Der General Huys erhielt Befehl sich zurückzuziehn, ward aber, da er die Rückkunft

eines Officiers, den er beauftragt hatte, einige Sachen von Werth zu retten und einige Damen, an einen sichern Ort zu geleiten, erwarten wollte, von den Portugiesen umringt und mit allen seinen Truppen gefangen genommen.

Jetzt erhielt Admiral Lichthart Befehl, die portugiesischen Schiffe, wo er sie fände, anzugreifen und er gab bald einen neuen Beweis seines Muths und seiner Geschicklichkeit. Er griff nämlich mit vier Schiffen, einer Fregatte und einem Boote die portugiesische, aus 17 Segeln bestehende Flotte an, nahm 3 der größten Schiffe mit dem Admiral, verbrannte oder bohrte den größten Theil der übrigen zu Grunde und tödtete 700 Mann.

Die Nachricht von diesem Siege ließ dem holländischen Rathe schon neue Hoffnung fassen, als er die Nachricht erhielt, daß Hoogstraten den Posten von S. Augustin dem Feinde übergeben habe. Mittelst des, für seine Verrätherei empfangenen, Lohnes warb er ein Regiment von 650 Brasiliern, über welches ihn die Portugiesen zum Obersten machten. An der Spitze dieses Corps marschirte er gegen seine Landsleute und zeigte viel Muth und Treue im Dienste seiner neuen Herren.

In kurzer Zeit waren die weit stärkern Portugiesen Meister von allen Orten in Fernambuc und blockirten das Riff, den letzten Zufluchtsort der Holländer.

Sobald die Nachricht von diesen Vorfällen nach Holland kam, bemühte sich der portugiesische Gesandte den Unwillen, welche sie erregten, durch die Versiche-

rung zu stillen, daß sein König, seinem Worte treu, keinen Theil daran habe. Dessenungeachtet rüstete die holländische Regierung eine Flotte von 52 Kriegsschiffen, unter Commando des Admirals Blankert aus, der zum Admiral von Brasilien, Guinea und Angola ernannt ward. Ihn begleiteten die Obersten Schuppen und Henderson, die sich viel Ruhm unter dem Commando des Grafen Moritz erworben hatten. Jetzt war der Bruch zwischen Holland uud Portugal entschieden.

Die Verzögerungen und die Unfälle, welche diese Flotte unterwegs erlitt, waren so bedeutend, daß bei ihrer Ankunft an dem Riffe, die in die äußerste Noth versetzte Besatzung auf dem Punkte stand, sich zu ergeben. Die auf dieser Flotte herbeigeführten Verstärkungen setzten inzwischen die Holländer in den Stand, den Krieg noch etwas zn verlängern und selbst einige unbedeutende Vortheile zu erhalten.

Im Anfange des Jahres 1647 belagerten die Portugiesen von Neuem das Riff, auf welchem sämmtliche holländische Truppen, 1800 Mann an der Zahl, zusammengedrängt waren. Diese Hand voll Leute vertheidigte sich tapfer. Als sie aber endlich einen Ausfall wagte, um den Feind im freien Felde anzugreifen, unterlag sie der Zahl der Feinde, wurde geschlagen und verlor 1100 Mann, die meisten Officiere und sämmtliches Geschütz mit Munition.

Die von den Portugiesen um diese Zeit gemachten Fortschritte waren so schnell, daß dem Einfluß der Holländer auf Brasilien die Vernichtung drohete. Diese

Unglücksfälle bewirkten bei den Holländern allgemeine Muthlosigkeit, statt sie zu den größten Anstrengungen zu veranlassen, und diese machte den Sturz der holländischen Macht in Brasilien unvermeidlich. Die Provinz Seeland rief den Admiral Blankert zurück, den die meisten Officiere, welche unter ihm gedient hatten, begleiteten. Außer den bei ihrer Fahrt nach Brasilien schon gefühlten, trafen sie gleiche Unfälle auch auf ihrer Rückkehr. Der Admiral und mehrere Officiere starben vor ihrer Ankunft in Holland. Der Agent des Gouverneurs von Brasilien, Schuk, der mit der nämlichen Flotte in Holland ankam, machte ein so schreckliches Gemälde von der Lage des holländischen Brasiliens, daß sich die Staaten zu größeren Anstrengungen entschlossen, um eine so schätzbare Niederlassung zu behaupten. Sie gaben also Befehl zur Ausrüstung von 50 Kriegsschiffen, welche 6000 Mann Truppen an Bord nehmen sollten. Das Commando dieser Expedition wurde dem Admiral Vitte Wittsen, der für einen der erfahrensten Officiere in den holländischen Diensten galt, anvertrauet. Man beschloß, ihm eine Verstärkung von 5 bis 6000 Mann nachzuschicken. Gegen Ende des Jahres 1650 segelte der Admiral ab. Nach erlitttenen Stürmen langte er endlich an der Küste von Fernambuc an, fand aber statt einer Colonie nur ein Spital von Kranken, Verwundeten und Schwachen und statt des Forts, das er vertheidigen sollte, Kirchhöfe, wo die traurigen Ueberbleibsel der Braven, die ihm voran giengen und in der neuen Welt ihren Tod fanden, aufgehäuft lagen.

Diese schreckliche Lage der Colonie bestimmte den Admiral, trotz der Befehle, die ihm ertheilt waren, ohne Verzug zurückzukehren. Er spannte sogleich die Seegel wieder auf, und hinterließ die Colonie, wo möglich, in einem noch kläglicheren Zustande, als in welchem er sie gefunden hatte. Wie er nach seiner Rückkehr den Staaten von seinem Verhalten Rechenschaft geben mußte, fand er Mittel, sich zu ihrer Zufriedenheit zu rechtfertigen.

Das Unglück fuhr fort, die Holländer zu verfolgen und gegen das Ende des Jahres 1653 schickte die portugiesische Regierung, die jetzt den Viera öffentlich unterstützte, 16 große Kriegsschiffe ab, um das Riff von der See aus anzugreifen. Die Besatzung desselben ward bei der Erscheinung der Schiffe so muthlos, daß sie durchaus nicht kämpfen wollte. Im folgenden Jahre räumten die wenigen Holländer, die dem Hungertode und dem Schwerte des Feindes entgangen waren, vermöge einer am 28. Januar 1654 abgeschlossenen Capitulation Brasilien.

So verloren die Holländer durch übelverstandne Sparsamkeit und durch eine Reihe unglücklicher und unvorhergesehener Zufälle eine Eroberung, die unter einem edlern und großmüthigern politischen System eine der reichsten und blühendsten europäischen Colonien des neuen Continents hätte werden können.

Der Eindruck, den die Nachricht von dieser traurigen Begebenheit in Holland machte, und die Wuth, mit der man Gerechtigkeit gegen den General Siegmund Schuppen forderte, der mehrere Jahre hindurch in Brasilien

das Obercommando hatte, und im Augenblick der Uebergabe des Riffs dessen Gouverneur war, übersteigt alle Beschreibung. Um ihn und seine Officiere der Wuth eines zügellosen Pöbels zu entziehn, fanden die Staaten für gut, sie verhaften zu lassen. In dieser Noth forderte der General mit Nachdruck die Erlaubniß einer öffentlichen Vertheidigung und erhielt sie. Jetzt zählte er mit so viel Deutlichkeit seine langen treu geleisteten Dienste, und seine glänzenden Thaten unter dem Oberbefehle des Grafen Moritz auf und entwarf ein so treues Gemälde des Mißgeschicks und der Uebel, welche seine Gefährten und er in den letzten Zeiten erfahren hatten, daß die Zuhörer in Thränen schwammen und seine Richter ihn ehrenvoll frei sprachen.

Wie der Graf Moritz das Gouvernement von Brasilien nach einem Aufenthalte von 8 Jahren verlassen hatte, bestund es aus 7 Capitanerien, einer Hauptstadt, 30 großen Städten, 45 regelmäßigen Festungen und hatte 90 Schiffe, 3000 M. regulirter Truppen, 20,000 Holländer, 60,000 Neger und ungefähr doppelt so viel Eingeborne; und nach der Verschwendung mehrerer Millionen an Gelde und dem Verluste mehrerer Tausend Menschen, kehrten im Jahr 1655 nur 6 bis 700, von allem Eigenthum entblößte Individuen nach Holland zurück.

Der Frieden, welcher kurz vor dieser Epoche, zwischen England und den vereinigten Staaten geschlossen war, schien letztern die Freiheit zu lassen, einen neuen

Versuch zu machen, eine so wichtige Niederlassung wieder zu erobern. Aber die öffentliche Erwartung, welche sich schon mit der Hoffnung dieses Ereignisses schmeichelte, ward durch den Vertrag vom Jahr 1661 getäuscht, der den Feindseligkeiten ein Ende machte und Brasilien der Krone Portugal für 2 Millionen Thaler sicherte, welche dieses Gouvernement den vereinigten Staaten theils in Geld, theils in Waaren zu zahlen sich verpflichtete.

Siebenter Abschnitt.

Lage der Portugiesen nach Vertreibung der Holländer. — Niederlassung der Portugiesen am Amazonenstrome. — Versuch derselben, sich am la Plata-Strome anzusiedeln. — Zwist deshalb mit Spanien.

Seit der Vertreibung der Holländer aus Brasilien, sind die Portugiesen ruhige Besitzer dieses großen Landes geblieben. Der Vertrag, der sie von der Gegenwart eines Feindes, der sie so oft gedemüthigt hatte, befreite, war nicht sobald vollzogen, als der Hof von Lissabon auf Mittel dachte, die Ruhe desselben zu sichern und die Reichthümer seiner Besitzungen zu vermehren. Während nun das Mutterland diese Frage in seinen Rathsversammlungen erörterte, dachten einige unternehmende Colonisten darauf, ihre Grundbesitzungen auszudehnen und machten deshalb gegen Süden eine Reise bis zum la Plata Strome, und gegen Norden bis zum Ma-

ranhon, den man gewöhnlich den Amazonen-Strom nennt. Nach manchen Schriftstellern wird dieser berühmte Fluß durch zahllose, von der östlichen Seite der Andes herabstürzende Gewässer, welche sich am Fuße derselben in einer Ebene sammeln, gebildet. Nach Andern aber entspringt er aus dem See Lauricocha, einem großen, im Districte Guanico, 18 Meilen östlich von Lima unter 11° s. B. liegenden, Wasserbecken. Während seines 6 bis 700 Meilen langen Laufes nimmt er eine große Zahl, zum Theil sehr beträchtlicher Flüsse auf. In ihm liegen zahllose Inseln, deren Cultur aber wegen öfterer Ueberschwemmungen unthunlich ist. In der Mündung, welche gerade unter dem Aequator liegt, ist er 30 Meilen breit.

Vincenz Pinzon, einer der Gefährten Colombo's, entdeckte seine Mündung im Jahre 1500 und 48 Jahre nachher soll Gonzalez Pizarro seine Quelle entdeckt haben. Sein Lieutenant, Orellana schiffte sich auf ihm ein und legte seinen ganzen Lauf zurück. Um sich Bahn durch die Kanots der verschiednen am Ufer wohnenden Stämme zu machen, welche einen Hagel von Pfeilen auf ihn regnen ließen, um ihm die fernere Fahrt abzuschneiden, mußte er sich der Waffen bedienen. Diese bartlosen Wilden schienen den getäuschten Spaniern ein Volk von Kriegerinnen zu seyn und dieser Irrthum gab dem Flusse den Namen der Amazonen. *)

*) Hier erwähnt der Verfasser die im Jahr 1650 statt gefundene Fahrt des Spaniers Pedro d' Orsua den Amazo-

Orellana's Reise verbreitet sehr wenig Licht und ihm folgte Niemand, um die von ihm erregte Neugierde zu befriedigen, als Pedro Texeira, der im Jahr 1638 aus der, einige Jahre zuvor am Ausflusse des Maranhon erbauten Stadt Belem, in Begleitung vieler Portugiesen und Urbewohner, die alle auf Kanots fuhren, den Strom so lange aufwärts reis'te, bis er an den Einfluß des Napo in denselben kam und in diesem seine Schifffahrt bis in die Gegend von Quito fortsetzte, wohin sich die Reisenden zu Lande begaben. Die damals zwischen den Spaniern und Portugiesen, ob sie wohl unter einem Scepter standen, herrschende Feindschaft verhinderte nicht, daß Texeira seinem hohen Ruhme und der Wichtigkeit der gelungenen Unternehmung gemäß empfangen worden wäre. Zwei gelehrte Jesuiten, die Paters d' Acunha und Artieda, machten bald darauf dieselbe Reise mit gleichem Glücke und bestätigten sowohl, als erweiterten Texeira's Beobachtungen.

Damals war die Verbindung zwischen den spanischen Colonien gefährlich und mit vielen Schwierigkeiten wegen der zahlreichen Seeräuber, welche alle Meere bedeckten und die Schifffahrt beschränkten, verbunden. Eine Menge, mit den Schätzen von Peru

nenstrom abwärts, um die Inseln Trinidad und St. Martha, so wie die Küsten von Cumana und Carracas auszuplündern, welche aber für die Kunde dieser Gegenden keine Ausbeute giebt.

und andern kostbaren Waaren reichbeladene spanische Schiffe, wurden die Beute dieser frechen Freibeuter (Flibustiers). In dieser Lage der Dinge gab die, an den Madrider Hof gelangte, Nachricht von den gelungenen Versuchen, den Amazonenstrom zu befahren und kennen zu lernen, diesem die Idee, auf demselben mittelst der in ihn fallenden schiffbaren Flüsse alle Schätze Neu-Grenada's, Popayan's, Quito's, Peru's und selbst Chili's transportiren zu lassen. Hatten sie die Mündung des Stromes erreicht, so sollten die zu Para liegenden Galeonen diese Schätze aufnehmen und unter Bedeckung der brasilischen Flotte durch wenig von den furchtbaren Piraten besuchte Meere, dem Mutterlande zubringen. Aber dies wichtige Project scheiterte durch die Revolution, welche das Haus von Braganza auf den portugiesischen Thron setzte. Jede von beiden Nationen war nun nur beschäftigt, Niederlassungen an dem für sie gelegensten Theile des Flusses anzulegen.

Während spanische Missionare sich bemühten, eine Niederlassung in dem, zwischen dem Napo und Maranhon liegenden Lande, bis zum Zusammenflusse beider, zu gründen, waren die Jesuiten gleichfalls beschäftigt, denselben Dienst der portugiesischen Regierung zu erweisen. Diese unermüdlichen, Arbeit, Strapatzen, Leiden aller Art nicht scheuenden Eiferer gründeten endlich die Niederlassung San Paulo, so wie eine große Menge Dörfer, die sich 6 oder 7 Tagereisen von San-Ignacio de Fevas, der letzten der spanischen Niederlassungen in der Nachbarschaft des

Maranhon's erstreckten. Hätte man freie Verbindung zwischen diesen aufkeimenden Staaten gestattet, so wären für jeden die größten Vortheile erwachsen; so hätten die spanischen Niederlassungen von ihren Nachbarn, den Portugiesen, die Artikel erhalten können, die ihnen das, von ihnen durch die Kette der Cordilleren getrennte, Quito nicht liefern konnte. Brasilien würde übrigens noch viel mehr Bedürfnisse Fremder befriedigen können, wäre ein Abzug für den Ueberfluß der Lebensmittel, die man sich in Peru nicht verschaffen kann, vorhanden. Wenn Nationalhaß und Eifersucht der Höfe zu Lissabon und Madrid nicht das Verbot aller Verbindung zwischen den Niederlassungen beider Völker im neuen Continente gegeben hätte, so würden beide Länder durch den Tausch der Waaren, welche auf dem Maranhon und dem Napo verführt würden, zu einem Grade von Wohlstand und Glück gelangt seyn, den sie auf keine andere Art erlangen können und der endlich den Mutterländern wesentliche Vortheile gebracht haben würde. Bald wäre eine Verbindung zwischen Menschen geschlossen, die einander bedürfen, wenn der Monopol- und Kaufmannsgeist der Regierungen nicht den Geist des Hasses und der Rache pflegte, welcher wechselseitigen Verlust gebiert und sich oft durch Blutvergießen endet.

Die Portugiesen besuchten den la Plata-Strom kurz nach den Spaniern. Die Absichten, die sie bei dieser Reise hatten, mögen gewesen seyn, welche sie wollen, so erhellet doch deutlich, daß sie vor dem Jahre

1553 auf keine Niederlassung hier dachten. In diesem Jahre aber drangen sie bis Buenos-Ayres vor und nahmen Besitz von der nördlichen Küste der spanischen Besitzungen an diesem Meere. Dieses Benehmen erregte die Aufmerksamkeit der spanischen Regierung nicht, bis der Lissabonner Hof sich im Jahr 1600 entschloß, die Colonie St. Sacrament auf der äußersten Gränze des von Spanien bisher, aber nicht mit Nachdruck, zurückgeforderten Landes, zu gründen. Dies gab Anlaß zu neuer Eifersucht und Erbitterungen zwischen beiden rivalisirenden Mächten. Es folgten heftige Wortstreitigkeiten, die sich mit Färbung des la Plata-Stromes durch Blut endigten.

Der Madrider Hof behauptete, die neue Colonie sey an einem Orte angelegt, den ihm der Papst zugetheilt habe. Dies läugneten die Portugiesen nicht, behaupteten aber, dieser Landstrich sey ihnen durch spätere Verträge, namentlich durch den vom Jahre 1668 abgetreten. Nach verschiedenen kriegerischen Auftritten, in denen die Festungswerke der Pflanzstadt zerstört und die Portugiesen vertrieben wurden, kam man 1681 überein, daß letztere wieder in den Besitz des Ortes, aus dem sie vertrieben waren, unter der Bedingung gesetzt werden sollten: daß die Bewohner von Buenos-Ayres Theil an Benutzung des streitigen Landes nehmen dürften.

Während des Krieges, der im Anfange des vergangenen Jahrhunderts zwischen Spanien und Por-

tugal ausbrach, ward dieser Vertrag vernichtet und die Portugiesen verloren im Jahr 1705 zum zweiten Male den Besitz von St. Sacrament. Der Utrechter Frieden verschaffte sie ihnen wieder, zugleich das ausschließende Eigenthum alles streitigen Landes. Kaum hatten die Feindseligkeiten zwischen Portugal und Spanien aufgehört, als die Bewohner von St. Sacrament und Buenos-Ayres aus Bedürfniß und wechselseitiger Uebereinkunft einen starken Contrebande-Handel mit einander trieben, an dem alle Bezirke Brasiliens und Peru's, ja selbst Handelshäuser in den Mutterländern Theil nahmen.

Die spanische Regierung, verdrüßlich die Reichthümer des neuen Continents durch andre, als die von ihr vorgezeichneten Canäle abfließen zu sehen, und durch eine wenig aufgeklärte Staatskunst geleitet, die alle ihre Maasregeln in Betreff ihrer südamericanischen Besitzungen bestimmte, wandte alles Mögliche an, um diesem ungesetzmäßigen Handel Fesseln anzulegen. Sie behauptete, daß die Portugiesen sich den spanischen Besitzungen nur bis auf Kanonenschußweite von ihren eignen Mauern nähern dürfteu und befahl dem zu Folge an dem nördlichen Ufer des la Plataflusses von seiner Mündung bis zu St. Sacrament verschiedne Viehheerden zu hegen. Die Dörfer Maldonado und Montevideo wurden gebauet und alle Maasregeln getroffen, um den Besitz dieser zweifelhaften Terrains zu behaupten.

Dieses feindliche, unvorhergesehene Benehmen von Seiten Spaniens entflammte die Zwietracht und die Erbitterung, welche durch die Handelsverbindungen mit den Portugiesen beinahe erstickt und die in kurzer Zeit ganz erloschen wären, wieder. Ein heimlicher Krieg, den die Agenten der beiden Regierungen veranlaßten, fand einige Zeit hindurch statt und beide Völker waren im Begriffe, öffentlich mit einander zu brechen, als im Jahr 1750 ein Vertrag vorgeschlagen ward, der so abgefaßt zu seyn schien, daß dadurch die Zwistigkeiten beider Monarchien geendet würden. Durch denselben willigten die Portugiesen ein, die Colonie St. Sacrament und den dazu gehörigen Bezirk gegen die sieben, von Spanien an der Ostseite des Uruguay errichteten, Missionen zu vertauschen.

Man glaubte übrigens, in America einen starken Widerstand gegen den Vertrag zu finden. „Die Jesuiten," sagt Abt Raynal, "welche seit langen Zeiten „sich einen geheimen Weg zur höchsten Gewalt bahnten, hätten sich der Zerstückelung eines Reiches, das „seine Existenz ihren Bemühungen dankte, entgegensetzen können. Fremd den großen Interessen der Staatskunst hätten sie sich als verantwortlich für das Loos „eines gelehrigen Volks betrachten können, welches „sich in ihre Arme werfend, ihnen die Sorge für „sein künftiges Glück anvertraute. Uebrigens waren „diese Stämme nicht unterjocht und durch ihre Unterwerfung unter Spaniens Regierung hatte diese nicht „das Recht erhalten, sie von seinen Besitzungen zu ver-

„äußern. Ohne auf die unverjährbaren Rechte der Völ„ker Rücksicht zu nehmen, gebührte es ihnen allein „zu bestimmen, was sie für dienlich zu ihrem Glücke „hielten. Das bekannte und gegründete Schrecken, wel„ches sie vor dem portugiesischen Joche hatten, konnte „sie entweder aufklären, oder in die Irre führen.“ Man mag von dieser Betrachtung urtheilen, was man will, daß diese oder andere Bewegungsgründe auf die Bewohner der 7 abgetretenen Missionen wirkten, so ist es gewiß, daß sie die vereinigten Armeen Spaniens und Portugals, welche aus Europa kamen, um den Vertrag in Wirklichkeit zu setzen, mit gewaffneter Hand zurücktreiben wollten.

Unglücklicher Weise entsprach ihr Betragen und ihre Geschicklichkeit, als Krieger, nicht ihrer Liebe zur Unabhängigkeit. Statt den Feind zu necken und ihm seinen Proviant, den er so weit her erhielt, abzuschneiden, waren sie so unvorsichtig, ihn im flachen Felde zu erwarten. Da sie eine Niederlage mit großem Verluste erlitten, sahen sie ihre Maasregeln zunichte gemacht und verließen ihr Land, ohne je wieder einen ähnlichen Versuch zu machen.

Im Gefolge dieser Begebenheit glaubten die Spanier berechtigt zu seyn, von der Colonie St. Sacrament Besitz zu nehmen. Aber die Portugiesen setzten sich unter dem Vorwande entgegen: daß, die Bewohner von Uruguay nur zerstreut seyen und wahrscheinlich sich bemühen würden, ein Land wieder einzu-

nehmen, aus dem sie durch Uebermacht vertrieben worden wären. — Diese Schwierigkeiten verhinderten die Vollziehung des Vertrags, der im Jahr 1761 gänzlich gebrochen wurde. Seitdem wurden diese Wüsten abermals der Schauplatz des Kriegs und des Mords, bis Portugal, der Hülfe seines mächtigsten Alliirten beraubt,*) gezwungen ward, Spaniens Gesetz anzunehmen. Durch die Verträge von 1777 und 1778 trat es auf immer die Colonie St. Sacrament ab und erhielt dafür das Territorium des St. Peter-Flusses, das ihm schon früher entrissen war, wieder.

Achter Abschnitt.

Politische Eintheilung Brasiliens. — Bürgerliche und kirchliche Regierung. — Sclavenhandel. — Gegenwärtiger Zustand der Urbewohner.

Brasilien ist gegenwärtig in 14 Provinzen oder Capitanerien eingetheilt, deren Namen, von Norden nach Süden gerechnet, folgende sind: Para, Maranhon, Siara, Rio-grande, Paraïba, Tamaraca, Fernambuc, Segerippe del Rey, Bahia (Bahia de todos los Santos, Allerheiligen-Bay),

*) Englands, während des nordamericanischen Freiheitskrieges.

Rio das Velhas, Porto-seguro, Spiritu-santo, Rio-de-Janeiro und San-Vincente.*)

Jede dieser Provinzen steht unter einem besondern Gouverneur. Es scheint natürlich zu seyn, daß diese Gouverneurs sich den allgemeinen, vom Vicekönige gegebenen Verordnungen fügen müßten, welches aber nicht der Fall ist. Sie sind ganz unabhängig von seinem Ansehn, weil sie ihre Verhaltungsbefehle direct

*) Brasilien ist in große und kleine Gouvernements getheilt. Die Gouverneurs der Ersteren führen den Titel: Gouverneur und General-Capitän; die der Letztern bloß den Titel: Gouverneur. Obgleich diese unmittelbar mit dem Hofe correspondiren und ihre Berichte an den Minister und Staatssecretär der Colonieen und des Seewesens machen, sind sie doch den Erstern in vielen Hinsichten untergeordnet. Folgendes ist das richtige Verzeichniß der großen und der zu ihnen gehörenden kleinen Gouvernements.

1) Rio-Janeiro. Vor Ankunft des portugiesischen Hofs hierselbst führte der Gouverneur den Titel: Vicekönig und General-Capitän zu Lande nud Wasser. Hierzu gehört als kleines Gouvernement: die Insel St. Catarina.

2) Bahia mit den kleinen Gouvernemts: Espirito-santo und Segeripe Del Rey.

3) Fernambuco mit dem kleinen Gouvernements: Ceara und Paraiba. Diese stehen in Civil- und Militär-Angelegenheiten seit einigen Jahren nicht mehr unter Fernambuco.

4) Para, mit dem kleinen Gouvernements: Rionegro, Macapa und Rio-grande do Norte.

von der portugiesischen Regierung erhalten und nach Lissabon den Bericht von Allem, was in ihrem Gouvernement vorgefallen ist, erstatten müssen. Sie sind auf 3 Jahre ernannt, aber ihre Anstellung wird gewöhnlich verlängert. Das Gesetz verbietet ihnen, eine Frau aus den ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Orten zu heirathen, sich auf irgend eine Art Handel einzulassen und irgend ein Geschenk oder sonstige Vortheile für Erfüllung der Geschäfte ihres Amtes zu nehmen, welche Verordnungen seit mehrern Jahren strenge erfüllt worden sind.

Die Individuen, welche freiwillig ihre Stelle niederlegen oder von der Regierung zurückgerufen werden,

5) Maranhao, mit dem kleinen Gouvernement: Piauhy.

6) Minas-Geraes.

7) Matto-Grosso.

8) Goyazes.

9) San-Paulo.

10) Rio-grande de San Pedro seit dem Februar 1807. Die Gouvernements Tamaraca, Rio das Velhas, Porto Seguro und San-Vincente existiren nicht, sondern sind Bezirke der verschiednen Gouvernements, die nie einen eignen Gouverneur gehabt haben.

R. d'A.

sind gehalten, vor vom Mutterlande ernannten Commissären Rechnung von ihrem geführten Amte abzulegen. Jeder Bürger hat dann ohne Unterschied des Ranges das Recht, sie anzuklagen.*) Stirbt ein Gouverneur während seines Amts, so treten der Bischof, der commandirende Officier und die erste Magistratsperson an seine Stelle bis zur Ankunft seines Nachfolgers.

*) Man ernennt nur Commissäre zur Prüfung des Betragens eines Gouverneurs, wenn er vor Ablauf der drei Jahre, die sein Amt in der Regel dauert, von seinem Posten abgerufen wird, welches selten der Fall ist, wenn nicht schwere Klagen von dem Volke gegen ihn erhoben worden sind. Dies ist auch der Fall mit den vom Könige ernannten Magistratspersonen, wie den Juizes de fora, Provedores, Ouvidores und Intendentes, welche sämmtlich auch für drei Jahre ernannt sind, aber oft, wie die Gouverneurs, länger in ihren Stellen bleiben. Wenn aber diese Magistratspersonen durch Andere ersetzt werden, so ernennt der Gouverneur, unter dem sie stehen, einen Commissär, der mehrentheils der Nachfolger der abgehenden Magistratsperson ist, um gesetzmäßig Erkundigungen über die Verwaltung, die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit des Letztern einzuziehen. Man nennt dieses im Portugiesischen: tirar residencia. Jeder kann sich dann beklagen, wenn er Beweise gegen die vormalige Magistratsperson vorbringen kann. Das hierüber abgehaltene Protocoll wird durch den Gouverneur an das Ober-Tribunal der Colonien (Conselho ultramarino) geschickt. Dieses erstattet darüber Bericht an den Souverän. Findet sich darin keine schwere, gegen die ehemalige Magistratsperson bewiesene Klage, so wird er zu einer höhern Stelle ernannt. Im entgegengesetzten Falle, bleibt er dienstlos.

Dieselben Formalitäten finden in Portugal in Hinsicht aller Magistratspersonen Statt, nur mit dem Unterschiede,

Die Rechtpflege in Brasilien gleicht der des Mutterlandes. In jedem Bezirke ist ein Richter angestellt, von dessen Entscheidungen man an die Obergerichte zu Rio-Janeiro und Bahia, zuweilen gerade nach Lissabon, wenn die Sache sehr bedeutend ist, appellirt. Die Provinzen Para und Maranhao haben das Recht, mit Uebergehung oben erwähnter Obergerichte geradezu nach Lissabon zu appelliren. — In Criminalsachen findet ein anderer Gang Statt. Kleine Vergehen werden von dem Richter jedes Bezirks bestraft; größere Verbrechen gehören aber jederzeit vor den Richterstuhl des Gouverneurs und einer bestimmten Anzahl Beisitzer.*)

daß hier das höchste Justiztribunal (Decembargo do Paço) die Untersuchung verordnet und dem Könige davon Bericht erstattet. — In allen Staaten der portugiesischen Monarchie kann Niemand eine obrigkeitliche Stelle erhalten, ohne studiert zu haben und ohne im weltlichen oder geistlichen Rechte graduirt zu seyn. Außer den mit ihren Stellen verbundenen Einkünften, welche durch die Gesetze bestimmt sind, erhalten sie eine Besoldung vom Regenten.

In Hinsicht der Mitglieder der Obergerichtshöfe (Decembargadores, Appellationsgerichte) zu Rio-Janeiro und Bahia giebt es keine residencia, sondern wenn die 6 für ihren Dienst bestimmten Jahre abgelaufen sind, senden die Gouverneurs, als Präsidenten dieser Appellationsgerichte an das Obertribunal der Colonien einen Bericht über das Betragen dieser oberen Magistratspersonen ein.

N. d'A.

*) Dies ist nicht der Fall. Schwere Verbrechen gehören für die Appellations-Kammer (Relaçao), die dann zur Justiz-

In jeder Provinz giebt es ein eignes Tribunal, bestimmt, die zum Vortheil von Personen, die jenseits des Meers (nicht in Brasilien) wohnen, gemachten Vermächtnisse zu untersuchen. Die Mitglieder derselben haben kein bestimmtes Gehalt, erhalten aber 5 Procent von den Capitalen, welche nach Portugal (jetzt nach Rio-Janeiro) überschickt und in einer zu diesem Entzweck errichteten Kanzlei niedergelegt werden.

Der Gouverneur und 4 Magistratspersonen verwalten das Finanzwesen jeder Provinz. Jährlich werden ihre Rechnungen an die königliche Schatzkammer zu Lissabon (jetzt zu Rio-Janeiro) überschickt und daselbst mit der größten Genauigkeit untersucht.

Der Militärstand hat hier dieselbe Verfassung, wie sonst in Portugal. Die Truppen stehn unter dem Gouverneur, der die Macht hat, alle Officiere, die nicht Hauptmannsrang haben, zu ernennen. Auch die Militz steht unter seinen Befehlen. Diese besteht aus allen Bürgern ohne Unterschied, ausgenommen die Hidalgos, d. i. die Adlichen vom ersten Range, welche von allen persönlichen Diensten frei sind. Jedes Mitglied der Militz schafft sich seine Uniform selbst an. Im Innern des Landes wird sie nur im Falle unbedingter Nothwendigkeit zusammen berufen. Zu Fernambuco, Bahia und an andern Or-

kammer wird und welcher der Gouverneur und in dessen Abwesenheit der Kanzler vorsitzt. Ein Todesurtheil kann ohne königlichen Befehl nicht vollzogen werden, und die Acten werden deshalb an den Hof gesendet.

N. d'A.

ten der Küste, wird sie jährlich einen Monat in den Waffen geübt, während dessen sie Sold von der Regierung erhält. Die Neger und Mulatten bilden eigne Corps; aber die Eingebornen werden unter die Colonisten aufgenommen. Gewöhnlich beläuft sich die Zahl der regulirten Truppen auf 8000 und die der Militz auf 30,000 Mann. *)

Der König hat allein das Recht des Zehnten und des Ertrags der Kreutzzüge als Großmeister des Christordens.

Nach und nach sind in Brasilien sechs Bisthümer errichtet worden, welche sämmtlich dem im Jahr 1552 gestifteten Erzbisthum zu Bahia untergeordnet sind. Die Prälaten, welche die bischöflichen Stühle einnehmen, sind sämmtlich Europäer. Ihre von der Regierung bezahlte Besoldung geht von 300 bis 8000 Thaler. **)

Kein Glied der niedern Geistlichkeit, mit Ausnahme der Missionare, erhält eine Besoldung von der Regierung.

*) Das Militär in Brasilien war selbst vor Ankunft der königlichen Familie viel zahlreicher, als der Verfasser angiebt. Bloß zu Rio-Janeiro stand ein Corps von 10,000 M. regulirter Truppen, wie er selbst an einer andern Stelle zugiebt. Schon vormals befanden sich in Brasilien 24,000 Mann regulirter Truppen und gegen 50,000 Mann gut organisirter Militzen. Für die Regimenter der Letztern werden die Majors und Adjudanten, oft selbst die Obersten, aus den Linientruppen entnommen.

N. d'A.

**) Es giebt in Brasilien 1 Erzbisthum: Bahia und acht Bisthümer: Matto-Grosso und Cujaba, Goyazes,

Aber die Habsucht der Pfarrer wird sattsam durch die Abgaben befriedigt, welche sie unter verschiedenem Vorwande von ihrer Gemeinde fordern. Sie verstehen die Kunst, die Unwissenheit, den Aberglauben und die Bigotterie der Einwohner zu besteuern. Denn außer einer bestimmten jährlichen Abgabe, welche sie von jeder Familie fordern, lassen sie sich für jede Geburt, Ehe und jedes Begräbniß 12 Groschen bezahlen. In den Bergwerksbezirken ist diese Abgabe doppelt so groß.

In Brasilien soll gesetzmäßig kein regelmäßiges Kloster Statt finden. Doch findet man in Bahia und Rio-de-Janeiro dergleichen für fromme Frauen und außerdem über 20 Klöster, welche verschiednen Mönchsorden gehören. Die beiden reichsten gehören den Benedictinern, die sich durch ihren Müssiggang eben so sehr, als durch die Verdorbenheit ihrer Sitten auszeichnen. Keiner dieser Orden erfüllt die Strenge und die Verläugnung seiner selbst, welche die Stifter derselben zur Regel machten. *) In den Provinzen, in welchen sich Goldgruben befinden, waren dergleichen Stiftungen gesetzlich verboten. Aber die Jesuiten benutzten ihre Macht und hatten

Maranhao, Mariana, Para, Fernambuco, Rio-Janeiro und San-Paulo. Das mindest einträgliche Bisthum bringt 4000, einige 6000 und das Erzbisthum 8000 Crusaden (à 18 gr. C. M.) ein. Außerdem hat jeder Bischof einen Palast zu seiner Wohnung.

N. d'A.

*) Es finden sich in Brasilien mehrere Klöster und sind sie nicht gesetzmäßig gestiftet, so sind sie es durch den Willen des Kö-

Einfluß genug, diese heilsame Verordnung zu umgehen. Nach Auflösung ihres Ordens ist keinem Andern die Niederlassung in gedachten Provinzen gestattet worden.

Die Eroberung dieses Landes hatte die deutlich erklärte Absicht, die Eingebornen zu Christen zu machen und beträchtliche Summen wurden zu dem Unterhalt der Mönche verwendet, welche den Urbewohnern dieses Landes das Evangelium predigen sollten. Seit mehrern Jahren hat aber kein Mönch sich an diese gefährliche, vielleicht unnütze Unternehmung gewagt. Sir George Staunton erzählt, daß zu der Zeit, in welcher er sich in diesem Lande befand, einige zu Rio-Janeiro sich aufhaltende italienische Missionare, welche die heidnischen Völker Brasiliens bekehren wollten, zu den Letztern, welche in die Stadt kamen, die schon Bekehrten von ihrem Stamme schickten, um sie entweder durch Geschenke, oder durch Ueberredung gleichfalls zu Christen zu machen.

Nie war die Inquisition gesetzmäßig in Brasilien eingeführt. Doch waren die Colonisten nicht immer gegen dieses grausame Tribunal gesichert. Die als Agenten desselben bekannten Geistlichen der Colonie zeigten denselben

nigs, welcher Gesetz ist. Im Allgemeinen ist das Betragen der Individuen von beiden Geschlechtern, welche sich dem Kloster hingeben, musterhaft und wenn zufällig Einige sich von ihren Pflichten entfernen, so sind dies Ausnahmen von der Regel, welche man überall findet, wo es Zünfte, oder vielmehr wo es Menschen giebt.

N. d'A.

blutgierigen Geist, der ihre Principale beseelte. Ihr heiliger Eifer, oder richtiger, ihre unbarmherzige Wuth, erglühete vorzüglich bei der Beschuldigung des jüdischen Glaubens. Gegen Anfang des vergangenen Jahrhunderts wurden die Verfolgungen so weit getrieben, daß von 1702 bis 1718 der Schrecken und die Muthlosigkeit, welche sie unter den Colonisten verbreiteten, alle ihre Industrie lähmte. Die Pflanzungen wurden vernachlässigt und alle Handelszweige begannen zu welken. Aber seit dieser Zeit hat sich der fanatische Eifer dieser Gewissensväter gemäßigt. Inzwischen sind Aberglauben und eine pünktliche Anhänglichkeit an das äußere religiöse Ceremoniell noch die hervorstechendsten und unterscheidendsten Charakterzüge der portugiesischen Colonisten.*)

In dem ganzen Umfange Brasiliens zählt man wenigstens 600,000 Sclaven, die entweder alle in Afrika geboren, oder von denen, welche aus diesem Lande hierhergebracht wurden, erzeugt worden sind. Es findet keine eigne Verordnung in ihrer Hinsicht Statt; doch wird allgemein anerkannt, daß man sie nach dem gemeinen Rechte richten müsse. Jährlich werden gegen 20,000 ein=

*) Alle Schriftsteller, welche von Portugal und dessen Colonien handeln, schreiben einander ab, wenn die Rede von der Inquisition ist. Ohne Zweifel war dieses Tribunal einst schrecklich. Aber seit 50 Jahren hört man kaum noch etwas davon. Es nimmt gegenwärtig bloß Kenntniß von den schwersten, schändlichsten und überwiesensten Verbrechen, welches keinen Nachtheil bringt.

N. d'A.

geführt, um ihre Zahl immer in gleichem Verhältnisse zu erhalten. Jedes Individuum kostet gegen 200 Thaler. Vor ihrer Einschiffung in Afrika erhebt der Agent des portugiesischen Hofes in diesem Lande eine Abgabe von 10 Reis von jedem Kopfe, welches jährlich an 400,000 Thlr. betrug, eine Summe, die nicht zu den öffentlichen Einkünften gerechnet, sondern als Privateigenthum des Königs betrachtet wird.

Diese Unglücklichen *) werden von ihren Herren ernährt und gekleidet. Man überläßt ihnen ein kleines Stück Landes, zu ihrem eignen Erwerbe, welches sie an zwei festgesetzten Tagen in jeder Woche bearbeiten. Die Fleißigen unter ihnen gewinnen dadurch oft so viel, daß sie ihre Freiheit erkaufen können, welche sie für eine bestimmte Taxe jedesmal verlangen dürfen, wenn sie von ihrem Herrn mishandelt oder unterdrückt werden. Vorzüglich dieser Hoffnung und diesem persönlichen Interesse ist die kleine Zahl weglaufender Sclaven hier zuzuschreiben, welches vorzüglich selten in der Nachbarschaft der Bergwerke der Fall ist, wo sie von dem Ertrage des Feldbau's leben. Wer von einer Sclavin geboren ist, wird auch ein Sclave, seine Farbe sey, welche sie wolle, da man hier tausend Abstufungen derselben vom Schwarzen zum Weißen findet. Die der Krone zuständigen Sclaven,

*) Die Sclaven werden in Brasilien im Allgemeinen sehr gut behandelt und sind, so gut wie ihre Herren, den Gesetzen des Landes unterworfen.

N. d'A.

werden mehrentheils bei den Diamantgruben und andern öffentlichen Arbeiten gebraucht.

Andere stehen im Dienste der Klöster und bloß die Benedictiner haben mehr als tausend auf ihren Pflanzungen. Diese Geistlichen behaupten, daß die Mulatten, so wie die andern Sprößlinge aus vermischten Geschlechtern, im Allgemeinen viel Verstand und Genie besitzen. Sie haben einige dieser Kinder mit eben so viel Sorgfalt, als Erfolge erzogen und während Sir George Staunton's Aufenthalte in Brasilien, sagte ihm einer dieser Mönche mit triumphirender Miene, daß vor Kurzem ein Individuum aus gemischter Abkunft stammend in Lissabon Professor geworden sey.

Die Neger und Mulatten, welche ihre Freiheit erkauft haben, genießen alle Rechte der Bürger, können aber weder Priester werden, noch irgend einen Dienst bei der Regierung, auch keine Officiersstelle, als nur in ihren eignen Bataillons erhalten. Selten heirathen die Colonisten Negerinnen. Sie begnügen sich, mit ihnen in unerlaubter Verbindung zu leben, was nach den Sitten des Landes gestattet ist.

Die Tyrannen dieser Unglücklichen geben ihnen alle Arten von Verbrechen Schuld. Ohne zu läugnen, daß sie Fehler haben, welche aus ihrem verworfnen Zustande entstehen, kann man behaupten, daß das Zeugniß von Menschen, welche die Würde ihres Geschlechts so weit entehren, mit Menschen wie mit Vieh zu handeln, kein sonderliches Gewicht hat. Unglücklicher Weise ist man

nur zu geneigt, den zu verläumden und verächtlich zu machen, dessen Charakter man herabgewürdigt hat, gleich als wenn man durch Anschuldigung von Vergehungen und Verbrechen Anderer, die Eignen rechtfertigen oder verschleiern könnte.

Hätten die Portugiesen, statt in ihre neuen Besitzungen die Sclaverei der Neger und alle daraus entstehende Uebel einzuführen, verstanden, sich durch ein weises und aufgeklärtes Benehmen, die Freundschaft der Eingebornen zu erwerben; hätten sie sich bemüht, die ihnen eigenthümliche Gefühllosigkeit zu überwinden, indem sie ihnen die Vortheile des bürgerlichen Lebens kennen lernten; hätten sie, mit einem Worte, darauf hingearbeitet, aus den Eingebornen und den Colonisten nur ein und dasselbe Volk zu bilden, so wäre ihr dortiger Aufenthalt eine Wohlthat für eines der schönsten Länder der Erde geworden. Aber die Eroberer des neuen Continents waren so unmenschlich und so unklug, daß, als sie kaum eine feste Niederlassung in Brasilien gegründet hatten, sie über die Eingebornen herfielen, sie auf öffentlichem Markte verkauften und sie, gleich Sclaven in den Pflanzungen zu arbeiten zwangen.*)

*) Die Eingebornen sind keine Sclaven und genießen aller Rechte freier Bürger. Bis Brasilien hinreichend bevölkert ist, fällt es unmöglich, Negersclaven aus Afrika zu entbehren, weil die Eingebornen zu schwach für die Arbeiten in den Pflanzungen sind. Da sie frei sind, und wenig Bedürfnisse haben, so bearbeiten sie nur so viel Land, als zu ihrer eignen Erhaltung nöthig ist. Alles, was der Verfasser über diesen

Im Jahr 1570 verbot König Sebastian, daß man Brasilier, mit Ausnahme derer, die in einem rechtmäßigen Kriege gefangen würden, zu Sclaven mache. Dieser Befehl war weise, aber die Portugiesen viel zu träge, selbst ihre Ländereien zu bauen und auch viel zu hochmüthig dazu, da eine Art Schande mit dieser Arbeit verbunden war, erfüllten ihn nicht. Auch hatte man damals noch nicht Afrikaner genug eingeführt, um den Bedürfnissen der Pflanzer zu entsprechen. Ein Edict König Philipp des Zweiten, bestätigte König Sebastian's Verbot und verkürzte sogar die Zeit der Sclaverei der im Kriege Gefangenen auf 10 Jahre. Aber die Colonisten kümmerten sich nicht darum. In den Jahren 1605 und 1609 wurden neue Befehle zum Vortheile der Eingebornen von Europa, aber auch vergebens, geschickt. Als König Philipp der Dritte erfuhr, daß die vorhergehenden Befehle in dieser Hinsicht gar nicht befolgt wurden, gab er ein Edict heraus, nach welchem die, welche hinfort sich nicht den königlichen Verordnungen für diesen Fall fügen woll-

Gegenstand sagt, ist weiter nichts, als seyn sollendes, philantropisches Geschwätz.

N. d'A.

Unbegreiflich ist dieses unbillige Urtheil des Herrn D'Andrade über die Aeußerung des Verfassers. Die gegenwärtige Lage der Brasilier mag seit 1755 allerdings viel besser seyn, als ehemals, wo sie troß wiederholter königlicher Verbote, die der Verfasser aufführt und die Herr D'Andrade wohl nicht erwogen hat, unablässig von den Colonisten zu Sclaven gebraucht wurden.

Anmerkung des Uebersetzers.

ten, eine beträchtliche Geldstrafe entrichten sollten. Wie aber dieser Befehl nicht mehr, als die Vorigen geachtet ward, beklagten sich die Missionare laut über die Unterdrückung der bekehrten Eingebornen. Ihre Vorstellungen bestimmten den Hof zu Lissabon, die Befehle gegen die Sclaverei der Brasilier zu wiederholen; aber der innere Zustand der Colonie und der Geist der Unabhängigkeit, der in allen Classen der Colonisten überhand zu nehmen anfieng, veranlaßten den portugiesischen Hof seine Würde zu verläugnen und die Vollziehung seiner gerechten Befehle aufzuschieben. Zugleich gestattete er, daß Kinder, die von einer Negerin und einem Brasilier erzeugt wären, Sclaven bleiben mußten. Endlich entschlossen sich die, über den wenigen Ertrag der schwachen und langsamen Anstrengungen der unglücklichen Ureinwohner, ungeduldigen Colonisten, sie nach und nach, durch afrikanische Sclaven zu ersetzen, ausgenommen die, welche in wenig fruchtbaren Districten lebten und nicht im Stande waren, Sclaven zu kaufen.

Trotz der verschiednen Verordnungen der Regierung, die in dieser Hinsicht im Anfange des vorigen Jahrhunderts erschienen, dauerte diese Barbarei bis 1755, wo alle Brasilier ohne Ausnahme für Bürger und unabhängig erklärt wurden. Jetzt ihren Besiegern gleich gestellt, sahen sie dieselbe Laufbahn der Ausübung ihrer Talente eröffnet und es war gestattet, Anspruch auf die höchsten Stellen und alle Würden der Colonie zu machen. Verschiedene Umstände verhinderten oder lähmten die gute Wirkung, welche man von der politischen Verbesserung

ihrer Lage erwarten konnte. Der wichtigste von Allen ist vielleicht der Mangel eines freien Umgangs zwischen ihnen und den Portugiesen. Der größte Theil derselben bewohnt Dörfer, deren Aufsicht und Polizei einem Europäer anvertraut ist, welcher die Macht hat, ihre Angelegenheiten zu leiten und sie nach ihrem Verdienste zu bestrafen oder zu belohnen. Er hat die Oberaufsicht über den Verkauf aller Lebensmittel, der zum Vortheil der Gemeinde geschieht, muß den zehnten Theil der Territorialerzeugnisse den Agenten des Gouverneurs abliefern, und jedem von denen, die in eine Art von Knechtschaft gefallen sind, seine Arbeit aufgeben. Diese Agenten stehen unter einem Oberhaupte, der ein weit größeres Ansehn besitzt. Man begreift leicht, zu welchem Grade der Erniedrigung und Schwäche, ein solcher gesellschaftlicher Züstand ein Volk führen muß. Wöllte man an dieser Wahrheit zweifeln, so braucht man nur die Trägheit und Nachlässigkeit der Bewohner der brasilischen Dörfer mit der Industrie und dem außerordentlichen Verstande vergleichen, welche die kleine Zahl der Eingebornen zeigt, die unter den Portugiesen leben und deren Handlungen und Bewegungen eben so frei sind, als die ihrer Herrn.

Neunter Abschnitt.

Bemerkungen über die Winde und Strömungen, die man auf dem Atlantischen Meere trifft. — Die Insel Frio. — Bemerkungen über den Haven von Rio-Janeiro. — Beschreibung dieser Hauptstadt. — Allgemeine Schilderung des Landes. — Naturerzeugnisse. — Handel. — Manufacturen. — Militär-Anstalten. —

Wenn man aus Europa nach Brasilien fährt, müssen die Schiffe in der Wahl des Längengrades, unter dem sie den Aequator durchschneiden wollen, durch die in verschiednen Zeiten des Jahres hier herrschenden Winde bestimmt werden. Ist die Sonne südlich vom Aequator entfernt, so fangen die Südostwinde an, bis gegen 7° n. B. zu wehen und treiben die Schiffe bis zu 27° w. L. und selbst weiter, ehe sie durch den Aequator gegangen sind. Steht die Sonne aber im Norden, so kann man den Aequator in mehr östlicher Länge durchschneiden, weil der dann herrschende Wind größtentheils der Nordwest ist. Gelangt man bis zum 17° s. B., so wirken schon Brasiliens Küsten, welche sich unter 22° 40′ s. B. zeigen, auf die Winde.

Das nördlich der Insel Frio gelegene Land ist sehr hoch und unregelmäßig. Seine zugespitzten Berge sind mit senkrechten Bändern gestreift, welche ihnen von Weitem den Anschein von Wasserfällen geben.

Steuert man gegen Frio in südlicher Richtung, so erblickt man bald eine kleine Insel von mäßiger Höhe, die etwa ¾ Meile von der Küste Brasiliens entfernt ist. Der Canal, welchen diese Insel bildet, gestattet eine freie Durchfahrt. Die Insel Frio liegt gegen 5 Meilen in S. W. von Ersterer und die Küste, welche sich zwischen beiden Inseln erstreckt, scheint ganz frei von Klippen zu seyn. Der Boden von Frio ist hoch. Eine Vertiefung in der Mitte derselben giebt ihr den Anschein von zwei getrennten Inseln. Die Meerenge, welche sie von Brasilien scheidet, ist fast ½ Meile breit und scheint von Untiefen frei zu seyn. Sie liegt unter 23° 2′ s. B. und 41° 31′ 45″ w. L. Segelt man westlich gegen Rio de Janeiro, so erblickt man eine mit weißem Sande bedeckte Küste. Diese ist hoch und regellos gebildet und an ihr liegen zwei, oder drei kleine Inseln.

Mehrere der erfahrensten englischen Seefahrer, unter andern der Capitän Makintosch im Dienste der ostindischen Compagnie, empfehlen den für Rio de Janeiro bestimmten Schiffen, sobald sie am Cap Frio angelangt sind, ihren Lauf zwischen S. W. und S. S. W. 7 bis 8 Meilen zu nehmen, statt längs der Küste hinzusegeln, weil die Landwinde ihren Einfluß schon in dieser Entfernung äußern. Vormittags herrscht durchaus Windstille; Nachmittags aber fast immer ein frischer Südwestwind. Es ist rathsam, immer gerade aus von diesem Punkte, bis zu den kleinen Inseln, die unterhalb des schiefen Zuckerhuts an der Westküste der

Einfahrt zum Haven von Rio de Janeiro liegen, zu steuern. Von diesen kleinen Inseln treibt der Wind das Schiff an die entgegengesetzte Seite der Mündung des Havens, wo das Fort Santa = Cruz liegt und dem man sich bis auf 60 Ruthen nähern kann. Von hier aus gelangt man schnell und sicher in den Haven. Capitän Makintosch setzt hinzu: auf seiner ersten Reise habe er fünf Tage eine sehr unangenehme und schwierige Fahrt machen müssen, ehe er in diesen Haven hätte einlaufen können, weil er sich längs der Küste gehalten hätte, inzwischen er durch den oben angezeigten Weg, dieselbe Entfernung in noch nicht 24 Stunden ohne Mühe und Sorge zurücklegte.

Sir Erasmus Gower, der im Jahr 1792 die nach China bestimmte englische Gesandtschaft führte, bemerkt, daß man den Eingang zum Haven von Rio de Janeiro erblickt, wenn man das Fort Santa = Cruz und eine kleine, befestigte Insel, Fort Lucia genannt, die fast gerade im Gesichtspunkte liegt, vor Augen hat. Zwischen beiden Forts befindet sich ein, etwa ½ Stunde breiter Canal, der in den Haven führt. Beide Küsten desselben sind steil; die des Forts Santa = Cruz senkrecht. Die See ist hier 6 Faden tief. Die wenige Breite des Canals verursacht hier starken Flutwechsel, welcher aber die Schiffe nicht an dem Einlaufen in den Haven hindert, da der Seewind immer frisch bläs't. Bei der Einfahrt hält man sich am besten in der Mitte des Canals, oder fährt längs dem Fort Santa = Cruz hin. Ungefähr eine Meile vom Eingange des

Havens, findet man 18 bis 19 Faden Tiefe. Diese nimmt allmählich bis 8 und 7 Faden Tiefe ab, man könnte diesen Ort, da er der am wenigsten tiefe ist, die Bank nennen. Er liegt ungefähr ½ Meile vorwärts vom Fort. Je mehr man sich Santa Cruz nähert, desto tiefer wird das Wasser. Die Tiefe beträgt hier 17 bis 18 Faden.

Brasilien ist das einzige Land auf der Erde, China und Japan ausgenommen, in dem man so viel Mistrauen bei Annäherung fremder Schiffe zeigt und wo man so viele Hindernisse antrifft, ehe man die Erlaubniß erhält, zu landen. *) Lord Anson und andere Seefahrer, welche ihm auf Entdeckungsreisen vorangegangen waren, fanden an diesen Küsten eben dieselben Schwierigkeiten, welche man bis jetzt, wie es scheint, daselbst noch antrifft. Jedes Schiff muß, ehe es in den Haven einläuft, eine Schalouppe mit einem Officier nach dem Fort Santa-Cruz schicken, von welchem man letztern nach dem Palaste des Vicekönigs führt, um Se. Excellenz von der Ankunft des Schiffs, oder der Flotte und den Bewegungsgründen, die sie in diesen Haven führten, zu unterrichten. Auch muß

*) Vor Ankunft des portugiesischen Hof's in Brasilien, war die Einfahrt fremder Schiffe, ausgenommen, wenn sie Noth dazu zwang, verboten, weil man alle erforderlichen Vorsichtsmaasregeln nahm, um die Contrebande zu verhindern Allein man war darin nicht einmal strenge genug, weil viel Contrebandehandel trotz der Wachsamkeit der Gouverneurs getrieben ward. N. d'A.

die Flagge so bald wie möglich, aufgesteckt seyn, es müßte dann die Pratica oder die mit dem Besuche des Schiffs beauftragte Schaluppe schon am Borde desselben angelangt seyn. Dieses Verfahren wird so strenge beobachtet, daß selbst ein portugiesisches Schiff, welches das Fort vorbeisegeln will, angerufen und gezwungen wird, die Anker zu werfen, bis es die Erlaubniß erhalten hat, in den Haven einzulaufen. Der Zustand, die Stärke, die Bestimmung und die Bedürfnisse des Schiffs, müssen genau durch den Capitän angegeben werden. Findet man seine Angaben durchaus genugthuend, so wird Befehl ertheilt, dem Schiffe den nöthigen Beistand zu leisten. Aber Keinem der Mannschaft desselben ist es erlaubt, an das Land zu gehen, es sey dann auf die Stufen, die dem Palaste gegenüber liegen und selbst dies darf nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß geschehen. Jeden begleitet ein Officier oder ein Soldat, so lange er am Lande verweilt. Canots mit Wache umgeben das Schiff. Gegen Kauffartheischiffe werden diese Maasregeln mit noch mehr Strenge vollzogen, als gegen Kriegsschiffe. Das Innere des Havens bietet alle Bequemlichkeiten dar, die Schiffe zur Ausbesserung umzulegen. Hier legen daher sich alle Schiffe vor Anker, welche dieses Bedürfniß haben, so wie die, welche Waaren aus- oder einladen. — Der äußere Haven wird mit Recht als der möglichst gesunde Ort angesehen. — Die Breite von Rio-de-Janeiro ist 22° 4′ s. und die Länge 42° 44′ w. von Greenwich (334° 55′ 30″ öst. von Ferro). Die Declination der Magnetnadel beträgt 4° 55′ w. Die

Fluth steigt $7\frac{1}{2}$ Stunden, $5\frac{1}{2}$ engl. Fuß senkrecht. Das Fahrenheitsche Thermometer steht gewöhnlich zwischen 70° und 90°.

Der Haven von Rio-de-Janeiro ist einer der vorzüglichsten, welchen man kennt, und es würde schwer seyn, Einen anzugeben, der ihn an Umfang überträfe, oder der so viel Sicherheit Schiffen aller Art darböte. Der Eingang ist auf der einen Seite durch den schiefen Kegel, der oben erwähnt ist, von der andern durch eine gewaltige Granitmasse, welche das Fort Santa-Cruz trägt, begränzt. Der Mitte nahe, liegt die kleine Insel, auf der das Fort Lucia steht. Schmal bei seinem Eingange erweitert sich dieser Haven allmählich, bis zu einem Durchmesser von $\frac{3}{4}$ bis 1 Meile. Sein Grund ist schlammicht und vortrefflich. Mehrere Arme desselben dringen weiter, als das Auge reicht, in das Land. Hier und dort ist er mit kleinen Inseln bedeckt, von denen einige bloß Vegetabilien, andere aber Häuser und Befestigungswerke tragen. Zahlreiche Dörfer, Güter und Pflanzungen, durch kleine sandige Buchten von einander getrennt, gewähren eine immer neue Ansicht und verschönern die Küsten dieses geräumigen Havens, während das Auge in die Ferne durch die Gipfel der, sich unter tausend verschiedenen, malerischen Formen erhebenden und bis zu ihrer Spitze mit Waldung bedeckten Berge, beschränkt wird.

Die Capitanerie Rio-de-Janeiro nimmt die Strecke der Küste ein, welche bei dem Flusse Doce

beginnt und am Rio=grande de San=Pedro aufhört. Im Lande hat sie die große Bergkette zur Gränze, die vom Una bis Minas=Geraës streicht. Sie umschließt gegenwärtig die Bezirke: Espirito=Santo, Cabo Frio und Süd=Paraïba, welche ursprünglich Privatpersonen als Lehn ertheilt waren, in der Folge aber den Besitzungen der Krone einverleibt wurden.

Am südlichen Ufer und etwa 1 Meile vom Eingange des Havens liegt San=Sebastian (de Enero), gewöhnlich nur Rio genannt, die Hauptstadt dieser Provinz. Sie ist auf einer hervorspringenden Landspitze erbauet. Die, sie von der hintern Seite umgebende, Gegend ist mit Felsen und Hügeln bedeckt, von denen die meisten mit prachtvollen Bäumen, Häusern, Klöstern und Kirchen bedeckt sind, was zusammen einen höchst mannichfaltigen Anblick bildet. An der Spitze der, sich in den Haven erstreckenden, Erdzunge liegt ein Benedictiner=Kloster und ein die Stadt beherrschendes Fort.

Gegen dieser Spitze über liegt: Ilheo dos Cobras, (die Schlangen=Insel). Ein schmaler Canal trennt sie von der Stadt, der doch tief genug ist, um die größten Schiffe durchzulassen. Auf derselben liegt ein sehr bequemes Werft, Magazine und andere Gebäude für die Schifffahrt. Fahrzeuge, welche mit Rio handeln, finden längs dem Ufer dieser Insel sehr sichern Ankergrund.

Diaz de Solis entdeckte den Haven von Rio de Janeiro, im Jahr 1525. Daselbst bildete Villegagnon mit einer Hand voll französischer Protestanten seine kleine Niederlassung, welche, wie oben schon gesagt ist, in der Folge von Emanuel de Sa zerstört ward. Dieser Seefahrer legte nun hier, durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Sanftheit des Klima angelockt, den Grund einer Stadt, deren Reichthum und Wichtigkeit seitdem ungemein gestiegen sind.

Einige Häuser sind aus behauenen, andere aus Ziegelsteinen erbauet und alle mit sehr schönem Schiefer bedeckt und mit einem, mit Gitterfenstern umgebenen Altan versehen. Die Straßen sind im Allgemeinen gerade, gut gepflastert und mit trefflichen Seitenwegen versehen. Die meisten schließen sich mit einer Capelle, in die sich das Volk alle Abende haufenweise begiebt, um zu beten und Lobgesänge vor dem Bilde eines Heiligen anzustimmen, das prächtig gekleidet, in einer vergoldeten Nische, die durch Glasthüren verschlossen ist, steht und vor dem eine Menge Wachskerzen brennen. In keiner Stadt finden so häufige religiöse Ceremonien Statt, als in dieser. Den ganzen Tag kündigt der Ton der Glocken oder auch zuweilen der Knall geworfener Raketen den Augenblick ihrer Feier an. Nach Sonnenuntergang ist es sehr schwer durch die Straßen zu gehen, weil sie mit Prozessionen erfüllt sind. *) An

*) Diese Angabe ist ungemein übertrieben. Fremde Protestanten finden jede, außer den Kirchen geübte, Andachtshandlung

allen Ecken trifft man das Bild der Jungfrau **Maria** in einem Glasgehäuse eingeschlossen, dem jeder Vorübergehende seine Huldigung erzeigt.

Man sieht hier kein, einer besondern Aufmerksamkeit werthes öffentliches Gebäude, wenn es nicht die Münze ist. Die Kirchen sind sämtlich traurig und mit geschmacklosen Zierathen versehen.

Eine Wasserleitung von beträchtlicher Länge führt über die Thäler den Bewohnern der Stadt ihr Wasser zu. Sie besteht aus einer doppelten Reihe von Bogen, welche übereinander stehen und trägt viel zur Verschönerung der Stadt bei. Auf den öffentlichen Plätzen befinden sich Brunnen, bei den eine Wache steht, welche auf die gleiche Vertheilung des Wassers Acht haben muß, da es für die Bedürfnisse der Bewohner nicht in hinreichender Menge vorhanden ist.*) Oft muß man lange warten, ehe man das bestimmte Maaß Wasser erhalten kann. Ein Theil des Wassers des Brunnens, der auf dem Damme dem Palaste gegenüber liegt, ist für die Schiffe bestimmt. Man leitet es in die Tonnen, die in den Schaluppen

anstößig. Jedes Volk hat aber seine Gebräuche und es ist immer gut, sie zu behalten.

N. d'A.

*) Nicht, weil nicht genug Wasser da ist, stehen Wachen bei den Brunnen, sondern um Ordnung zu halten, damit diejenigen, welche zuerst mit ihren Tonnen kommen, sie eher füllen können, als Andere, die später kommen, was recht ist.

N. d'A.

bleiben, mittelst eines wollenen oder baumwollenen Schlauches, Hose genannt, der vom Brunnen bis zur Tonne geht.

Capitän Cook fand, daß sich dieses Wasser nicht lange auf der See frisch halte. Dies mußte von einer fremdartigen, in den Fässern abgelagerten Materie, oder aus irgend einer andern Ursache herrühren, da andere Seefahrer versichern, daß es sich in langdauernden Seereisen vollkommen frisch erhält. Erwähnter Damm ist sehr groß und so, wie mehrere Häuser, aus Granit gebauet, der in dieser Gegend sehr häufig ist. Die hohen kegelförmigen Felsen am Eingange des Havens, bestehen alle aus diesem Steine und enthalten eine große Menge Feldspath. An der Südwestküste des Havens zieht ein schroffer Fels vorzüglich die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Er besteht aus säulenförmigen, dem Basalt ähnlichen Massen und hat eine thonartige Grundlage. Auf ähnlichem oder sandigem Grunde erheben sich alle Granitlager der Umgegend.

Diese Stadt war vor den letzten politischen Veränderungen in Europa die Hauptniederlage aller Reichthümer Brasiliens, um nach Portugal zu gehen, so wie ihr Haven der Sammelplatz der mit europäischen Producten für die neue Welt beladenen Schiffe. Hieraus kann man leicht abnehmen, daß die Sitten der hiesigen Bewohner denen der andern reichen Hauptstädte glichen. Also sind Gefühllosigkeit, Wortbrüchigkeit, Nachbegierde und Ausschweifungen jeder Art nicht selten bei dem hiesigen Volke, inzwischen die Bürger der höhern Stände sich allen Arten

des Luxus hingeben, den Reichthum nur verschaffen kann. Man giebt den Männern Sittenlosigkeit und den Frauen Schuld, daß sie zuweilen die Bescheidenheit und Zurückhaltung vergessen, welche die Zierde ihres Geschlechts machen. *) Diese Meinung hat mir von jeher zu gewagt geschienen und was sie veranlaßt hat, ist vielleicht der eigene Gebrauch, den immer die Damen dieser Stadt geübt haben, Blumensträuße, die sie in der Hand tragen, den ihnen auf der Straße begegnenden Männern, selbst Fremden zu geben. So haben sie auch die Gewohnheit, sich allein oder mit ihren Sclavinnen auf ihren Altan zu setzen und Blumen auf die Vorbeigehenden zu werfen, welche Laune oder vorübergehender Geschmack sie auszeichnen läßt. Es können allerdings aus diesem Gebrauche innigere Verbindungen entstehen, aber es wäre ungerecht, daraus zu folgern, daß ein Intriguengeist allgemein bei den Damen dieser Stadt verbreitet sey. Man weiß, daß es zu Lissabon gewisse Tage giebt, die man Tage de l'intrusion nennt, an denen die Damen auf ihren Balcons sich damit belustigen, Blumenbouquets auf die Vorübergehenden zu werfen. Wahrscheinlich stammt daher dieser Gebrauch der portugiesischen Damen in America, aus Lissabon.

*) Die Sitten der Bewohner von Rio-Janeiro sind nicht mehr verdorben, als die der Bewohner aller großen Städte. Es ist ganz einfach, daß Menschen, die in einem sehr heißen Klima leben, im Allgemeinen mehr sinnliches Vergnügen lieben, als die Bewohner des Nordens.

N. d'A.

Sie haben in der Regel schöne schwarze Augen und ein lebhaftes, geistvolles Ansehn. Gewöhnlich gehen sie in bloßem Kopfe und lassen ihre Haare in langen, mit Bändern und Blumen geschmückten Flechten fliegen. Früh und Abends versäumen sie nie die Kirche und bringen den übrigen Theil des Tages an ihrem Fenster zu. Abends spielen sie die Guitarre oder das Clavier, während man Thüren und Fenster öffnet, um frische Luft einzulassen. Geht zufällig ein Fremder vorbei und bleibt, um die Musik zu hören, stehen, so ist es nicht selten, daß der Vater, Gemahl oder Bruder der schönen Virtuosin, ihn höflich einladen in das Haus zu kommen.

Kein Mann, selbst von der niedrigsten Classe, geht hier ohne Mantel aus und die vom mittlern und höhern Stande erscheinen niemals öffentlich ohne Degen. Opern, Schauspiele, Maskeraden sind bei beiden Geschlechtern beliebt. Ein öffentlicher Garten, der am Seeufer am Ende der Stadt liegt, mit grünen Parterren, welche von dem dichten Laube der dazwischen stehenden Bäume beschattet, Schutz gegen die Sonnenstrahlen geben, geheimnißvollen Lauben und grüngemalten Bogengängen, an denen die prachtvollsten und wohlriechendsten Blumen, welche nur unter den Wendekreisen gedeihen, emporranken, gewährt einen höchst lieblichen Aufenthalt für Personen von guter Gesellschaft, welche hier nach dem Abendspaziergange ausruhen. In der heißen Jahreszeit sind die Lauben mit Gesellschaften angefüllt, welche in denselben nach vor-

tugiesischer Sitte ein geschmackvolles Abendessen einneh=men, dessen Reiz wohl noch durch Musik und zuwei=len durch ein Feuerwerk erhöhet wird. Oft überläßt man sich diesem Genusse bis an den Morgen. Mitten in diesem Garten ist ein großer Springbrunnen in künst=lichen Felsen ausgehauen, und mit den gut genug ge=bildeten Figuren zweier Krokodile verziert, aus deren Rachen das Wasser emporspringt und in ein marmor=nes Beken zurückfällt. Auf dieser Wasserfläche scheinen aus Bronze gebildete Wasservögel zu schwimmen. In weniger Entfernung von diesem Springbrunnen, sieht man mit Bewunderung einen Papayasbaum von Kupfer, der grün übermalt ist. Diese Nachahmung eines diesem Klima eigenen Baumes, soll beträchtliche Arbeit und Kosten gemacht haben. An der Seite dieses Gartens, welche an das Meer stößt, liegt eine schöne Terrasse von Granit, auf deren Mitte ein zweiter Springbrun=nen angebracht ist. Oberhalb steht die Bildsäule eines Kindes, welches in der einen Hand einen Vogel hält, aus dessen Schnabel das Wasser in das Becken fällt und in der andern eine Inschrift mit den Worten hat: Son utile ainda brincando, (ich nutze auch im Spielen). An beiden Enden dieser Terrasse sind zwei geschmackvolle viereckige Gebäude, welche unsern Gartenhäusern glei=chen. Die Mauern des Einen sind mit Gemälden be=deckt, welche verschiedene Ansichten des Havens und den hier sehr lange getriebenen Wallfischfang, bevor die zu große Zahl der Schiffe, die an diesem Fange Theil neh=men wollten, diese Thiere nöthigten, diese Meergegend ganz zu verlassen, darstellen. Die aus Muscheln be=

stehende Decke, stellt verschiedene Zeichnungen dar und das aus demselben Stoffe zusammengesetzte Karnieß bildet verschiedene Fischarten, welche der Küste Brasiliens eigen sind, sehr gut ab. — Das Karnieß des andern Gebäudes, ist mit den Gemälden einiger der schönsten Tropikvögel verziert. Diese Gemälde sind aus den Federn dieser Vögel zusammengesetzt. Die Wände sind mit mehreren großen, zwar nicht gut ausgeführten Gemälden bedeckt, welche aber das Verdienst haben, die vorzüglichsten Erzeugnisse abzubilden, welchen dieses Land seinen Reichthum dankt. Hier findet man die Ansicht der Gegenden, in denen Gold und Diamanten gewonnen werden, so wie die Art ihrer Gewinnung und ihrer Abscheidung von dem Lager, das sie ursprünglich enthielt, abgebildet. Eben so ist hier der Bau des Zukkerrohrs, mit den verschiedenen Verfahren den Saft heraus zu pressen und ihn in Körner zr verwandeln; des Maniocks, mit der Art, wie man daraus die Kassave und den Tapiok bereitet; endlich die Cultur des Kaffees, des Reißes und des Indigos mit dem Verfahren, wie die Erzeugnisse dieser Pflanzen zu Handelsgegenständen bereitet werden, dargestellt. In diesem Garten, der den Namen: Passao publico führt, werden auch Schauspiele zur Belustigung des Volks gegeben. Die Absicht dieses öffentlichen Lustgartens, welche die Gesundheit und das Vergnügen der Einwohner ist, drücken zwei Granit-Säulen aus, auf deren einer die Worte: o saude do Rio und der andern die: o amor do publico steht. Die Art, wie dieser Garten angelegt ist, seine Verzierungen und der allgemeine Charakter der Ver-

gnügungen, welche man in demselben genießen kann, könnten ihm den Namen; Vaux-Hall von Rio geben. Nur wäre der große Unterschied zwischen dem Londner und dem hiesigen, daß hier alle Jahreszeiten hindurch jedes Gewächs sich entwickelt und mit aller Kraft und Frischheit der Jugend blüht, keines sich Blätterloß und vertroknet zeigt und daher das Auge nie durch das Bild von Gegenständen trübe wird, welche im Zustande des Absterbens erscheinen.

Ueber der Stadt liegt an der Küste des Meeres ein anderer Garten, ursprünglich zum Anbau von Pflanzen bestimmt, welche sich zum Unterrichte angehender Pflanzenkenner eignen. Da aber diese Wissenschaft hier so wenig, wie alle übrigen, geschätzt wird, so ist dieser Garten nur wegen einer kleinen Anpflanzung für Erzeugung der Cochenille merkwürdig. Die Eifersucht der Portugiesen gegen Ausländer erlaubt diesen nicht, sich genauen Unterricht über dieses Insect und die Bereitung der Farbe aus ihm zu verschaffen.

Hr. Barrow, der durch eigenthümliche Verhältnisse mehr Begünstigung und Freiheit, als andere Reisende genoß, war im Stande der Welt schätzbare Nachrichten über dieses kleine Thier mitzutheilen, welches wahrscheinlich nicht dasselbe ist, welches Linné: Coccus cacti coccinelliferi nennt. Dieser große Naturforscher schildert es, als sey sein Rücken flach, seine Füße schwarz und seine Fühlhörner Pfriemen- oder Pyramidenförmig; aber das in Rio hat einen nach oben gebogenen

Rücken; die Füße sind hellroth und die Fühlhörner einem Rosenkranze ähnlich. Das Männchen ist ein schönes, zartes Insect. Sein Leib ist hellroth, welche Farbe der Schminke, rother Lack genannt, gleicht. Die Brust ist von elliptischer Form und leicht an den Kopf befestigt. Die Fühlhörner haben fast die Länge des Körpers. Die Füße sind glänzender roth, als die übrigen Theile. Zwei weiße, zarte, fast dreimal so lange Faden, als der Leib dieses Insects ist, gehn von dem Ende seines Unterleibes aus. Seine Flügel sind doppelt, gerade, blaß Strohfarben und von sehr feinem Gewebe. Das Weibchen hat keine Flügel, einen längeren Bau, auswärts gewölbte Seiten und einen noch stärker auswärts gebogenen Rücken, welcher mit einem feinen Pflaume, der der schönsten Baumwolle gleicht, bedeckt ist. Querfurchen gehen über den Unterleib. Der in der Brust liegende Mund, ist mit einem braunen, in das Purpurrothe fallenden Schnabel bewaffnet, der ihm dazu dient, seine Nahrung aus den Pflanzen, auf denen es lebt, zu ziehen. Die sechs Füße sind hell und glänzend roth. Zwanzig Tage nach seiner Geburt wird es fruchtbar und stirbt, nachdem es einer zahllosen Nachkommenschaft das Daseyn gegeben hat. Die Neugebornen sind so klein, daß man sie leicht für Eier dieser Insecten hält. Einen Tag lang geben sie kein deutliches Zeichen des Lebens; aber bald darauf fangen sie an sich mit vieler Gewandheit auf der Oberfläche des Blatts, wohin ihre Mutter sie legte, zu bewegen. In dieser Zeit erscheinen sie, durch ein Mikroskop betrachtet, wie kleine, formlose Punkte von einem rothen, mit

einem feinen baumwollenartigen Pflaume bedekten Stoffe. In drei bis vier Tagen erblickt diese baumwollenartige Hülle auch das unbewaffnete Auge. Das Insect, welche sie bedeckt, entwickelt sich bald, bis fast zu der Größe eines Reißkorns. Im Verhältniß des Wachsthums vermindert sich das Bewegungsvermögen; und ist das Thier völlig ausgebildet, so hängt es sich fest an das Blatt und bleibt in einem Zustande von Erstarrung an demselben haften. Jetzt nimmt man es von der Pflanze ab, um es zu benutzen. Welche Weibchen legen ihre Jungen eben dahin, wie oben gesagt ist. Die baumwollenartigen Hüllen, welche diese Insecten bedekken, sind mit mehreren cylinderförmigen, auf das Blatt senkrechten Zellen angefüllt. Dieses sind die Puppen der Männchen, durch welche schon drei Tage, ehe das Insect zu seiner Vollkommenheit gelangt, die wachsenden Flügel desselben sich zu zeigen anfangen. In diesem Zustande genießt es sein Daseyn nur drei oder vier Tage, während deren es sich mit dem Weibchen begattet. Die Pflanze, auf welcher diese kleinen Insecten leben, heißt zu Rio: Orumbela, ist ein Cactus und wahrscheinlich die von Linné Cactus Opuntia genannte Art. Die Blätter derselben sind dick. Die obere Seite ist flacher, als die untere und fast ausgehölt. Ihre Form ist beinahe oval und sie sind ohne Stiele. Ein Blatt wächst immer aus dem Rande des Andern, wie aus einem Stamme hervor und ist mit runden, Zollangen Stacheln bewaffnet. Diese Pflanze erhebt sich wohl auf zwanzig Fuß Höhe. Gewöhnlich aber läßt man sie nur

8 Fuß hoch wachsen, weil diese Höhe für den Cochenille-sammler bequemer ist. Auch glaubt man, daß durch diese Zurückhaltung des Safts die untern Blätter mehr nährend für diese Insecten werden. Anfänglich sind die Blätter dunkelgrün, nehmen aber, wenn sie größer werden, eine gelbliche Farbe an. Ihr Mark hat dieselbe Farbe, wie ihre äußere Fläche. Man entdeckt sehr leicht die Anwesenheit der Insecten auf dieser Pflanze. Sie gleichen einem über die flache, oder concave Seite des Blatts dünn zerstreuten weißen Staube, die bald nachher mit kleinen Erhöhungen von der Art des weißen Pflaums, der, wie oben gesagt ist, der schönsten Baumwolle gleicht, bedeckt wird.

Auf dem Cactus befindet sich noch ein anderes Insect, welches sich von dem Coccus oder der Cochenille ernähren soll. Im vollkommenen Zustande gleicht es sehr dem vierflügeligen Insect, das man Ichneumon nennt. Bei genauerer Untersuchung sieht man aber, daß es nur eine zweiflügelige Fliege ist.

Die Raupe dieses Insects hüllt sich in die Wolle, welche die Cochenille umgiebt, ein, und kann von derselben nur dadurch unterschieden werden, daß sie etwas länger ist, ihre Füße minder kurz sind und der Pflaum an ihr nicht fest sitzt, den man nur mit Mühe vom Coccus abtrennen kann. So wie sie ihre Haut verwandelt, geht sie aus dem Pflaume auf den nackten Theil des Blattes hervor und nimmt sehr schnell an Größe zu. Ihre glänzend rothe Farbe verwandelt sich in Hellgelb. Ihr Leib ist

mit Ringen umgeben, welche mit bräunlichen Flecken gesprenkelt sind. Nach einigen Tagen geräth sie in einen Zustand von Erstarrung. Bald darauf zieht sie ihre Ringe mit Heftigkeit zusammen und legt eine dicke Kugel von einer reinrothen Materie. Hierauf hängt sie sich an einen Stachel des Blatts, wird daran Puppe und bald nachher eine vollständige Fliege. Die rothe Materie, welche dieses Insect, ehe es in den Puppenzustand übergieng, von sich gab, läßt vermuthen, daß jedes andere Insect, welches sich von derselben Pflanze nährt, fähig sey, einen eben solchen Stoff von sich zu geben. Wenn man reife Cactusfeigen ißt, welche einen scharlachrothen Saft haben, so werden zuweilen die Excremente dadurch roth gefärbt.

Der wenige Vortheil, welchen die Portugiesen in Rio von der Cochenille ziehen, rührt von einem Fehler in der Einsammlung her. Zwei- oder dreimal in der Woche begeben sich die, zu dieser Arbeit bestimmten Sclaven in die Cactuspflanzungen und machen mittelst eines, wie eine Feder geschnittenen Bambusrohres alle ausgewachsene Insecten, welche sie finden, von dem Blatte los, aber zugleich mit ihnen eine Menge noch nicht vollkommener Insecten. Daher sind die Blätter niemals halb mit diesen Thieren bedeckt, weil viele Weibchen vor dem Legen getödtet sind. Die Eingebornen in Mexico bedienen sich einer, von dieser sehr verschiedenen, Methode. Nachdem die periodischen Regen vorbei sind und durch die Wärme die Feuchtigkeit verdampft ist, befestigen sie an die Stacheln der Cactusblätter kleine Büschel von dem zartesten Moose, welche

eben so viel Nester bilden, zehn bis zwölf Insecten in ihrer vollkommenen Größe enthalten können. In einigen Tagen wird nun eine zahllose Menge dieser Insecten erzeugt, welche sich über die Aeste und Zweige der Pflanze verbreiten, bis sie den Ort gefunden haben, der sich am besten eignet, ihnen Nahrungssaft zu geben. Sind sie daselbst zu ihrer völligen Entwickelung gelangt, so verlieren sie das Bewegungsvermögen und man sammelt sie zum Gebrauch ein, läßt aber genug zurück, um wieder neue zu erzeugen. Diese Insecten werden durch ein sehr einfaches Verfahren in Cochenille verwandelt. Wenn aber bei physischem Leiden die unglückliche Schnecke eben so große Schmerzen erduldet, als der sterbende Riese, so ist dieses Verfahren eben so grausam, als einfach. Die Insecten, erst in einem hölzernen Napfe aufbewahrt, werden darauf auf einer Schüssel von Steingut ausgebreitet und lebendig über ein Holzkohlenfeuer gestellt, wo sie langsam braten, bis ihre baumwollene Hülle verschwunden und der wässerige Theil des Thieres verdampft ist. Während dieser Operation bewegt man die Insecten mittelst eines zinnernen Löffels und besprengt sie zuweilen mit Wasser, um das gänzliche Rösten zu verhindern, welches die Farbe zerstören und das Thier in Kohle umwandeln würde.

Einige Uebung lehrt den Augenblick kennen, in welchem man sie von dem Feuer zurückziehen muß. Dann gleichen sie runden, dunkelrothen, kleinen Kugeln, die Cochenille heißen und so wenig ihre ursprüngliche Form, als Inseet, behalten, daß dieser kostbare Färbestoff schon lange in Europa bekannt und gesucht war, ehe die Natur-

forscher bestimmt hatten, ob er zum Thier=, Pflanzen=, oder Mineral=Reiche gehöre.

Der Garten in Rio erzeugt jährlich nicht mehr als 30 Pfunde von dieser Waare. Bei gehörigem Verfahren würde dieselbe Zahl der Pflanzen sechsmal so viel liefern. Zu Marica und Saquarinca, unfern dem Cap Frio, giebt es beträchtliche Cactus-Pflanzungen, und es ist leicht, sie aus den Sprößlingen zu vermehren, die man abnimmt und in der kalten und regnigten Jahreszeit an einen, der Sonne ausgesetzten Ort steckt. Die Insecten erzeugen sich in der trockenen Jahreszeit vom October bis zum März und werden in dieser gesammelt. Den Gewinn der Cochenille hat die Handelsfreiheit vergrößert, da sonst der Handel derselben ein Monopol der Krone war.

Zu Rio sind die Wissenschaften und selbst die Kenntniß der Literatur gänzlich vernachlässigt. *) Um dieses

*) Die Bewohner von Rio de Janeiro und des ganzen Brasiliens, welche fast allgemein Ackerbau und Handel treiben, beschäftigen sich vielleicht weniger mit Literatur und Wissenschaften, als die Völker Europa's. Inzwischen zeichnen sich die Brasilier, welche die Universität Coimbra besucht haben, ehrenvoll aus und es giebt unter ihnen sehr gelehrte. Die Bischöfe von Coimbra und Bragança, geborne Brasilier, sind Männer von Kenntniß und Verdienst und in Hinsicht der Naturkunde hat diese Colonie zwei sehr ausgezeichnete und den gelehrten Mineralogen Europa's wohlbekannte Männer erzeugt, nämlich die Herrn: *Jozé Bonifacio d'Andrade* und *Manoel Ferreira da Camera.* In der Dichtkunst haben sich die Brasilier, deren Einbildungskraft einen sehr hohen Schwung hat, von jeher ausgezeichnet.
N. d'A.

zu beweisen, wird es hinreichend seyn, zu bemerken, daß man in einer so großen und reichen Stadt nur zwei bis drei Buchhändler findet, welche nur einige alte Schriften über Theologie und Heilkunde besitzen. Es giebt hier nicht einmal eine Naturaliensammlung, obgleich die Regierung einen Mann besoldet, der Insecten und Vögel sammeln soll. Diese Sammlung enthält wenige Stücke, welche nicht in den Europäischen Naturaliencabinetten wären.

Obgleich in diesem weiten Lande Wissenschaft und Literatur noch in ihrer Wiege liegen, so beginnen doch die natürlichen Springfedern der menschlichen Vernunft ihre Wirkung zu äußern. Diese Meinung zu begründen, möge hier nur das Interesse und die Begierde, mit welchen alle Classen der Colonisten, vorzüglich junge Männer, dem Laufe der französischen Revolution folgten, angeführt werden. Obgleich durch das blutige Verfahren, welches ihren Gang bezeichnete, empört, wußten sie dasselbe von der Liebe zur Unabhängigkeit, welche ein, vielleicht verirrtes Volk dahin führte, die Banden zu zerbrechen, welche falsche philosophische Grundsätze ihm unerträglich machten und das Joch einer gemäßigten und väterlichen Regierung, aus Haß abzuwerfen, wohl zu unterscheiden. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die beschränkenden und nachtheiligen Verordnungen des Mutterlandes, sie bald veranlaßt haben würden, sich gegen einen entfernten Scepter zu empören, wenn nicht neue, unvorhergesehene Begebenheiten den Sitz der portugiesischen Regierung nach Brasilien versetzt hätten. Die Zeit

allein kann lehren, ob dieser Schritt die vortheilhaften Folgen haben wird, welche einige eifrige Politiker in dem gegenwärtigen Stande der europäischen Angelegenheiten, sich davon zu versprechen scheinen.

Die Volksmenge von Rio wird auf 43,000 Menschen geschätzt, von denen 40,000 Neger und Farbigte und 3000 Weiße sind. *)

Man findet daselbst wenig Eingeborne. Einige ihrer Kinder sind in portugiesischen Familien aufgenommen. Sie zeigen aber immer den Wunsch, zu den Gewohnheiten eines wilden Lebens zurückzukehren. Man braucht Erstere fast nur als Ruderer, ein Fach, in welchem sie eine wenig gemeine Gewandtheit zeigen. Sie scheinen noch immer angeerbten Widerwillen gegen die Eroberer ihres Landes zu hegen und halten sich, so fern sie können, von den portugiesischen Niederlassungen. Sie nehmen noch einen beträchtlichen Theil der Küste zwischen Rio und Bahia ein und verhindern den freien Verkehr zwischen beiden Bezirken zu Lande, indem sie ohne Bedenken einzelne wehrlose Personen anfallen.

Die Bewohner zeigen äußerlich einen Anschein von Wohlstande und Zufriedenheit. Ihre Wohnungen sind geräumig und bequem, auch einige prächtig meublirt. Alle häusliche Geschäfte werden von Sclaven besorgt, welche in dieser Hauptstadt nicht das Bild des Elends

*) Vor Ankunft des Hofs betrug die Bevölkerung Rio de Janeiro's 50,000 Seelen. Gegenwärtig mag sie doppelt so stark seyn. N. d'A.

darstellen, wenn man sie mit denen in den Pflanzungen vergleicht, welche unter dem strengen, grausamen Drucke eines unbarmherzigen Vorgesetzten seufzen. Sie scheinen einen lebhaften, fröhlichen Sinn zu besitzen und lieben Tanz und Musik sehr. Sehr oft sieht man in Rio Neger, welche die öffentlichen Wagen fahren, auf einem Instrumente, meistentheils auf einer Guitarre spielen, wenn sie grade ohne Beschäftigung sind. Aber auch alle hiesige Einwohner haben einen unwiderstehlichen Trieb zum Vergnügen und zur Freude. Selbst die ernste und erhabene Religion theilt ihrem Betragen nichts Trauriges oder Ernsthaftes mit.

Es giebt in dieser Stadt drei Manns- und zwei Frauen-Klöster. Weder die Einen noch die Andern zeigen die mindeste Neigung zu irgend einer Uebertreibung ihrer Andacht, welche ihnen einen Genuß versagen könnte. Die Nonnen zeigen sich ohne Schwierigkeit am Gitter, und unterhalten sich frei mit den Fremden, welche Neugierde in ihr Kloster führt.

Die Stadt Rio mußte seit einigen Jahren, wie man wohl denken kann, sich durch die Wichtigkeit ihrer Handelsverhältnisse und Unternehmungen, ungemein vergrößern und verschönern. Verhältnißmäßig hat auch die Volksmenge zugenommen, und Alles kündigt den Wohlstand dieser Stadt an. Die Magazine und Kaufmannsladen sind nicht nur mit englischen Fabrikwaaren angefüllt, welche zur Bequemlichkeit der Einwohner dienen, sondern auch mit solchen, welche ihren Luxus befriedigen

und ihrem Stolze schmeicheln können. Die Stadt sieht täglich durch neuerbaute Privat- und öffentliche Gebäude ihre Gränzen erweitert, und alle Klassen des Handelsstandes scheinen sehr beschäftigt zu seyn.

Außer dem oben beschriebenen Garten giebt es in der Nachbarschaft der Stadt mehrere öffentliche, sehr gut angelegte Spaziergänge, in welche sich die Einwohner nach beendigten Geschäften begeben.

Der Aufenthalt hier ist übrigens nicht sehr gesund. Beispiele von langem Leben sind hier sehr selten, was man mehr der individuellen Lage der Stadt und andern Umständen, als dem ungesunden Klima zuschreiben muß. Sie ist von allen Seiten, ausgenommen gegen den Haven zu, von hohen, mit zahlreichen und stark belaubten Bäumen bedeckten Bergen umgeben, welche den freien Luftzug verhindern, und die sich am Tage erhebenden feuchten Dünste schlagen sich in der Nacht, als Nebel oder Staubregen nieder. Ein anderer, zu der Ungesundheit Rio's beitragender, Umstand ist das stehende Wasser bei der Stadt. Mit wenigen Kosten könnte man durch Austrocknung der Moräste und Ausfüllung derselben mit Erde diesem Uebel abhelfen. Aus dieser unverantwortlichen Sorglosigkeit entsteht ein andres, vorzüglich für hier ankommende Fremde sehr empfindliches Uebel, da diese stehenden Wasser Millionen Mücken erzeugen.

Außer der Cochenille-Manufactur, von der bei Gelegenheit des botanischen Gartens oben geredet ist, findet

sich hier noch eine beträchtliche von einer andern Art. Sie liegt am innern Theile des Havens und gehört einer privilegirten Gesellschaft, welche der Krone ein Fünftheil ihres Gewinnes entrichtet. Man siedet in derselben Thran aus dem Specke eines großen, schwarzen Wallfisches (Balaena physalus), der ehemals bis in den Haven kam, jetzt aber bei der Insel St. Catharina und an andern Orten der Küste gefangen wird. Auch das Fischbein, welches man von den Barden dieses Thieres erhält, wird hier gereinigt und gespalten, ehe es nach Europa geht. Der Fang dieses Fisches, so wie der des Kaschelots (Physeter cotodon), welche sich jetzt auf die Untiefe bei der Insel St. Catharina und auf die Allerheiligenbai beschränkt, könnte mit großem Vortheile auf die ganze Küste, so wie auf das hohe Meer zwischen Brasilien und dem grünen Vorgebirge ausgedehnt werden. Die Holländer fanden den Wallfischfang ungemein einträglich. Im J. 1697 gewannen sie daraus über zwei Millionen ihrer Gulden, und war auch der Fang in anderen Jahren nicht so ergiebig, so zogen sie doch immer daraus beträchtliche Einkünfte.

Auch mehrere andere Nationen treiben in diesen Meeren den Wallfischfang mit Vortheil. Der weiße Wallfisch (Physeter macrocephalus) bietet einen noch einträglichern Handelszweig dar. Nicht selten langt aus dem großen Ocean ein englisches Schiff zu Rio an, welches 70 dieser Fische am Borde hat, von denen Jeder, Einer in den andern gerechnet, einen Werth von 1300 Thalern hat. Zuweilen ist ein Wallfisch so groß, daß er über 6000 Thaler werth ist.

Auch werden die Küsten Brasiliens von andern Seethieren besucht, die man ebenfalls benutzen könnte, wie der Hippopotamus oder das angolische Seepferd und die Syrene (Trichecus manatus), welche eine große Menge zu Lampen und andern Absichten taugliches Oel geben würde. Den unangenehmen Geruch dieses Oels könnte man ihm bald durch mehrmaliges Waschen mit warmem Wasser nehmen.

Die Wichtigkeit der Fischerei, nicht nur in Bezug auf den Handel, sondern als Mittel die Seemacht eines Landes zu vermehren, fällt zu sehr in die Augen, um eines Beweises zu bedürfen. England und Holland geben uns überzeugende Beispiele von dieser Wahrheit. Der berühmte de Witt schlägt in seinen politischen Aufsätzen die Bevölkerung der vereinten Provinzen zu 2,400,000 Seelen an, von denen nach ihm 750,000 allein vom Ertrage der Fischerei leben. Die gute und reichliche Nahrung, welche sie den Seeleuten gewährt, ist ohne Widerspruch eines der Mittel, welches am meisten zu der kolossalen Macht der brittischen Marine beiträgt.

Wenn die neue Regierung Brasiliens ihren Fischfang bis an die Azoren und Madera erweiterte, und einen regelmäßigen bei den Inseln des grünen Vorgebirges anlegte, wie andere Nationen, so würde sie nicht nur Fische genug zu der eignen Consumtion im Lande haben, sondern es würden ihr noch genug übrig bleiben, um sie an die Nachbarn gegen andere Artikel, die sie bedürfte, vertauschen zu können.

Trotz der vormaligen Eifersucht des Mutterlandes und den daraus folgenden Bedrückungen der Colonie,

troß mehrerer Maasregeln, deren Eine eben so muthraubend war, als die Andere, scheint der Speculations- und Unternehmungsgeist seit einigen Jahren große Fortschritte in Brasilien gemacht zu haben. Selbst die Portugiesen von Adel vergessen ihre alten Vorurtheile gegen den Handel, um der Einladung der großen Hülfsmittel, welche dieses, von der Natur so gesegnete Land, dem Gewerbfleiße und dem Handel darbietet, zu folgen. Mehrere von ihnen nehmen an verschiedenen Manufacturen Theil, welche kürzlich in Rio angelegt sind. Ein Mann von hohem Range hat eine Werkstatt eingerichtet, in der gegen hundert Sclaven beschäftigt sind, den Reiß zur innern Consumtion geschickt zu machen. Das dabei gebrauchte Verfahren bietet nichts, was einer besondern Aufmerksamkeit werth wäre, dar, als daß man sich in derselben eines steinigten Sandes bedient, dessen scharfe Ecken sehr viel zur Enthülsung des Reißes beitragen. Der Sand wird dann mittelst eines Siebes vom Reiße getrennt, welches Löcher hat, die wohl den Sand, aber nicht den Reiß durchlassen.

Die mechanischen Künste haben noch nicht viel Fortschritte in dieser Stadt gemacht. Aber täglich verwendet man mehr Sorgfalt auf ihre Ausführung. Die allgemein übliche Getraidemühle hat einen sehr einfachen Bau. Man sieht eine an einem Bache bei der Stadt, die aus einem einzigen Rade von einigen Fußen im Durchmesser besteht. Dieses Rad liegt horizontal unter dem Wasserstrahl, der von einer bedeutenden Höhe in schief, in seinen oberen Rand eingehauene,

Höhlungen fällt und es in eine schnelle Bewegung setzt, während seine Achse, die durch die Mitte eines unbeweglichen Mühlsteines, der oberhalb dem Rade liegt, in einen kleinern Mühlstein einpaßt, der von dem Rade und der Achse desselben die zur Zermalmung des Getraides erforderliche Bewegung erhält. Das Korn wird mittelst eines Mühltrichters zwischen beide Mühlsteine gebracht.

Allein der Wohlstand dieser Stadt, die immer steigenden Reichthümer der Bewohner derselben mögen noch so bedeutend seyn, so schmerzt es doch den Gefühlvollen, hier eine Anstalt zu finden, welche ihre Entstehung dem Leiden und dem Unglücke mehrerer Tausende unserer Mitbrüder zu danken hat. Ich spreche nämlich von den zu Val = Longo bei der Stadt erbauten Magazinen, welche bestimmt sind, den größtentheils aus Angola und Benguela an Afrika's Küste hieher gebrachten Sclaven zur Niederlage zu dienen. Hier werden diese Unglücklichen, gerade wie eine Heerde Vieh, für den Markt zugestutzt. Alles, was Habsucht erfinden kann, wird in das Werk gerichtet, um körperliche Fehler zu verhüllen, und ihre Eigenschaften zu erheben, um für sie den höchstmöglichen Preis zu erhalten. Sie werden gereinigt, gerieben, mit Fette bestrichen und nach ihrer Art geputzt, wie junge Stiere im Stalle. Die Eigenthümer der Sclaven, diese Leute, welche einen schimpflichen Handel mit ihres Gleichen treiben, nennen sich Menschen und Christen. Aber so ist das moralische Verhältniß der Dinge, daß, selbst auf dieser Erde

Ungerechtigkeit niemals ermangelt, sich selbst die verdiente Züchtigung zuzuziehn. Physische und moralische Schwäche ist die nothwendige Folge der Leichtigkeit, welche die Colonisten haben, ihre sinnlichen Gelüste zu befriedigen. Durch die Gewohnheit einer gränzenlosen Gewalt verhärtet, üben sie den größten Despotismus über diese schwachen und hülflosen Wesen. Der mindeste Widerspruch erbittert sie. Sie sind lasterhaft, grausam, hitzig, und oft sind die Pflanzer mitten in ihren prächtigen Wohnungen unglücklicher und tiefer gesunken, als die armen Neger, die unter der Ruthe eines grausamen Aufsehers zittern.

Auf dem Sclavenmarkte zu Rio werden jährlich im Durchschnitte 5000 Sclaven, oder der vierte Theil derer, die jährlich nach ganz Brasilien eingeführt werden, verkauft.

Der Ackerbau hat, wie man leicht denken kann, in diesem Lande wenig Fortschritte gemacht. Die Umgegend von Rio ist hauptsächlich dem Gemüsebau für die Weißen und dem Bau des Reißes, Maniok's, Maisses u. s. f. für die Schwarzen gewidmet. — Die Wege sind so schlecht, daß man mit Pferden und Wagen nur eine gewisse Entfernung von der Stadt zurücklegen kann. Die benachbarten Wälder sind mit Bäumen erfüllt, von denen mehrere noch den Botanikern unbekannt sind und vielleicht gute Dienste zum Schiff- und Häuserbau, auch in andern Absichten leisten könnten. Der Palm-, Mastix-, Mangle- und Gojaven-Baum

sind hier ungemein häufig. Ohne die verschiedenen, schon bekannten Farbehölzer, giebt es mehrere andere, welche, einer chemischen Prüfung unterworfen, Niederschläge von verschiedenen Farben geben. Von einem derselben erhielt man in dem Laboratorium zu Ajuda bei Lissabon eine schöne und dauerhaftere Rosenfarbe, als aus dem Brasilienholze.

Westlich von der Stadt und am Ende eines weiten Waldes liegt das große, fruchtbare Thal: Tijuka. Ueberall umfassen es überhängende Berge, nur nach Süden zu nicht, wo das Meer sich durch eine kleine Oeffnung einen Ausweg gebahnt hat. Die vornehmste Zierde dieser reizenden Gegend ist ein Bach, der sich von der Höhe eines gewaltigen, steilen Granitfelsens herabstürzend, einen prachtvollen Wasserfall bildet und seine Fluthen in dem unten liegenden Thale verbreitet. Seine eingeschlossene Lage macht die Temperatur darin beinahe erstickend und die Hitze wird noch durch die von den Seiten der, an vielen Orten ganz nackenden Berge zurückgeworfenen, Sonnenstrahlen verstärkt. In den hier befindlichen Pflanzungen wachsen Indigo, Maniok, Kaffee, Cacao, Zuckerrohr, Orangen, Ahornbäume und Linden unter einander in größter Menge. Am häufigsten scheint jedoch Kaffee und Zuckerrohr gezogen zu werden.

Mehrere Bezirke des Gouvernements Rio erzeugen Baumwolle, Zucker, Kaffee, Cacao und Reiß in Menge. Der von Rio=Grande liefert eine Menge Korn, von welchem man überhaupt in Brasilien reichere Aerndten

macht, als in Europa. Auch die Weintraube erhält hier eine große Vollkommenheit. Aber sie zu keltern ist nicht gestattet, damit dieser Wein nicht dem Verkaufe des portugiesischen schade. Die Ipekakuanha, dieses schon lange beliebte Heilmittel, wächst bei St. Catharina, so wie andere Medicinalpflanzen im Ueberfluß, von denen einige nach Europa gehn, andere aber daselbst wenig bekannt sind.

Sonst war Bahia oder die Allerheiligen-Bay der Hauptsitz der Regierung und der Mittelpunkt des brasilischen Handels. Aber die Entdeckung der Goldgruben und Diamanten unsern Rio de Janeiro haben dieser Stadt einen entschiedenen Vorrang vor Jenem gegeben. Man ist über die Entdeckung der Erstern nicht einstimmig. Man sagt inzwischen ziemlich allgemein, daß die Ureinwohner, welche westlich von den portugiesischen Niederlassungen wohnten, sich goldener Angeln bedienten, und daß man nach langen Untersuchungen und Nachfragen bemerkte, daß die von den Gebirgen herabfließenden Gewässer jährlich eine Menge Goldsandes mit sich führten und nach ihrem Abflusse oder ihrer Austrocknung, das Metall auf dem Sande, der in den Vertiefungen zurückblieb, absetzten.

Seit dieser Entdeckung sind beträchtliche Quantitäten in Brasilien erzeugten Goldes nach Europa gegangen und diese Einfuhr hat sich allmählich vermehrt, seit in andern Gegenden Brasiliens neue Goldgruben bearbeitet wurden. Der Gewinn dieses kostbaren Metalles erfordert keine angestrengte Arbeit, setzt auch den Arbeiter nicht der min-

dessen Gefahr aus. Das reinste Gold findet man meistens nahe an der Erdoberfläche, ob man gleich zuweilen drei bis vier Klafter tief graben muß, um auf dasselbe zu kommen. Es liegt gewöhnlich auf einer Lage sandiger Erde, welche die Eingebornen Saïbro nennen. Gewöhnlich geben die regelmäßigen und in gleicher Richtung fortgehenden Lagen die reichste Ausbeute. Inzwischen hat man bemerkt, daß die Gegenden, wo die Oberfläche der Lage die meisten Krystalle enthält, das meiste Gold lieferten. Größere Stücke finden sich auf den Bergen und in Steinklippen, als in den Thälern oder an den Ufern der Flüsse. Ueberall aber hält es 23½ Karat, wenn es nicht mit Eisen, Schwefel, Silber oder Quecksilber vererzt ist, welches selten, ausgenommen zu Goyazes und Araes vorkommt.

Jeder, der einen Ort fand, wo Gold war, mußte davon der Regierung die Anzeige machen. Fanden die zu seiner Untersuchung abgeschickten Kunstverständigen ihn von wenigem Werthe, so ward er dem Publicum überlassen. Hielt man im Gegentheil die Ader für sehr ergiebig, so behielt sich die Regierung einen Theil des Ertrags bevor; der Commandant und der Intendant erhielten Jeder gleichfalls einen Theil und die Entdecker zwei Theile. Der Rest ward unter die Bergleute des Districts, nach Maasgabe der mit ihnen getroffenen Uebereinkunft und der Zahl ihrer Sclaven, vertheilt. Die über diesen Besitz sich erhebenden Streitigkeiten gehörten vor die Entscheidung des Intendanten. Man konnte von seinem Ausspruche an den Rath der Colonien in Lissabon appelliren.

Man behauptet, daß eine wenig starke Goldlage das ganze Land in einer Tiefe von 24 Fuß durchziehe. Aber sie ist zu schwach und zu dürftig, um die Kosten der Gewinnung zu bezahlen. In dem Bette der Bäche, welche ihren Lauf lange Zeit in gleicher Richtung fortgesetzt haben, könnte man viel Gold finden. Man glaubt auch, daß wenn man einen Fluß aus seinem gewöhnlichen Bette ableiten könnte, man einen zuverlässigen Gewinn haben würde.

Gewöhnlich bedient man sich der Sclaven, um den Grund der Flüsse und Ströme aufzuwühlen und das Gold vom Schlamme oder Sande zu waschen. Die Portugiesen unterhalten dazu eine Menge Neger. Jeder muß täglich seinem Herrn wenigstens ein Quentchen Gold liefern. Gewinnen sie durch Fleiß oder Zufall mehr, so wird der Ueberschuß als ihr Eigenthum betrachtet und sie können darüber nach Willkür verfügen. Man behauptet, daß Einige durch dieses Mittel dahin gelangt sind, selbst Sclaven zu kaufen und im Wohlstande zu leben, weil ihre Herren von ihnen täglich nicht mehr, als ein Quentchen reines Gold, das ungefähr 3 Thaler werth ist, fordern können.

Die Eigenthümer der Goldgruben entrichten der Krone den fünften Theil ihres Gewinnes, welcher jährlich im Durchschnitt gegen 2 Millionen Thaler beträgt, so daß der ganze Gewinn auf 10 Millionen Thaler steigt. Rechnet man dazu noch den Werth des Goldes, welches für Silber an Spanien vertauscht wird und welches heimlich nach Europa geht, so beträgt der Ertrag der brasilischen

Goldgruben 13 Millionen Thaler, eine unermeßliche Summe für ein Land, von dem man vor wenig Jahren nicht glaubte, daß es ein Gran Gold erzeuge.

Unter den zahlreichen Fesseln, welche der Hof der Industrie der Brasilier anlegte, verdient das Verbot, daß die Brasilier ihre eigenen Gruben bauen durften, Auszeichnung. Selbst die dazu bestimmten Werkzeuge wurden von den Agenten der Regierung weggenommen.

Erst gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts bildete der Diamant einen Ausfuhrartikel aus Brasilien nach Europa. Es verhält sich hier mit diesen Edelsteinen, wie mit dem Golde. Man findet sie nämlich häufig in den Flußbetten. Ehe man ihren Werth vermuthete, fand man sie häufig im Waschgolde und warf sie aus Unwissenheit mit dem Sande und Kiese weg. Auf diese Weise giengen eine Zahl großer Steine, die ihre Besitzer reich gemacht haben würden, durch die Hände einer Menge von Leuten, die weder ihre Beschaffenheit, noch ihren Werth kannten. Antonio Rodriguez Banha war der Erste, welcher denselben vermuthete, und er theilte diese Vermuthung dem Gouverneur Don Pedro d'Almeïda mit. Einige dieser Steine wurden an den Hof von Lissabon geschickt, der seinem Gesandten in Holland, d'Acunha den Auftrag gab, sie dort untersuchen zu lassen. Nach mehreren Proben erklärten Sachverständige sie für sehr schöne Diamanten.

In mehreren Bezirken Brasiliens liegen die Diamanten in einem eisenhaltigen Muttergestein, wie in Golconda

und Visapor. Die man in Flüssen findet, scheinen dahin durch die, von den benachbarten Bergen fallenden Bäche geführt zu seyn. Könnte man hier ihre Lager entdecken, so würde man sie sich mit minderem Aufwand und geringerer Mühe verschaffen können, als aus den Flüssen.

Sobald der Werth dieser kostbaren Steine anerkannt war, strengten die Portugiesen alle Kräfte an, um sie zu sammeln und im Jahr 1731 wurden 1170 Unzen durch die Flotte von Rio-de-Janeiro in das Mutterland ausgeführt. Diese bedeutende Ueberschwemmung mit Diamanten bewirkte, daß der Preis derselben in den europäischen Handelsstädten beträchtlich fiel und bewog die portugiesische Regierung, Maasregeln, um ihnen ihren ersten Werth wieder zu geben, zu nehmen. In dieser Absicht bewilligte er einer reichen Handelsgesellschaft das ausschließende Recht, Diamanten zu suchen; um die Habsucht derselben aber zu beschränken, ward festgesetzt, daß sie nur 600 Sclaven zu dem Aufsuchen derselben brauchen dürfe. Nachher hat sie die Erlaubniß erhalten, die Zahl derselben nach Willkür zu vermehren, wenn sie täglich 1 Rthlr. 8 Gr. für jeden Arbeiter bezahlt.

Um die Unternehmungen dieser privilegirten Gesellschaft noch mehr zu begünstigen, wurden alle Goldgruben, welche in der Nachbarschaft gebaut wurden, verschlossen und diejenigen, welche ihre Hoffnung auf diese, oft so betrügliche, Unternehmung gesetzt hatten, sahen sich gezwungen, ihrer Industrie eine andere Rich-

tung zu geben. Die andern Bürger konnten auf ihren Ländereien bleiben. Die Gesetze verordneten Todesstrafe für Jeden, den die ausschließenden Rechte der Gesellschaft beeinträchtigen würde. Seit aber die Regierung diesen Handelszweig sich selbst zugeeignet hat, steht es Jedem frei, Diamanten zu suchen, unter der Bedingung, sie an die Bevollmächtigten der Krone für den bestimmten Preis, jedoch mit Abzug von 20 Procent von der Summe, abzuliefern.

Die aus Brasilien nach Portugal abgeschickten Diamanten, waren in einem Behältniß mit drei Schlössern verwahrt, deren Schlüssel in die Hände der vornehmsten Glieder der Verwaltung gegeben, von ihnen in eine andere Kiste gelegt und mit dem Siegel des Vicekönigs versiegelt wurden. Während des ausschließlichen Privilegiums wurde dieser kostbare Artikel bei seiner Ankunft in Europa der Regierung überliefert, welche alle, über 20 Karat wiegende, Diamanten contractmäßig für sich behielt und jedes Jahr zum Vortheil der Compagnie einem oder mehreren Contrahenten 40,000 Karat zu einem Preise überließ, der nicht immer gleich war. Von einer Seite machte man sich anheischig, diese Quantität zu nehmen und von der andern, nicht mehr in Umlauf zu setzen. Dieser Contract ward strenge vollführt, das Einkommen an Diamanten mochte groß oder klein seyn.

Vor den letzten Veränderungen, welche mit der portugiesischen Regierung vorfielen, brachte dieser Hof

gegen 60,000 Karat Diamanten jährlich in den Handel, welcher einem einzigen Kaufmann anvertrauet war, der solche nach einer Taxe, von gegen 14 Thalern für das Karat, oder insgesammt mit 845,000 Thalern bezahlte. Der mit brasilischen Diamanten getriebene Schleichhandel, betrug etwa den zehnten Theil des offenen, so, daß der ganze jährliche Ertrag des Diamantenhandels, den man so hoch anzuschlagen pflegte, nur gegen 930,000 Thaler war. Die Kaufleute Lissabon's und anderer portugiesischen Handelsplätze, verkauften die rohen Diamanten an Engländer und Holländer, welche sie, mit mehr oder weniger Geschicklichkeit geschnitten und polirt, den Nachfragen in ihrem Lande zuvörderst überlassen und was übrig bleibt, andern europäischen Völkern verkaufen.

In den Gegenden, wo man das Gold und die Diamanten findet, trifft man auch sehr unvollkommene Amethisten und Topasen, wie auch Sapphire, Smaragden und schöne Chrysolithen. Zuweilen findet man in den Spalten von Talk- oder Glimmerschiefer Hyacinthen und auch Granaten. Da weder diese noch andere edele Steine einem Monopole unterliegen, so kann Jeder, der sie findet, sie nach Belieben benutzen. Der Ertrag dieser aus Rio und andern brasilischen Häven ausgeführten Producte, steigt jährlich auf etwas über 40,000 Thaler, von denen die Krone 1 Procent, also 400 Thaler erhält.

Brasilien besitzt auch Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber, Spießglanz und Schwefel. Aber der Gewinn

des Goldes hat die Aufmerksamkeit der Colonisten zu sehr auf sich gezogen, als daß sie sich andern nützlichern Speculationen überlassen sollten. Lange Zeit glaubte man, daß Kupfer nicht unter die Erzeugnisse Brasiliens gehöre. Aber neuere Entdeckungen haben das Gegentheil gelehrt. In dem Gouvernement von Rio de Janeiro hat man eine reiche Grube von Kupferkies (Pyrites cupri) entdeckt, von dem der Centner 25 Pfunde reines Kupfer giebt. Aehnliche Kupfergruben sind gleichfalls in dem Gouvernement Minas-Geraës und in anderen Gegenden aufgefunden worden.

In dem Gouvernement von Rio, giebt es außer der Hauptstadt noch mehrere andere, beträchtlichen Handel treibende Städte, wie Cabo Frio, welche durch ihren Salzhandel zu einem großen Wohlstande gelangt ist.

Es giebt in diesem Gouvernement gegen 100 Zukkerrohr-Pflanzungen und im Jahr 1580 fieng die Ausführung des brasilischen Zuckers nach Europa an. Da die Portugiesen mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als andere Völker, auf die Erzeugung der Waaren zu wenden scheinen, so behaupten noch jetzt ihre raffinirten Zucker, die weißer und schöner, als die aus den englischen Colonien sind, einen ausgezeichnet höhern Preis. Die Art ihn zu bereiten, ist sehr einfach. Man thut den Zuckersaft in Töpfe und drückt den körnigen Zucker zwei bis drei Zoll tief nieder, um den Syrop abfließen zu lassen, hebt dann sorgfältig die dünne harte Rinde, welche sich auf der Oberfläche bildet, ab und füllt die Töpfe mit

der raffinirenden Mischung. Diese besteht aus weißem Thone, der so lange im Wasser zerrührt ist, bis dieses die Consistenz des Milchrahms erhalten hat. In zehn bis zwölf Tagen, bleicht das den Zucker durchdringende Wasser denselben und den dichten Thon, der ihn bedeckt, kann man leicht mit einem Messer abheben.

Trotz der lästigen Abgaben, welche das Innere dieser und anderer Provinzen drücken, wo Ausfuhr- und Durchgangs-Zölle jeden Handelsartikel zu einem ungemein hohen Preise steigern, erlangen die Pflanzungen täglich mehr Wichtigkeit. Seit einiger Zeit legt man sich noch mehr auf den Anbau des Zuckerrohrs, welches vorzüglich in den Ebenen von Guatacazes Statt findet. Man findet jetzt daselbst mehr Indigo und Kaffeepflanzungen als sonst. Der südliche Theil dieser Provinz bis zu Rio-Grande liefert viel Häute, Mehl und eingesalzene Waaren.

Unter der Capitanerie von Rio-de-Janeiro wird auch die Insel St. Catharina begriffen. Diese $6\frac{1}{2}$ Meilen lange und etwas über 1 Meile breite Insel wird durch eine schmale Straße von dem festen Lande geschieden. Sie hat einen niedrigen Boden und man sieht sie daher aus einer großen Entfernung nicht. In ihrer Mitte entspringt ein Quell, mit trefflichem Wasser. Sie erzeugt im Ueberflusse Holz, köstliches Obst und mehrere Gemüsearten. Die Luft ist, mit Ausnahme des Havens, gesund, an welchem die Bewegung der Luft, durch die benachbarten Berge gehemmt, den Aufenthalt feucht und ungesund macht.

Ehe diese Insel mit der Capitanerie Rio-de-Janeiro vereinigt ward, war sie von einer Bande Abentheurer bewohnt, die kaum die portugiesische Regierung achteten. Sie ließen Schiffe aller Völker ohne Ausnahme zu und tauschten Ochsen, Obst und Gemüse gegen Branntwein, Waffen, Leinwand und Kleidungen aus. Gegen das Jahr 1738 befestigten die Portugiesen den Haven dieser Insel, schickten ein Corps Soldaten auf dieselbe und gaben den Bewohnern eine, den andern brasilischen Provinzen gleiche Verfassung. Im Jahr 1778 bemeisterten sich die Spanier dieser Insel, gaben sie aber bei dem Frieden ihrem ersten Herren zurück. Sie treibt einen ansehnlichen Handel mit Cochenille.

Die Erzeugnisse der Bezirke San-Vincente, Espirito-Santo und Porto-Seguro wurden nach Rio gebracht, und von da nach Europa verschifft. Sie bestanden hauptsächlich in Gold, Diamanten, Edelsteinen verschiedener Art, Tabak, Indigo, Kaffee, Reiß, Cakao, Mais, Zucker, Honig, Wachs, Copaïva-Balsam, Ipekakuanha, Zimmet, langem Pfeffer, Ingwer, Farbeholz, Cochenille, grauem Ambra, Fournier- und andern Hölzern, verschiedenen Droguerei- und zum Wohlgeruch dienenden Waaren; außerdem aus den Häuten, dem Thrane und den Muskeln der Wallfische. Für diese Waaren lieferte Portugal: wollne Zeuge, Leinwand, goldene und silberne Tressen, getrocknete Fische, Schinken, Würste, Käse, Butter, Zwieback, Kuchen, Wein, Oel, Weinessig, Nudeln, Lorbeerblätter, Nüsse, geschälte Kastanien, gedörrte Pflaumen, Oliven, Zwie-

beln, Knoblauch, Rosmarin und zu Marinha fabricirte Glaswaaren aller Art. Die Abgaben, welche die Beamten der portugiesischen Regierung von den Waaren, die von Lissabon und Oporto nach Rio-de-Janeiro eingeführt wurden, erhoben, betrugen 12 Procent von dem Werthe jedes Artikels. Diejenigen aber, welche nach Lissabon aus Brasilien eingeführt wurden, hatten folgende Abgaben zu entrichten: für Gold 1, für Kaffee 8, und für Zucker, Reiß und Häute, 10 Procent; für eine Pipe Rum von 180 Gallonen 4 Thaler. Alles Brasilienholz und das zum Schiffbau taugliche, ward von der Krone als Eigenthum betrachtet. Ihr mußte der 5te Theil des gewonnenen Goldes entrichtet werden und dieser Gewinn mußte da aufhören, wo man Diamanten fand, welche ausschließliches Eigenthum der Krone waren.

Die zur Vertheidigung von Rio errichteten Werke, sind nicht unbedeutend. Sie bestehen aus mehreren, von einander getrennten, einzelnen Forts und Batterien, welche eine solche Lage haben, daß sie der Annäherung des Feindes, sowohl zu Lande, als zu Wasser Widerstand entgegensetzen können. Selbst das Gelingen einer Landung würde nicht viel helfen, da Männer, welche darüber urtheilen können, versichern, daß die militärische Macht in Rio, selbst vor Ankunft des portugiesischen Hofes vollkommen hingereicht habe, um sich jedem Feinde im offenen Felde entgegen zu setzen.

Diese Macht besteht aus 2 Schwadronen Cavalerie, 2 Regimentern Artillerie, 6 Regimentern Infanterie,

2 Bataillons gut disciplinirter Miliz und über 200 freien, gut exercirten Negern, zusammen aus etwa 10,000 Mann; ohne eine zahlreiche, einrollirte, aber nicht disciplinirte Miliz zu rechnen, deren größter Theil der Stadt und ihrer Umgegend angehört.

Die, eine halbe Stunde breite Einfahrt zum Haven wird nach allen Richtungen durch starke Batterien bestrichen. Schiffe, welche ihr Feuer erwiedern wollten, würden durch eine Brandung abgehalten werden, welche durch eine, die ganze Außenseite des Havens in ihrer ganzen Breite verschließende, Sandbank entstehet.

Das Fort Santa-Cruz, ein ziemlich ansehnliches Werk, welches die vorzüglichste Vertheidigung des Havens von Rio bildet, hat 24 — 30 Fuß hohe Mauern und ist durch 23 Stück Geschütz auf der Seeseite und durch 33 von der Ost- und Westseite gedeckt. Es liegt auf dem unteren Theile eines zusammenhängenden Felsen, dessen Hauptmasse, durch einen 10 — 12 Fuß breiten Graben, von dem Fort getrennt ist. Durch die östliche und westliche Batterie von den Seiten geschützt, deckt ihn eine gerade Fronte vor Infanterie, welche zwischen den Bergen liegt. Man verbirgt den Caliber des Geschützes sehr sorgfältig. Er soll aber nach einigen Berichten sehr groß seyn.

Nach der Meinung einiger verständigen Militärpersonen, hängt die Vertheidigung von Rio vorzüglich von den, auf der Schlangeninsel erbauten, Werken ab, deren höchster, gegen die Stadt gerichteter Theil sich nahe 80 Fuß über die Wasserfläche erhebt. Man

hat auf ihr ein kleines viereckiges Fort erbauet. Die Höhe des Bodens nimmt allmählich gegen Osten hin ab und wird von einer regelmäßigen Linie auf einander gelegter Steine eingenommen, die hin und wieder bestrichen wird. Sie ist ohne Graben und hat an manchen Orten nur 8 Fuß Höhe über dem Felsen. Die Schlangeninsel mag etwa 300 Ruthen lang seyn. Auf ihr stehen 46 Stück Geschütz, von denen 20 gegen Süden und Südosten, und die übrigen gegen die entgegengesetzten Puncte gerichtet sind. Die Mauer der Windseite, welche unlängst längs der Vorderseite der Stadt aufgeführt ist, dient gut zur Vertheidigung mit Gewehr und leichtem Geschütz.

Die Rio de Janeiro verlassenden Schiffe erfahren starken Widerstand vom Seewinde, wenn sie aus dem Haven absegeln wollen und benutzen daher gewöhnlich den Landwind, der sich Morgens erhebt. Dann entledigt sich der Haven der Gewässer, welche der Seewind in der vergangenen Nacht in demselben angehäuft hat. Dieses Ausströmen hat gewöhnlich mehr Macht, als der Wind. Seine Richtung geht längs den Buchten an der Ostseite der Küste und gegen die Spitze von Santa-Cruz. Zuweilen werden Schiffe von diesem Theile des Stroms, der mit der größten Heftigkeit sich bewegt, fortgerissen und gegen den Felsen getrieben, wo sie große Gefahr laufen. Da aber dieser Felsen fast senkrecht ist, so können sie wohl an denselben anlaufen, ohne sich aber auf den Grund zu setzen.

Zehnter Abschnitt.

Beschreibung der Districte Porto-Seguro, Espirito-Santo und San-Vincente. — Sitten der Bewohner. — Handel. — Manufacturen. — Militärische Macht.

Der Handel zwischen Brasilien und Europa, wird größtentheils in den drei Havpthäven: Gran-Para, Bahia (Allerheiligen-Bai) und Rio-de-Janeiro getrieben. In den letzteren ergießen sich die Schätze der südlichen Bergwerke und aus ihm werden die Erzeugnisse der Districte Porto-Seguro, Espirito-Santo und San-Vincente ausgeführt.

Der Bezirk Porto-Seguro wird nördlich vom Rio-Grande, der ihn von dem Bezirke dos Ilheos trennt und südlich vom District Espirito-Santo begränzt. Porto-Seguro, so von der Sicherheit seines Havens benannt, ist von einem Felsenriffe umgeben, welches sich von einer in das Meer gehenden Spitze, in einer der Küste parallelen Richtung gegen ¼ Meile weit erstreckt und einen natürlichen Steindamm bildet. Zur Zeit der Ebbe ist er trocken, verschwindet aber bei der Fluth plötzlich und zeigt sich dann in einer Zeit von einer halben Stunde wieder. Der Raum zwischen diesem Riffe und der Küste, bildet den Eingang zum Haven, außerhalb dessen die Tiefe zur Fluthzeit gegen 20 Fuß, innerhalb aber nur 12 Fuß

beträgt, bis man an die Mündung eines, in den Haven fallenden, Flusses gelangt, wo die Tiefe etwas zunimmt. Dieser Haven hat einen schönen Sandgrund und endigt sich an einem breiten Ufer.

Bei der Einfahrt in denselben bietet das umgebende Land dem Auge die reizendste und abwechselndste Landschaft dar. Neben der Küste erblickt man eine Reihe Fischerhütten, welche dichtbelaubte Bäume beschatten und im Hintergrunde ungeheuere Waldungen, welche durch die, zu den verschiedenen einzeln liegenden Wohnungen führenden, Wege zerschnitten werden. Gegen Norden erhebt sich ein steiler Berg, dessen Gipfel die Hauptstadt dieses Bezirks, Porto-Seguro einnimmt.

Erblickt man sie von Weitem, so bietet ihre hohe Lage einen angenehmen Anblick dar, aber in der Nähe gesehn, scheint sie arm und elend zu seyn. Zwar sind die Straßen gerade und breit genug, laufen aber unregelmäßig und sind mit größtentheils niedrigen und schlecht gebauten Häusern besetzt. Meistentheils haben sie nur ein Stockwerk, und nie mehr als zwei. Sie sind aus einer weichen Ziegelart gebauet und mit Gips überzogen. Statt der Glasfenster dienen Gitter von gespaltenen Rohrstäben. Besonders merkwürdige Gebäude hat diese Stadt nicht. Das Rathhaus ist groß und viereckig. Auch hat das Gefängniß eine bedeutende Größe. Nur zwei Kirchen sind hier. Die Eine, ein einfaches, schönes Gebäude, hat Glasfenster; die Andere unterscheidet sich von einem Schoppen nur dadurch,

daß sie aus bessern Materialien, nämlich aus einer Mischung von Bruchsteinen und rothen Ziegeln erbaut ist. — Im J. 1550 erbauete die Stadt ein Franciskaner-Kloster, das aber schon längst in Trümmern liegt. Am Ufer des Flusses, der den Fuß des Berges bewässert, auf dem die Stadt liegt, erblickt man ein Dorf, das eine eben so große Ausdehnung hat, als die Stadt. Es besteht aus etwa 400 Hütten und hat gegen 3000 Einwohner, mit Einschluß der ursprünglichen Brasilier und der Neger. Die einzige Beschäftigung dieser Dorfbewohner ist der Fischfang auf der Höhe der Abrolhos-Inseln und Klippen, wo man eine große Menge einer Lachsart findet, welche für den Markt zu Bahia eingesalzen wird. Funfzig bis sechzig kleine Schiffe werden zu dieser Fischerei verwendet und sie bleiben einen Monat oder sechs Wochen auf der See, bis ihre Ladungen vollständig sind.

Die Bewohner, welche sich mit diesem Geschäfte nicht abgeben, kalfatern Schiffe und bessern sie aus oder verfertigen Leinen und Netze. Die Leinen sind von vortrefflicher Güte. Sie werden aus stark gedrehter Baumwolle gemacht, welche man wiederholt mit der innern Seite der Rinde eines Baumes, welcher ein Klebharz enthält, reibt. Diese Substanz wird in der Sonne hart und von dem salzigen Meerwasser nicht angegriffen, daher diese Leinen eben so stark, als elastisch sind.

Die Schiffernachen gehören Einzelnen, welche in einem gewissen Wohlstande leben. Zu Bahia erhalten

sie für ihre Fische Geld, Lebensmittel und Kleider, welche sie hernach im Einzelnen an die von ihren Nachbaren verkaufen, welche nicht reich genug sind, sie gleich im Großen sich anzuschaffen. Die Nahrung der Einwohner besteht hauptsächlich aus gesalzenen Fischen und Maniok-mehl, von dem der Scheffel gegen 1 Thaler 2 Groschen gilt. Wie beschränkt auch die Genüsse dieser Menschen seyn mögen, so sind sie doch unter dem gemäßigten Himmelsstriche, den sie bewohnen, weniger Elend ausgesetzt und erdulden weniger Leiden, als die ärmern Bewohner nördlicher Gegenden. In diesen werden zur Existenz, wenn sie irgend erträglich seyn soll, ein schüz-zendes Obdach, warme Kleidung und Holz, um sich gegen die Strenge des langen Winters zu schützen, erfordert; unter den Wendekreisen kann man dieses Alles entbehren oder sich auch leicht verschaffen. Die freigebige Hand der Natur hat auch viel reichlicher für die Bedürfnisse des Lebens in heißen Ländern gesorgt, als in kalten. So bilden Pomeranzen, Bananen, Cacao und eine Menge anderer, in Europa so geschätzter, köstlicher Früchte, einen Theil der Nahrungsmittel der ärmsten Bewohner dieser Gegenden.

Außer dem Lachse ist diese Küste mit Fischen aller Art reichlich versehen. Aber die Bewohner derselben sind zu gleichgültig und zu träge, um diesen Vortheil zu benutzen. Also ist frischer Fisch zu Porto-Seguro sehr selten und sehr theuer. Das Pfund Rindfleisch von mittelmäßiger Güte, und von dem sehr wenig auf den Markt kommt, kostet gegen 3 Groschen. Schaf-

und Schweinefleisch kennt man hier fast gar nicht, da man in diesem Bezirke auf die Zucht dieser Thiere durchaus nicht bedacht ist, welche in den Wäldern einen unerschöpflichen Vorrath von Nahrungsmitteln finden würden.

Die meisten etwas wohlhabenden Einwohner besitzen Landhäuser Bei Jedem derselben liegt eine beträchtliche Pflanzung von Zuckerrohr und Maniok. Diese Art Landgüter liegt fast durchaus an dem Ufer eines Flusses, der in einiger Entfernung von der Stadt fließt. Sie sind reichlich mit allen Arten Geflügel und Vieh versehen; aber der Tisch wird nicht besser besetzt, als in der Stadt, so daß man mit Wahrheit sagen kann, daß sie mitten im Ueberflusse arm leben.

Schon oben ist die Vernachlässigung der Wissenschaften in Rio erwähnt worden. Kann man sich aber auf das Ansehn Hrn. Lindley's, der lange Zeit zu Porto-Seguro ungerechter Weise zurückgehalten wurde, verlassen, so ist die Unwissenheit der Bewohner dieser Stadt weit größer, als derer in der Hauptstadt. Nach ihm kennen die Frauen hier fast gar keine Art von Beschäftigung. Zuweilen vertreiben sie sich die Zeit mit Verfertigung einer Art gemeiner Spitzen, was aber auch selten ist. Mit der Nähnadel wissen sie vollends nicht umzugehen und Wenige unter ihnen verstehen ein Hemde, das Hauptstück ihrer Kleidung, zu verfertigen. Sie halten dazu Sclavinnen von der Mulattenrasse. Die Kochkunst verstehen sie gar nicht und man könnte

sagen, daß ihre Mäßigkeit sie ihnen unnöthig mache. Man ist hier in diesem Beitrage zu dem Genusse des Lebens so unwissend, daß es Hrn. Lindley unmöglich war, in dieser Stadt aus dem bei sich habenden Mehle Brod gebacken zu erhalten.

Dieser Bezirk liefert im Ueberflusse köstliche Früchte, die sich zum Einmachen trefflich eignen. Allein die Damen geben sich damit nicht ab. Dies Eingemachte und die Saftmüße von Bahia und Rio Janeiro werden von männlichen Sclaven bereitet. Kurz, man lebt hier in einer tiefen Apathie und einer entnervenden Indolenz, welche durch die Nachlässigkeit, die Fähigkeiten des Geistes auszubilden, vermehrt wird. Wenige Frauen können lesen und das Schreiben ist selbst bei Männern eine wenig bekannte Kunst. Letztere sind derselben Apathie und Indolenz ergeben, wie die Frauen. Ganze Tage gehen unter Besuch-Geben und Nehmen hin, wo man bei nutzlosen Unterhaltungen gähnt oder Charten spielt, inzwischen europäische Aufseher, Lieblings-Mulatten oder vertraute Sclaven ihre Angelegenheiten und ihre Pflanzungen besorgen. Diesen Mangel an Energie darf man dem Klima nicht zuschreiben. Denn ein großer Theil des Jahres ist hier so gemäßigt, als der September in Europa. Die Wintermonate sind dort auch im Allgemeinen sehr gelinde. Mitten unter der Hitze erheben sich von Zeit zu Zeit kühlende Winde und sowohl Morgens, als Abends haben die Sonnenstrahlen einige Stunden hindurch wenig Kraft. Die Erde wird auch durch den starken Thau, welcher zwischen den

Wendekreisen und vorzüglich in Brasilien fällt, erfrischt.

Die Bewohner von Porto-Seguro sind stolz darauf, daß ihr Haven der erste an dieser Küste war, den Cabral entdeckte. Sie verwahren noch mit vieler Verehrung das heilige Kreuz, welches unter einem dichtbelaubten Baume aufgestellt ward, um daselbst die erste hohe Messe mit Musik und Kanonendonner zu feiern. Während dieser Messe, erzählt man hier, kamen die Eingeborenen haufenweise herbei, um Zeugen eines so neuen Schauspieles zu seyn. Voll Erstaunen und Bewunderung beobachteten sie das tiefste Stillschweigen und der Geist Gottes offenbarte sich auf eine so sichtbare Art, daß Alle in demselben Augenblicke zum Glauben bekehrt wurden.

Der innere Theil des Districts hat Ueberfluß an wilden Thieren und Pferden, die sich aber nie der Küste nähern. Die Pferde, deren sich die Einwohner bedienen, sind von der in Buenos-Ayres üblichen Rasse. Sie sind in der Regel 14 Fäuste hoch. Ihr Knochenbau ist schwach; dessen ungeachtet können sie große Strapatzen ertragen. Ihre Form ist nicht schön und ihre Bewegungen haben wenig Feuer.

Die Schaafe gleichen mehrentheils den europäischen, sind aber kleiner. Man hat hier auch eine Art mit vier Hörnern und eine andere, welche von der behaarten, afrikanischen Rasse zu stammen scheint. Man könnte

das guineasche Schaf (Ovis guineensis) von Angola nach Brasilien versetzen und man würde daraus beträchtlichen Nutzen ziehen.

Die zahlreichen Rindviehheerden, welche man in diesem Bezirke und im Innern aller Provinzen Brasiliens findet, könnten gut verpflegt und richtig behandelt, nicht nur so viel Butter und Käse geben, als zum innern Verbrauche, sondern auch zur Ausfuhr in das Ausland erforderlich ist, während man nur eine kleine Quantität davon, welche kaum zum eigenen Verbrauche hinreicht, verfertiget. Der Käse ist hier nur von mittlerer Güte und man glaubt allgemein, daß die Wärme des Klima nicht gestatte, hier Butter zu machen. Es ist aber allgemein bekannt, daß man in dem viel heißeren Ost-Indien zu jeder Jahreszeit vortreffliche Butter haben kann.

Man tödtet in Brasilien bloß der Häute wegen eine große Anzahl Ochsen. Aber es erhellet leicht, daß man außer dem Fleische des Rumpfes, welches eingesalzen wird, noch viele Theile des Körpers mit großem Vortheile benutzen könnte. Man muß selbst fürchten, daß, wenn man nicht eine gute Polizei einführt und dem Ackerbau keine Art von Ermunterung angedeihen läßt, diese Kunst, statt sich zu verbessern, noch lange in einem Lande unvollkommen bleiben wird, welches mit der Milde des Klima, den Vortheil einer der glücklichsten Lagen vereinigt.

Die Maulesel, welche man zu Porto=Seguro und dessen Umgegend erzieht, sind groß und sehr wohlgebaut. Sie sind lebhaft und ihr ganzes Aeußere hat nicht den Anschein von Langsamkeit und Trägheit, der diesen Thieren sonst eigen ist.

Die wilden Thiere dieses Bezirks sind von denen in andern Gegenden Brasiliens nicht verschieden. Die Vierfüßigen dieser Art, in dem neuen Continent, wie Unzen, Tiger, Leoparden, wilde Hunde u. s. f. zeigen weniger Wildheit und stehen an Kraft und Größe weit denen gleicher Art in Afrika und Asien nach.

Die Presugia, oder das Faulthier, findet sich in diesem Bezirke sehr häufig. Es ist ein friedliches Thier. Kopf und Maul sind klein und rund; die Zähne schmal und wenig spitz; die erhöhte Nase ist schwarz und glänzend; die Augen sind klein, schwarz und trübe. Die übrigen Theile des Leibes sind mit aschfarbenen Haaren bedeckt. Dieses, etwa die Größe eines Fuchses habende, Thier nährt sich von saftigen Baumblättern, welche ihm zur Speise und zum Tranke zugleich dienen. Trotz der scheinbaren Schwäche seiner Glieder, hängt es sich so fest an die Zweige der Bäume, daß man es nur mit Mühe losreißen kann. Seine Abneigung gegen den Regen ist so stark, daß es in dem Augenblicke, in welchem er fallen will, alle Kräfte aufbietet, einen Zufluchtsort gegen denselben zu finden. Während mehrerer Minuten kann es nur einen Steinwurf weit sich fortbewegen und dieser außergewöhnlichen Langsamkeit dankt es seinen Namen.

Die in andern Theilen Brasiliens so häufigen Affen sind in der Gegend von Porto-Seguro sehr selten. Die, welche man in kleiner Anzahl in der Umgegend antrifft, sind von einer grauen Art.

Die Armadille, oder Gürtel-Thiere, finden sich hier in desto größerer Menge und sie durchstreifen das Land in allen Richtungen. Eine Art rollt sich, wenn man sie angreift, wie ein Igel zusammen und bietet von allen Seiten seine Schuppen zur Vertheidigung dar, welche ein undurchdringliches Schild bilden.

Die Saratua, ein Thier, das in der Größe unserm Fuchse nahe kommt, ist außerordentlich gefräßig und verübt in der Umgegend der Stadt große Verwüstungen unter dem Geflügel. Wird dies Thier angegriffen, so vertheidigt es sich mit vieler Hartnäckigkeit.

Waldungen und Büsche sind mit einer Menge Vögel von verschiedener Art angefüllt, von denen die einen ihr reich und glänzend-gefärbtes Gefieder zur Schau tragen, die andern durch die Sanftheit, Verschiedenheit und Melodie ihrer Stimme das Ohr entzücken. Da man sie aber auch in den andern Gegenden Brasiliens antrifft, gehört ihre Beschreibung nicht hieher.

Die Erzeugnisse des Gewächsreichs sind hier, so wie im übrigen Lande, im Ueberfluß vorhanden. Allein die Einwohner haben nur dürftige Kenntnisse davon und die ungemeine Eifersucht der Regierung hat bis jetzt noch keinem fremden Kräuterkenner gestattet, sie zu untersuchen und zu beschreiben. Aus dem Stamme mehrerer um

Porto-Seguro wachsender Bäume quillt ein balsamisches Schleimharz, von denen eines dem Peruanischen Balsam ähnlich ist, und welches die Einwohner sammeln, um es in Menge nach Europa zu versenden. Es wird von einer Art weiblicher Fichten erzeugt und man sammelt es in Näpfen, wenn der Baum abgehauen ist. Gegen die nördliche Gränze dieses Bezirks sind die Ufer des Rio-Grande mit ungeheuern Waldungen bedeckt, welche das beste Schiffbauholz liefern sollen. Aus denselben ziehen die königlichen Werfte ihren Bedarf.

Die zu diesem Behufe am meisten verwendeten Bäume sind der Sippipira, dem ostindischen Tihk ähnlich, der Peroba, der Oraubu und der Louro, sämmtlich Varietäten der Eiche und des Lerchenbaumes. Cedern und andere zum Brücken- und Schiffbau dienliche Holzarten wachsen hier, so wie das Brasilien-, Campeche-, Akaju-Holz und andere, im Ueberflusse.

Der Rio-Grande läßt sich, da er weder Wasserfälle, noch Strömungen hat, weit aufwärts mit Kähnen befahren. Nachdem dieser Fluß erst von Westen ziemlich tief in das Land gedrungen ist, beugt er sich gegen Süden. Seine noch nicht erforschte Quelle soll oberhalb den Bergwerken von Pitangui liegen. Seine Mündung ist innerhalb der Sandbank breit und tief und dieses auch noch weit aufwärts. Vor einigen Jahren unternahmen beide Söhne des Districtsrichters Jose Dantes Coelho mit ihren Dienern, und der Capitan-Mor oder Militär-Capitän von Porto-Seguro, in Begleitung seiner Leute und

eines Trupps Eingeborner eine Fahrt diesen Strom aufwärts. Vierzehn Tage legten sie auf Kähnen zurück, ohne die geringste Schwierigkeit zu finden. Sie trafen die Ufer mit den reichsten Geschenken der Natur bedeckt, die Wälder mit Schweinen und die Wiesen mit Rindviehheerden erfüllt. Am Schlusse ihrer Reise bemerkten sie unfern dem Flusse zerstreute, kleine Diamanten und auch andere Edelsteine. Die Erstern schienen ihnen nicht von großem Werthe. Sie beschlossen ihre Fahrt zu wiederholen, um genauere Untersuchungen dieses Theils des Districts anzustellen; aber ein Befehl der Regierung verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens.

Aus den flüchtigen Beobachtungen, welche die Kürze ihrer Reise ihnen zu machen gestattete, ergiebt sich, daß unter einer aufgeklärten Regierung und durch zureichende Aufmunterungen man am Rio Grande de Porto-Seguro Niederlassungen anlegen könnte, welche in kurzer Zeit eine fruchtbare Quelle von Reichthümern für den Staat zu werden versprächen; aber jetzt ist der Zweck der unerklärlichen, portugiesischen Politik, daß dieser fruchtbare Landstrich unbekannt und ohne Bevölkerung bleibe.

An der Küste südlich vom Rio-Grande hat man kürzlich die Niederlassung Beimont angelegt, welche jetzt in einem blühenden Zustande ist. Unfern davon liegt die Stadt Santa-Cruz, etwa 3 Meilen von Porto-Seguro. Diese nie blühende Stadt verfällt gegenwärtig in einen Zustand von Abnahme. Ihr Haven läßt nur kleine Schiffe, die gegen 12 Fuß in das Wasser gehn, zu.

Aber in dem rothen Coroa, unmittelbar an der Küste, können Schiffe jeder Größe ohne Gefahr einlaufen.

Südlich von Porto-Seguro dringt die kleine, flache Bai von Tranquoso in die Küste. Dieser Theil des Ufers gewährt einen köstlichen Anblick und ist mit reichen und blühenden Pflanzungen bedeckt. In einer kleinen Entfernung von Tranquoso, an den Ufern des Rio dos Fratres ist das Land unbewohnt, welches ohne Zweifel den Gefahren zuzuschreiben ist, welchen Schiffe bei ihrer Einfahrt in diesen Fluß, dessen Mündung durch eine sehr gefährliche Sandbank durchschnitten wird, entgegen gehn.

Südlich vom Rio dos Fratres wird das Land bergigt. Der Berg Paseva dient den an diesem Theile der Küste, deren Annäherung durch eine Reihe von Felsen-Riffen und Untiefen ungemein erschwert wird, fahrenden Schiffen zum Ankerplatz. Noch gefährlicher ist die Fahrt der Schiffe längs der Küste von Carevellos, wenn gleich die Lootsen aus der Nachbarschaft so erfahren sind, daß man selten von Unfällen höret.

Vom Rio dos Fratres bis zur Stadt Prado wird die Küste von zahlreichen, feindlichen Stämmen der Ureingeborenen bewohnt, welche die Reise zwischen beiden genannten Orten so gefährlich machen, daß alle Verbindung derselben gehemmt ist. Letztere dankt ihren blühenden Zustand dem Fischfange. Die Bewohner der Umgegend dieser Stadt und die, von Aleoabas, welcher Ort nahe bei derselben liegt, beschäftigen sich hauptsäch-

lich mit dem Baue des Maniocks und der Bereitung des Cassawemehls, welches sie nach dem Haven der Stadt Carevellos verführen. Eine gefährliche Sandbank erlaubt nur leicht beladenen Schiffen in diesen Haven einzulaufen, der im Innern bis 10 Faden Tiefe hat. Die Stadt Carevellos liegt gegen 1½ Meile von der Mündung des Flusses. Sie ist volkreicher als Porto-Seguro und ihre Gebäude in mancher Hinsicht schöner. Das sie umgebende Land ist mit Maniok-Pflanzungen bedeckt. Von hier aus geht jährlich eine beträchtliche Menge dieses nützlichen Nahrungsmittels nach Rio de Janeiro, Bahia und Fernambuco ab. Im Haven von Carevellos werden kleine Schiffe nicht allein zum Gebrauche der dortigen Einwohner, sondern auch für den Bedarf von Porto-Seguro erbauet. San-Matthias, welcher Ort die Gränze des Bezirks von Porto-Seguro in dieser Richtung bildet, ist von Carevellos etwa 6 Meilen entfernt. Man findet hier auch sehr große Maniokpflanzungen.

Die Küste des Districts Porto-Seguro erstreckt sich 42 Meilen lang. Westlich hat ihr Umfang keine Gränzen. Aber bis jetzt ist noch keine Niederlassung in dieser Richtung angelegt worden, welche weiter als 6 oder 7 Meilen von der Küste entfernt wäre. Im Innern dieses Districts findet man Gold und mehrere kostbare Mineralien im Ueberfluß.

Schon mehrmals ist in dieser Schrift von der unbegreiflichen Eifersucht der Portugiesen gegen Fremde die

Rede gewesen. Nur nach vielen Schwierigkeiten erlauben sie ihnen den Zutritt in ihre Colonien, woher es dann rührt, daß man noch so beschränkte Kenntnisse von dem Innern dieses eben so schönen, als wichtigen Landes hat.

Während des erzwungenen Aufenthalts, den Hr. Lindley in Porto-Seguro machen mußte, fand die zur Besitznahme seiner Papiere beauftragte Commission eine kleine Quantität Goldkörner mit goldfarbigem Sande gemischt, welchen ihm ein Colonist als eine Probe gegeben hatte. Dieser Umstand erweckte die Neugierde der Mitglieder der Commission ganz besonders und er ward sehr streng über diesen Umstand vernommen. Freimüthig gestand er, wie er dazu gekommen sey, erklärte aber zugleich, er kenne den, von dem er sie empfangen habe, durchaus nicht, da dieser in einer weit entlegenen Niederlassung wohne. Auf diese Erklärung erhielt er die Weisung, sich zur Abreise vorzubereiten, um die Person ausfindig zu machen, von welcher er diesen Goldstaub erhalten hatte. Die Reise ward mitten im dortigen Winter in Begleitung eines Officiers und fünf seiner Leute zu Pferde angestellt. Wir theilen hier den Bericht Hrn. Lindley's über den Theil des Bezirks, den ihm diese abgenöthigte Reise etwas näher kennen lernte, mit dessen eigenen Worten mit.

„Am 2ten August stiegen wir, an der Zahl sieben zu Pferde und folgten der Küste in südlicher Richtung. Nach Zurücklegung einer Stunde, wendeten wir uns plötzlich gegen Westen und drangen in das Land ein.

Nach Ersteigung einer steilen Höhe fanden wir auf dem Gipfel derselben eine der Nossa Senhora de Iudea geweihte Capelle. Von dieser Höhe genießt man eine erhabene Ansicht. Das Auge senkt sich auf das weit umher liegende Land und den unermeßlichen Ocean. Die weißen Mauern der Capelle dienen den Schiffen als Steuerpunct und an die heilige Jungfrau, die Beschützerin dieses Orts, richten die Schiffer im Falle der Noth oder bei widrigen Winden ihre Gebete. Ihre Macht erstreckt sich auch auf die Heilung mancher Krankheiten, wenn sie mit wahrem Glauben angerufen wird. Das Innere dieser Capelle ist mit rohen Zeichnungen verziert, welche durch Sturm herumgeworfene Schiffe oder Krankenstuben darstellen. Unter jeder Zeichnung steht eine Innschrift, bestimmt das Andenken der geretteten Schiffe und Kranken zu erhalten."

„Nachdem wir unsere Magen durch einen Zwieback und ein Glas Wasser befriedigt hatten, welches uns der gute Vicar darreichte, besuchten wir in der Umgegend mehrere Pflanzungen und Ingenio's *), wo wir einen Wegweiser von den Urbewohnern annahmen. Der Lauf des Flusses, dem wir folgten, bot uns einen sehr guten Weg durch ein ebenes Land dar, welches Cultur in vortreffliche Wiesen umwandeln könnte. Der Boden ist schwarz, zuweilen grobsandig und aus Thon und Sand zusammengesetzt."

*) Die Bedeutung dieses Wortes wird etwas weiter unten angegeben.

„Wir verließen das offene Land, um uns in alte, dichte Waldungen auf einem schmalen Fußwege zu begeben, auf welchem nur ein Reuter Platz fand und den nie die Strahlen der Sonne erhelleten. Zuweilen hielt uns ein dichtes Gewölbe von in einander geflochtenen Zweigen auf, welche tief genug herunter gingen, um den Weg zu versperren. Nach zwei Stunden eines sehr mühsamen Marsches zeigte sich wieder offenes Land und wir kamen durch mehrere Zuckerrohr-, Maniok- und andere Pflanzungen, über zum Theil umgebrochenes Land und eine Menge Anderes, was man in fruchtbare Felder oder schöne Wiesen umwandeln könnte. Weiter hin veränderte sich der Anblick der Gegend und bot uns eine Reihe mäßig hoher Berge dar, welche sich in der Richtung des Flusses, gegen den das Land einen sanften, unmerklichen Abhang hat, von Osten nach Westen erstreckten. An dem entgegengesetzten Ufer erhebt es sich plötzlich zu einem steilen Gebirge, welches mit ewigem Grün bedeckt ist. Indem wir in paralleler Richtung mit diesen Bergen fortzogen, kamen wir auf der Pflanzung und bei dem Ingenio des Joao Furtado an und stiegen in der Hoffnung vom Pferde, hier ein besseres Quartier zu finden, als zu Villa Verde, welcher Ort, an der Gränze dieses Bezirks liegend, bloß vom Vicar (einem Missionar), drei Weißen und einigen bekehrten Eingeborenen bewohnt wird."

„Unser Wirth war ein alter Junggeselle von 70 Jahren, der mit seiner Schwester, einer Jungfer fast von gleichem Alter, lebte. Er erzählte mir, daß er in

der Nähe geboren und sein Leben eine Folge von Fleiß und Arbeit gewesen sey; daß das Ingenio, das Haus, die Mobilien u. s. f. fast ganz das Werk seiner Hände seyen. Ich fand, daß er in der Naturkunde des umliegenden Landes, vorzüglich in der Ornithologie sehr bewandert war und bedauerte, daß die Kürze meines Aufenthalts mir nicht erlaubte, von ihm Belehrungen zu erhalten."

„Das portugiesische Wort Ingenio bezeichnet eine Maschine zum Auspressen des Zuckerrohrs, welche sehr einfach ist. Sie besteht aus drei Walzen von schwerem Holze, welche zwei Fuß im Durchmesser und drei Fuß Länge haben, in einem Rahmen gefaßt sind und horizontal wirken. Der obere Theil der mittelsten Walze ist in einer viereckigen Pfoste befestigt, welche über den Rahmen hinweggeht und an welcher Holzstücke kreuzweise angebracht sind, um daran zwei Pferde zu spannen, welche das Ganze in Bewegung setzen. Unterhalb dieser Maschine steht ein großer Trog in schiefer Stellung, um den durch die Walzen ausgepreßten Rohrsaft aufzunehmen. Aus demselben bringt man den Saft in einen flachen, 6 Fuß im Durchmesser haltenden, Siedekessel und schäumt ihn während dem Sude sorgfältig ab, vermischt ihn dann mit Holzasche, nachdem er in einem andern Gefäße abgekühlt ist und läßt ihn so einige Tage stehen. Dann gießt man den reinen Saft ab, thut ihn wieder in denselben Siedekessel und dampft ihn bis zur gänzlichen Bildung des Zuckers ab. Aus dem Ueberbleibsel zieht man ein starkes geistiges Getränk (Rum) ab. Welcher ungemein bedeutender Unterschied findet nicht zwischen dieser

ursprünglichen Art, Zucker zu erzeugen und den ungeheuren Anlagen, Maschinen und Instrumenten, welche englische Pflanzer in Westindien zu gleicher Absicht anwenden, Statt!"

„Da durchaus in Porto-Seguro Armuth herrscht, fand ich in diesem Hause Alles über meine Erwartung und selbst besser, als alles, was ich bisher in diesem Theile Brasiliens noch angetroffen hatte. Die Aufnahme war herzlich, die Speisen gut nach Landesart zugerichtet und ziemlich reinlich. Wir speiseten auf dem Boden sitzend. Die Schüsseln standen auf mit einem weißen Tuche bedeckten Matten. Irdenes Geschirr, hier eine Seltenheit, war hinreichend da, die Löffel von Silber, eben so die Griffe der Messer und Gabeln. Das Nachtlager war reinlich und bequem."

„Am andern Morgen stand ich mit der Sonne auf und ward durch die, die Pflanzung umgebende Gegend bezaubert. Das Haus selbst war mit Bananen-, Baumwollen-, Cacao- und Orangen-Bäumen umgeben. An verschiedenen Orten befanden sich Befriedigungen, welche Zuckerrohr, Maniok, und andere Pflanzen einschlossen. Westlich lag eine große Wiese zur Weide, von Waldung unregelmäßig umgeben. Der an seinem Abhange gegen den Fluß ungleiche Boden bildete einige angenehme Vertiefungen, die durch Baumgruppen verschönert wurden, welche mit dem Flusse und den an seinen Ufern weidenden Heerden, eine der lieblichsten Ansichten gaben."

„Am Rande der Waldung erblickte ich Vögel vom glänzendsten Gefieder. Einer derselben war fast so groß, als ein Truthahn. Der am reichsten geschmückte war der Mutu. Sein Gefieder ist fast schwarzblau und Kopf und Augen sind von überraschender Schönheit. Die Tukans waren hier in Menge, so wie mehrere andere Vögel, deren Farbenschmuck ich bewunderte. Auf jedem Strauche hält sich eine graue oder silberfarbene Meerkatze auf, deren durchdringender Schrei sehr unangenehm ist, und nahe gehört, bis in das Gehirne dringt. Ich glaubte die Stimmen der Unzen, welche hier sehr häufig sind, von Ferne zu hören. Die Verwüstungen dieser Thiere sind schrecklich und bilden mit den Schlangen die vorzüglichsten Uebel der Pflanzer."

„Nach dem Essen kehrten wir auf demselben Wege durch mehrere zerstreute, am Flusse zu leichterem Transport ihrer Erzeugnisse nach Porto-Seguro und andern Orten angelegte Pflanzungen zurück. Alles übrige Land an beiden Ufern bis zu dem Haven am Meere ist gänzlich vernachlässigt, obgleich jeder Theil desselben durch kleine Flüsse bewässert wird. Zuckerrohr, Baumwollenbäume, Maniok u. s. f. würden fast ohne Cultur gedeihen, so wie die ungemeine Zahl anderer Erzeugnisse der Tropenländer. Kurz! Hier bietet die Natur ihre Gaben freiwillig dar und winkt der Hand des Menschen. Aber dieses reizende Land, eines der schönsten der Erde, ist aus Mangel an Bewohnern der Menschheit fast unnütz. In seinem Schoose liegen zahllose Reichthümer von viel höherem Werthe, als Metallgruben, noch verborgen."

„Wie ich so in diese Betrachtungen vertieft war, gingen meine Reisegefährten in der tiefsten Stille vorwärts. Wahrscheinlich war es ihnen verdrießlich, daß sie den kühnen Unterthan nicht entdecken konnten, der es gewagt hatte, einen Gegenstand zu berühren, oder nur an denselben zu denken, der so streng untersagt ist, wie das Gold. War inzwischen der Vogel entflohen, so hatte er doch sein kostbares Nest zurückgelassen. Man entdeckte den Fluß, an dessen Ufern das Gold gefunden worden war. Eine Wache wurde sogleich dahin gestellt und die Annäherung im Namen Seiner Allertreuesten Majestät untersagt. Man nahm zu gleicher Zeit eine zweite Probe von diesem Golde mit, um nach Rückkehr der Commission nach Bahia seinen Gehalt zu prüfen."

„Bei der Ankunft Hrn. Lindley's in Porto-Seguro entdeckten einige der Bewohner, welche pflichtmäßig alle Winkel seines Schiffes durchsuchten, eine Küste mit Medicamenten und schlossen daraus, er sey ein Arzt. Da sich dieser Irrthum in der ganzen Stadt verbreitet hatte, sahe er sich von Kranken aller Art angegangen. Die Einen rufte̱n seine Hülfe por amor de Dios (aus Liebe zu Gott) an; Andere baten ihn, im Namen von nossa Senhora Maria (unsere Frau Maria) ihre Krankheiten zu heilen."

„Auch der Commandant dieses Orts theilte den allgemeinen Glauben und ersuchte ihn, einen Kranken in dem unter der Stadt liegenden Dorfe zu besuchen. Bei

dieser Gelegenheit war er Zeuge eines Auftritts, welcher die ungemein große Unwissenheit und den Aberglauben der Colonisten kräftig darstellt. Der Kranke, der am Abend zuvor einen Anfall vom Schlagflusse gehabt hatte, befand sich in einem verschlossenen Zimmer, aus dem man frische Luft und Licht sorgfältig verbannt hatte. Um den Mangel an Helligkeit zu ersetzen, hielt man ein Licht über seinem Kopfe. Er lag ohne Bewegung auf einer der hölzernen Seiten seines Bettes. Der Obertheil desselben nahm einen Winkel des Zimmers ein und eine der Seiten lief unfern der Mauer hin. Zwischen der Mauer und dem Kranken war ein Raum, in welchem die Frau des Kranken und eine andere Frau kauerten. Sie mußten jedesmal über den Kranken wegsteigen, wenn sie aus dem Zimmer wollten. Ueber der Oberseite des Bettes waren mehrere Bilder, ein Bein, ein Fuß, ein kleiner Degen und andere Reliquien angebracht. Man hatte über ihm eine Krone von gedrehetem Holze aufgehängt. Alles zusammen bot dem Auge ein wunderbares und seltsames Gemälde von Krankheit, Dummheit und Aberglauben dar.

Dieser Mensch starb um Mitternacht und am folgenden Tage ertönten die Glocken bis zu seiner Beerdigung, welche um acht Uhr Abends erfolgte. Die Fahne der Kirche, an deren Spitze ein großes silbernes Kreuz war, gieng vor der Begleitung der Leiche her, welche aus Männern, die kleinere Kreuze trugen und den vornehmsten Einwohnern der Stadt, zusammen aus

gegen 250 Menschen bestand, welche sämmtlich Wachskerzen trugen und von drei Priestern, Sängern, u. s. f. begleitet wurden. Der Leichnam lag unbedeckt im Sarge und war mit einer grauen Franziscaner-Kutte nebst zugehörigem Knotenstricke bekleidet. Auch sein Gesicht war unbedeckt. Von Zeit zu Zeit hielt der Zug inne und sang Todtenlieder. „Die Stille der Nacht und der feierliche Trauergesang, der das Gehör ergriff und aus dem Thale und vom Berge S. Francesco zurückhallte, gaben dieser Scene ein besonderes Interesse," sagt Hr. Lindley.

Das kleine Gouvernement Espirito-Santo nimmt einen Küstenstrich von etwa 30 Meilen Länge, südlich von Porto-Seguro ein. Der Haven des gleichnamigen Ortes ist sehr bequem und der in demselben getriebene Handel gleicht ganz dem, welcher in dem von Porto-Seguro Satt findet. Außer diesem Hauptorte liegen folgende beträchtliche Städte in diesem Bezirke (der zu der Generalcapitanerie Bahia gehört): Nossa Senhora de la Vittoria und Nossa Senhora de la Concepcion. Das angenehme und fruchtbare Land hat Ueberfluß an Pflanzungen von Maniok und andern Nahrungsmitteln. Die Volksmenge dieses Bezirks beträgt über 25,000 Menschen.

Südlich von der Generalcapitanerie Rio-Janeiro liegt der Bezirk San-Vincente, der für einen der reichsten in Brasilien gehalten wird. Gegen Osten gränzt das Atlantische Meer, gegen Süden das

der Generalcapitanerie Bahia untergeordnete kleine Gouvernement, Segerippe del Rey *) und gegen Westen die de la Plata = Berge und von verschiedenen wilden Stämmen bewohnten Länder. Er erstreckt sich vom 22° bis 27° S. Br. Seine Länge von Norden nach Süden beträgt gegen 75 Meilen und seine Breite von Osten nach Westen an einigen Punkten 45, an andern aber nur 25 Meilen. Die Stadt St. Vincente liegt an einer schönen Bucht des atlantischen Meeres. Sie ist gut befestigt und ihre Volksmenge beträgt 3000 Seelen. Bis zur Entdeckung der dasigen Goldgruben im Jahr 1735 ward diese Gegend sehr vernachlässigt. Seitdem sind mehrere Forts am Nordufer des Rio de la Plata zu ihrer Sicherheit erbauet worden. Dieser Bezirk ist aber nur sehr schwach bevölkert, weil nur an den Küsten einige Dörfer zerstreut liegen. Die Einwohner treiben Schleichhandel mit den Spaniern, indem sie ihnen Rum und Tabak von den eigenen, Tuch, Seidenwaaren und Branntwein von den europäischen Erzeugnissen verkaufen.

Der Handel zu San=Vincente, der über Rio-Janeiro geht, besteht in Hornvieh, Schweinen, Zukker, Tabak und gebrannten Wassern.

*) Manche Schriftsteller ordnen dieses kleine Gouvernement dem von San=Vincente unter, welcher Bezirk aber gar kein Gouvernement bildet. M. s. die Anmerkung oben S. 82. Santos mit einem sehr guten Haven ist der Hauptort desselben.

Eilfter Abschnitt.

Beschreibung der Capitanerie Bahia (Allerheiligen-Bai.) — Sitten der Bewohner. — Naturerzeugnisse. — Manufacturen. — Militär.

Die Capitanerie Bahia begreift 30 Meilen Küsten, welche unmittelbar zur Allerheiligen-Bai gehören und ist eine der kleinsten Abtheilungen Brasiliens, inzwischen die fruchtbarste, bevölkertste und die, wo der größte Ueberfluß herrscht.

Die Allerheiligen-Bai, deren Mündung 1 bis 2 Meilen breit ist und deren Umfang 8 bis 9 Meilen beträgt, hat ihren Eingang im Süden. Eine breite Halbinsel und die Insel Itaporica bilden sie. Sie verlängert sich nach Nordwesten bis zu einigen Inseln und einem in das Land eindringenden Meerarm. In ihr m Umfange, der einen ganzen Grad beträgt, nimmt sie das Wasser der fünf großen Flüsse Paraguassu, Serzipe, Jaquaripe, Mathuim und Paraja, die sämmtlich schiffbar sind, auf. Die kleinen, in diesem Busen zerstreueten, Inseln sind mit Baumwollenbäumen bedeckt, welche eine sehr angenehme Wirkung auf das Auge machen. Die Bai verengert sich gegen ihr Ende. Sie ist gegen jeden Angriff gesichert und bietet einen sichern und geräumigen Haven, selbst den beträchtlichsten Flotten dar. Man hat auf beiden Sei-

ten der Einfahrt zwei kleine Forts erbauet, die weniger zur Verhinderung des Einlaufens der Schiffe in die Bai, als des Ausladens ihrer Fracht u. s. f. dienen.

Der Ankerplatz erstreckt sich von der Sandbank San-Antonio an der Spitze der großen Halbinsel bis zur Spitze der Halbinsel Monserrat, welche in der ersten begriffen ist und bis zur Küste von Tapagippe. Daselbst sind die Schiffe vor allen Winden gesichert, und liegen auf einem guten Grunde in einem Haven, der die Flotten aller Staaten der Erde umfassen könnte.

Die Hauptstadt dieser Capitanerie, San-Salvador war die Hauptstadt ganz Brasilien's, ehe der Sitz der Regierung nach Rio de Janeiro verlegt ward. Sie liegt an der rechten Küste der Bai und der, die obere Stadt genannte Theil derselben, weil er auf dem Gipfel eines Berges liegt, beherrscht den Haven. Die untere Stadt besteht hauptsächlich aus einer, dem Ufer parallel laufenden Straße und liegt unten am Berge, der steil, aber nicht beträchtlich hoch ist. In ihr wohnen alle Kauf- und Geschäftsleute, unter denen große Bewegung und Thätigkeit herrscht.

Die Volksmenge von San-Salvador wird in beiden Theilen dieser Stadt zu 100,000 Seelen geschätzt, unter denen 30,000 Weiße, eben so viel Mulatten und die übrigen Neger sind.

Die größtentheils im Geschmacke des 17ten Jahrhunderts erbaueten Häuser, sind im Allgemeinen groß und geräumig; aber weder schön, noch bequem. Seit

einiger Zeit aber haben die Bürger des ersten Ranges elegante Gebäude, vorzüglich in der Nachbarschaft der Stadt, erbauen und sie mit vieler Verschwendung meubliren lassen.

Durch eine alte Verordnung, welche im J. 1749 auch auf Brasilien ausgedehnt ward, war den Portugiesen streng verboten, Gold- oder Silberstoffe, oder irgend eine Art Tressen auf ihren Kleidern zu tragen. Die Gesetze können wohl die Neigung für Glanz und Flitterstaat beschränken, aber selten ganz unterdrücken. Also sparen die Bewohner von Bahia nichts, um sich ein reiches und kostbares Ameublement anzuschaffen, dessen Auswahl und Anordnung mehr Verschwendung, als Geschmack zeigt.

Im Allgemeinen gewähren die Häuser hier einen traurigen, ärmlichen Anblick, welcher von der wenigen Sorgfalt, die man auf ihre Unterhaltung verwendet, und hauptsächlich von den Holzgittern herrührt, welche statt der Glasfenster in den Häusern der Kaufleute und in den reich gefülltesten Läden üblich sind. Wer unter heißen Himmelsstrichen gelebt und das Angenehme des Schattens erprobt hat, wird über eine solche Sitte erstaunen. Diese Gitter sind nicht einmal bemalt, eine Verzierung, die den Häusern ein heiteres und belebtes Ansehn ertheilen würde.

Die niedrigsten Classen der Bewohner, als Mulatten, Neger, selbst Soldaten, leben in niedrigen, mit Ziegeln bedeckten Hütten, welche nur eine Oeffnung im Dache und ein Fenster mit hölzernem Quergitter haben,

um Luft einzulassen. Diese Hütten stehen mit den andern Häusern der Stadt in den meisten Straßen so durcheinander, daß die ganze Stadt einen eben so außerordentlichen, als ungewöhnlichen Anblick darbietet.

Die Straßen sind enge, welches in einem Klima, wie das Brasilien's ist, mehr Vortheil, als Unbequemlichkeit bringen kann; aber sie sind dabei auch schlecht gepflastert und voll Schmuz.

Mitten in der Stadt liegt der große Platz, den man auch wohl den königlichen Platz nennt. Seine vier Seiten nehmen der Pallast des Gouverneurs, die Münze, der Appellations-Gerichtshof, der Pallast des Senats und das Gefängniß ein. Alle diese Gebäude sind aus Steinen, die man aus dem Mutterlande herbeigeführt hat, erbauet. Die beiden ersten sind alt und bieten wenig Merkwürdiges dar. Das Gefängniß ist ein großes und festes Gebäude. Die Fenster sind mit einer doppelten Reihe runder Eisenstäbe, welche 15 bis 16 Zolle von einander stehen, verwahrt. Man gelangt in diese Verwahrungsorte durch Fallthüren, welche sich in einem oberhalb derselben liegenden, vergitterten Zimmer befinden. In der Mitte des ersten Stockwerks befindet sich ein großer Saal, aus dem man in eine Menge dunkler Behältnisse kommen kann, welche die Portugiesen Secreto's nennen. Jedes dieser Behältnisse ist gegen 6 Quadratfuß groß und hat statt aller Geräthe nur eine starke eiserne Kette mit einem, in die Mauer befestigten Ringe. Sie sind vorzüglich für

Staatsgefangene oder Personen bestimmt, welche in die Hände der Inquisition gefallen sind.

An dieses Gefängniß stößt ein kleines Hospital. Allein der Mangel an freier Luft, die Unreinlichkeit und andere Umstände bewirken, daß die Zahl der in demselben Verblichenen ungemein groß ist. Das einzige Getränk der Gefangenen ist Wasser, was aus einer weiten Entfernung in Fässern von gefangenen Sclaven herbeigebracht wird. Damit diese nicht entfliehen können, verbindet man sie durch eiserne Halsbinden, durch welche eine eiserne Kette geht.

Da die Regierung gar nicht für diese Unglücklichen sorgt, so würde ihre Lage die schrecklichste seyn, sorgten nicht die barmherzigen Schwestern edelmüthig für sie, welche zu ihren Gunsten die Wohlthaten mitleidiger Menschen auffordern und täglich denen, welche es am meisten bedürfen, Cassave und andere Lebensmittel, welche sie auftreiben können, vertheilen.

Man scheint in dieser Stadt, welche der Sitz eines Erzbischofs ist, die größte Aufmerksamkeit unter den übrigen öffentlichen, der Auszeichnung werthen Gebäuden, auf die Kirchen gewendet zu haben. Seit einigen Jahren läßt man jedoch die Kathedrale, ein großes Gebäude, in Trümmern sinken; aber das Collegium und der erzbischöfliche Pallast, welche zu derselben gehören, werden sorgfältig ausgebessert und gut unterhalten. Sie liegen auf dem Gipfel des Berges und von ihnen

hat man eine weite Aussicht auf die Bucht und die Umgegend.

Die Jesuiter-Kirche ist unstreitig das größte und schönste Gebäude dieser Stadt. Die Sacristei verdient vorzüglich Aufmerksamkeit. Sie ist ganz mit schönem Schildpatt belegt, welcher mit so vieler Eleganz und mit so gutem Geschmack vertheilt ist, daß es schwer ist, etwas zu ersinnen, was einen angenehmeren Eindruck auf das Auge machte. Die Einfassung des Altar's ist aus gegossenem Kupfer. Das Haupt-Heiligthum ist, so wie andere geheiligte Abtheilungen der Kirche, wo die Gläubigen das Abendmahl erhalten, mit Bildern, Bildsäulen und andern Verzierungen geschmückt.

Nach Aufhebung des Jesuiter-Ordens blieben das an die Kirche stoßende Collegium und Kloster lange leer stehen. Erst kürzlich sind sie von der Regierung in ein Hospital verwandelt worden. Es ist zu bedauern, daß die kostbare Bibliothek, welche diese gelehrten Geistlichen mit eben so vieler Mühe, als Kosten gesammelt haben, jetzt für das Publicum verloren und der Vergessenheit und Zerstörung Preis gegeben ist. Dieses Mißvergnügen steigt um so höher, wenn man erwägt, daß sie mehrere Handschriften enthält, die Entdeckungen betreffend, welche einige Jesuiten während ihrer Missionen machten, da sie erweißlich tiefer in das innere Süd-america drangen, als Jemand vor ihnen. Allein die Portugiesen begnügen sich nicht nur, die größte Gleichgültigkeit gegen alles, was sich auf Wissenschaften bezieht,

zu äußern, sondern sind auch gegen Ausländer so eifersüchtig, daß sie ihnen den Zutritt zu dieser kostbaren Niederlage nicht gestatten.

Die Kirche und das Kloster der Franciscaner sind auch beträchtliche Gebäude; aber die Verzierungen der Kirche verdienen keine Aufmerksamkeit. Das Kloster hat zwei Stockwerke und der Eingang zu den Zimmern der Mönche findet in breiten Kreuzgängen Statt, welche einen viereckigen Hof umgeben, in dessen Mitte ein Springbrunnen ist. Die Mauern dieses Hofs sind mit Fayence-Tafeln belegt, welche in verschiedenen Abtheilungen Geschichten aus der Mythologie nnd aus der Bibel ohne Unterschied darstellen. Von diesem Kloster etwas getrennt liegt ein Gebäude, welches für die Laienbrüder dieses Ordens, die sich ganz von der Welt in der letzten Zeit ihres Lebens zurückzuziehn wünschen, errichtet und mit Einkünften versehen ist. Es hat eine schöne Fassade von Stucco und auch das Innere ist sehr gut eingerichtet. Vorzüglich merkwürdig ist die Reinlichkeit seines Kirchhofs, der aus zwei Reihen kleiner, drei Fuß tief ausgewölbter Gräber besteht. Jedes derselben hat nur die erforderliche Größe, um einen Sarg zu fassen und sobald der Todte in ihm beigesetzt ist, wird es für immer verschlossen. Sie sind numerirt und weiß angestrichen; nur das Gewölbe ist mit Farben bemalt, wahrscheinlich um die Eintönigkeit zu unterbrechen. Den Raum, welcher beide Reihen der Gräber trennt, nimmt ein, mit weißem und schwarzem Marmor belegter Weg ein, dessen Enden durch alle-

gorische Bilder verziert werden. Das Innere wird sehr reinlich gehalten und die Luft kann, mittelst einiger, unter dem Dache angebrachter Fensteröffnungen, welche gegen den Garten hingehen, sich erfrischen, während das dichte Laub der Bananen- und anderer den Wendekreisen eigener Bäume, die glühenden Strahlen der Sonne aufhält und über diese Wohnung von Todten eine köstliche Kühle und ein religiöses Dunkel verbreitet.

Die Kirche der Karmeliter ist in einem neueren Geschmacke erbauet, als die der Franciscaner und man behauptet, daß das Kloster dieses Ordens eben so reich ausgestattet sey, als das der Benedictiner.

Die schönsten Pfarrkirchen dieser Stadt sind die der Empfängniß der heiligen Jungfrau und des heiligen Petrus. In den am Ufer liegenden Vorstädten findet man die des heiligen Antonius und der heiligen Jungfrau della Vittoria (vom Siege). Ihre Bauart ist mittelmäßig gut; aber sie sind, so wie alle andere Kirchen und Kapellen dieser Stadt zu sehr mit Zierathen überladen.

Unter den Klöstern dieser ehemaligen Hauptstadt zeichnen sich das, dem Orden der heiligen Clara gehörende und ein anderes vorzüglich aus, welches bestimmt ist, kleine Mädchen, welche von ihren Aeltern ausgesetzt und verlassen sind, aufzunehmen. Zur Ehre dieses Ortes sey es gesagt, daß man die herzlichste Sorge für diese Unglücklichen hier beweiset. Die Regierung erklärt sie für ihre Töchter und es gehört zum guten

Ton der Damen vom ersten Range, Eine oder Mehrere derselben, als eigene Kinder aufzunehmen, wenn sie etwas älter geworden sind und sie dann so zu erziehen, als wenn sie von ihnen selbst gebohren wären.

In der unteren Stadt liegen längs dem Strande das Zollhaus, die Uferdämme, der Schiffbauwerft, das königliche Arsenal und die Magazine, welche mit allen Nothwendigkeiten gut versehen sind und in der best=möglichsten Ordnung erhalten werden. Neben diesen öffentlichen Gebäuden liegt die Wohnung des Intendanten oder Commandanten des Havens. — Auf dem Werft kann man nicht mehr, als ein Linienschiff auf einmal erbauen und diese Arbeit scheint hier eben so langweilig, als langwierig zu seyn, da es vier und mehr Jahre erfordert, um ein Schiff von 74 Kanonen gänzlich zu vollenden.

Zu Tapagippa, welcher Ort in einer kleinen Entfernung von Bahia liegt, findet man mehrere Werfte, die Privatpersonen gehören, auf denen Kauf=farthei=Schiffe jeder Größe mit mehrerer Geschwindig=keit und in minderer Zeit, als auf den königlichen Werften erbauet werden. Diese Schiffe sind schön ge=bauet und von um so längerer Dauer, je mehr das Holz, aus dem sie gebauet sind, die Eigenschaft hat, dem Wurmfraße zu widerstehn.

Vor einigen Jahren stellten die Obersten de Brito und Weinholtz Untersuchungen über die specifische Schwere eines Cubikfußes der verschiedenen Holzarten,

welche zu Bahia zum Schiffbau verwendet werden und zu welchem Gebrauche sie vorzüglich dienlich sind, an. Folgendes Verzeichniß giebt das Resultat derselben. *)

	Specifisches Gewicht. Pfd.	Loth.
Sucupira-merim dient zu jedem Theile eines zu erbauenden Schiffes .	59	15
Pao de Arco, zu Kielen, Hintersteven, Seitenbalken und Geländer des Verdecks	66	7
Pao Roxa, zu gleichem Gebrauche .	63	19
Peguin, zu Querbalken des Verdecks .	64	6
Sapocaya, zu Kielen, Seitenbalken u. s. f.	73	14
Jetahi-amarello, zum Geländer des Verdecks	66	—
Vinhatiko, zu Planken oberhalb und unterhalb des Wassers, dem Schiffsbauche, u. s. f.	46	—
Putumuju, zu denselben Zwecken .	48	—
Louro, zu Segelstangen, Masten u. s. f.	37	6
Jequitiba, zu Masten, Stengen, Raaen u. s. f.	44	12
Pao de olio do vermilho, zu denselben Zwecken	56	3
Massaranduba, zu Querbalken des Verdecks, Hintersteven, u. s. f. .	68	12
Olandandim, zu Bogspricten, Stengen, Geländern des Verdecks und Planken .	57	18

*) Schade! daß die botanischen Kunstnamen dieser Baumarten hier fehlen, zumal da so wenig Beobachtungen über die eigenthümliche Schwere ausländischer Hölzer bis jetzt gemacht sind.

Dieses ist nur ein sehr kleiner Theil der Bäume, welche zum Schiff- und Häuserbau sowohl, als auch zu anderem Gebrauche benutzt werden können. Es ist sehr zu bedauern, daß noch so viele köstliche Erzeugnisse dieses Landes den Kräuterkennern unbekannt sind. Die Schwierigkeit, das Holz zu transportiren, verursacht die Nothwendigkeit, beträchtliche Waldungen durch Feuer zu zerstören, um Mais und Maniok anbauen zu können. Die neuen Anbauer verlassen so, wie die Nordamericaner im Innern des Landes, nach einigen Jahren ihre Pflanzungen und dringen tiefer in das Land hinein, um Waldungen zu zerstören und zahllose Bäume in Asche umzuwandeln, die zu anderem Gebrauche benutzt werden könnten.

Die Festungswerke von San-Salvador bestehen aus einer großen Zahl Batterien und Forts, von denen das: do Mar genannte das beträchtlichste ist. Es liegt im inneren Busen auf einer kleinen Felsenküste, ungefähr ¼ Meile vom Ufer. Ursprünglich gab man ihm im J. 1600, wie es erbauet ward, eine runde Form. Als aber die Holländer im J. 1624 sich der Stadt bemeisterten, gaben sie ihm seine heutige Gestalt, indem sie den alten Thurm einrissen und das Fort mit einer niedriger liegenden Batterie umgaben. — Der Durchmesser aller Werke dieses Forts beträgt gegen 280 und der des oben liegenden Thurmes 103 Rheinländische Fuß. Die untere Batterie hat 29 Stücke von 42, und die obere 16, von 18 und 24 Pfund. Der Thurm, welcher über 25 Fuß höher steht, als die untere Batterie,

enthält mehrere Gemächer, welche sich von seiner Mitte nach verschiedenen Richtungen erstrecken und theils zu Pulver- und Munition-Magazinen, theils zum Quartier der Besatzung dienen. Der Gipfel des Thurms ist mit behauenen Steinen belegt, welche gegen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt schief geneigt sind, um den Abfluß des fallenden Regens, welcher durch ein Gitter sich in ein, unter demselben stehendes Behältniß ergießt, aufzufangen. Mittelst dieser Einrichtung ist die Besatzung jederzeit auf 6 Monate mit hinreichendem Wasser versehen. — Dieses Fort dient auch zur Niederlage für die Marine und alle Schiffe, bloß Kriegsschiffe ausgenommen, sind verpflichtet, ihr Pulver bei ihrer Ankunft in der Bai daselbst auszuladen, so daß in demselben, außer dem eigenen Vorrath, mindestens 500 Pulverfässer liegen und oft die doppelte Zahl. Das Pulver wird in den Kasematten mit vier Bogen, die ziemlich weit von der oberen Batterie liegen, niedergelegt. Jede dieser Kasematten hat zwei Thüren, eine innere, aus einem eisernen Gitter bestehend und eine sehr starke außerhalb.

Die Wohnung und die Expeditionszimmer des Commandanten, so wie einige Zimmer für Staatsgefangene liegen in der unteren Batterie, unfern dem, mit einer Böschung versehenen, Eingange der an das Meer stoßenden Seite. Die Besatzung soll aus 500 Mann bestehen, zählt gewöhnlich aber kaum die Hälfte. Die Schiffe ankern unter dem Schutze desselben und des gegenüber liegenden Forts San Philipp.

Auf der Spitze der Halbinsel, fast gegen der Sandbank über haben die Holländer ein zwar wenig großes, aber sehr festes Fort erbauet. Hier steht der Leuchthurm des heiligen Antonius. Geht man von dieser Spitze gegen die Sandbank hin, so gelangt man zu einer kleinen, ziemlich tiefen Bucht, welche sich in das Land hinein erstreckt, und von der einen Seite durch das Fort Santa=Maria, von der andern durch das Fort San Diego geschützt wird.

Am Ende der Stadt, gegen das Meer hin, liegt eine Batterie von achtzehn Kanonen, dem Wasserspiegel gleich. Es sind Vierundzwanzig=Pfünder und die Batterie wird gut unterhalten. — Das Werft wird durch die Batterie San Philipp, welche 38 Stücke von verschiedenem Kaliber zählt, vertheidigt. Man hat zu verschiedenen Zeiten auf dem bewohnten Theile der Küste mehrere unbedeutende Batterien angelegt, die mehr zum Staate, als zum Nutzen dienen. Auch auf der Spitze Montserrat liegt ein kleines, aber sehr gutes Fort, mit 12 Stücken Geschütz von großem Kaliber besetzt. Auf der, der Stadt gegenüber liegenden Küste, wo man das Schießpulver fabricirt, ist ein Fort erbauet, welches einen von den Holländern ausgegrabenen See beherrscht, der eine Seite der Stadt St. Salvador deckt, inzwischen das Meer die andere beschützt.

Auch von der Landseite wird diese Stadt auf der nördlichen und südlichen Straße, welche der Küste parallel laufen, durch drei Forts gedeckt, nämlich auf der Süd=

seite durch die ungeheuern Festungswerke von San Pedro, welche aber seit einigen Jahren fast niedergerissen sind. Die nördliche Straße führt durch ein Thal, welches von der einen Seite von dem Fort Barbalho, und von der gegenüber liegenden von dem Fort San Antonio do Carmo, näher an der Bai, beherrscht wird. Letzteres bildet ein Viereck und ist mit einigen Kanonen besetzt, welche man auf dem Glacis sieht.

Barbalho war Hrn. Lindley's Gefängniß, so lange er in Bahia verhaftet war. Er hat folgende interessante Notiz von diesem Fort und der Behandlung der Gefangenen in demselben gegeben.

„Das Fort Barbalho liegt außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe und beherrscht zwei wichtige Straßen im Innern der Halbinsel. Es ist ein unregelmäßiges Viereck, dessen Winkel gegen die Weltgegenden gerichtet sind. Zwei seiner Ecken werden durch viereckige Bollwerke und die beiden übrigen durch halbe Monde gebildet. Ein tiefer Graben, über den eine Zugbrücke geht, umgiebt das Ganze, welches dauerhaft gebauet ist, aber einer Ausbesserung bedarf. Hier und da erblickt man in den Schießscharten einige Kanonen, welche aber durch Alter und die wenige, für ihre Erhaltung getragene, Sorge gänzlich unbrauchbar sind. Südlich vom Walle liegt das Haus des Commandanten. Gegen das Fort zu ist es in einem so baufälligen Zustande, daß es den Einsturz drohet. In das Fort gelangt man durch einen geraden tiefen Gang und zwei

Pforten, deren eine denselben außerhalb schließt und die andere auf einen viereckigen Rasenplatz führt, der unterhalb dem Walle liegt. An beiden Seiten desselben befinden sich gewölbte Kasematten, welche zu Schreibstuben dienen. Damals aber wurden sie von mehr als 300, an der Küste während des letzten Krieges gefangenen Franzosen bewohnt. Würden sie reinlich gehalten, so entsprächen sie dieser Absicht sehr gut, weil der Platz, auf dem der Eingang zu ihnen ist, Luft und Ausdehnung genug, und in seiner Mitte einen Behälter hat, der das nöthige Wasser liefert."

„Die Kasematte, welche zum Gefängniß der Matrosen meines Schiffs diente und in der sie an jedem Abende eingeschlossen wurden, war klein und hatte eine mit einem eisernen Gitter versehene Thüre. Ein von oben kommender Abtrittsabzug, der an der hinteren Seite derselben seinen fernern Weg nahm, dünstete einen unerträglichen Gestank aus. Dieses erwähne ich nur als Beweis des Hasses und der Unmenschlichkeit, die man bei dieser Gelegenheit gegen sie zeigte. Es gab nämlich noch mehr andere leerstehende, geräumigere und bequemere Kasematten, welche den Nachtheil dieser nicht hatten. Während der Verhaftung dieser Matrosen, war dies Fort von 6 Soldaten von der Garde besetzt. Jetzt hat es keine Besatzung und es wird nur von friedlichen Leuten bewohnt und einige Negerinnen, welche waschen, holen täglich Wasser aus dem hier befindlichen Behälter."

„Einige Freunde des Commandanten und der Hauptmann Matos, die schon einmal uns ihren Besuch abgestattet hatten, kamen eines Tages wieder, um uns ihre Höflichkeit zu beweisen oder vielmehr um ihre Neugierde zu befriedigen. Nach kurzer Zeit überraschte uns die Einführung von fünf Fremden, die mit Degen und Stöcken bewaffnet waren. Ihre so plötzliche und unerwartete Erscheinung brachte mich nicht aus der Fassung, da ich die Sitten dieses Volks kannte. Dessen ungeachtet fragte ich sie um die Ursache ihrer Bewaffnung und erhielt zur Antwort: „sie diene zur Sicherheit gegen die Neger und andere Räuber, die das Land beunruhigten."

„Einiges Geflüster und der finstere, bösartige Blick des Einen von ihnen erweckten in mir ein unangenehmes Gefühl, welches verstärkt ward, als ein Soldat den Hauptmann Matos abrief und ich diesen bald nachher sich mit einem Adjutanten des Gouverneur's unterhalten sah. Alles trug dazu bei, uns in Unruhe zu setzen und uns fürchten zu lassen, daß man etwas Neues gegen uns vorhabe. Als aber bald darauf die ganze Gesellschaft meine Wohnung und gleich nachher auch das Fort verließ, endete nach einigen Stunden, die mit Ueberlegungen hingebracht wurden, der Schlaf unsere Besorgnisse."

Die in dieser Stadt liegenden Truppen bestehen aus einem Regiment Artillerie, 3 Linien- und 3 Miliz-Regimentern, außerdem aus einem Corps von Mulat-

ten und freien Negern, zusammen aus etwa 5000 Mann, welche ein Feldmarschall, der unter dem Gouverneur steht, commandirt. Das Mutterland versorgte diese Truppen mit englischen Gewehren. Ihre Disciplin ist erbärmlich und ihr Sold äußerst mäßig. Die Buntscheckigkeit der Artilleristen zu Bahia hat Hr. Lindley launig beschrieben. „Die Abtheilungen dieses Corps, welche ich während meines Aufenthalts in den Forts zu sehen Gelegenheit hatte, bestanden", wie er sagt, „aus den erbärmlichsten Wesen, die je mit dem Namen: Soldaten beehrt wurden. Ihre Montur besteht aus einer Jacke von blauem, abgetragenem Tuche, welche in der Regel geflickt ist oder Löcher hat, einer Weste und Hosen von baumwollenem Zeuche und einem weißen Schnupftuche. Wenige von ihnen haben noch ein zerrissenes Hemde an. Aber Puder wird für den Schmuck ihrer Haare nicht geschont. So viel Mann, so viel verschieden geformte Hüte. Kamaschen von gefärbtem Baumwollenzeuche bekleiden die Füße. Gleich nach ihrer Rückkehr in das Fort wird diese Tracht abgelegt und sorgfältig verwahrt. Ein zerrissenes Hemde und eine alte, lange Hose bildet dann die ganze Kleidung und oft besteht sie einzig aus letzterer. Bloß die Schildwachen tragen ihre Montur. — Diese Soldaten sind junge Burschen oder nur Schatten von Männern. Unter 20 trifft man kaum 5 ausgewachsene Männer. Alle sind durch äußerste Unreinlichkeit, Krankheiten und Müssigang geschwächt. Ihre Hautfarbe ist vom Weiß des Europäers bis zu dem dunkelsten Braun des brasilischen Mulatten verschieden. Ihr Elend wundert mich nicht. Aber ich

kann nicht begreifen, wie sie nur von Bananen und Maniokmehl, zuweilen von einem oder zwei kleinen Fischen leben können? Ihr Sold erlaubt ihnen freilich keine bessere Nahrung, da er täglich nur 7 Pfennige beträgt und ihnen nie eine außerordentliche Zulage gewährt wird. Selbst von diesem geringen Lohn wird für den Unterhalt ihrer Montirungsstücke etwas abgezogen." *)

Vielleicht behandelt kein Volk Fremde mit mehr Zurückhaltung und Stolz, als das brasilische, welches inzwischen unter einander wenig auf den Unterschied der Stände zu achten scheint. Der Geist der Unabhängigkeit und des Ungehorsams herrscht auf der Flotte und in der Armee. Oft hört man Matrosen mit Trotz und Geschrei ihre Meinung über ihnen ertheilte Befehle äußern. Gewöhnlich stehen die Officiere mit einem Stocke auf dem Verdeck, dessen sie sich zur Erhaltung der Ordnung auf dem Schiffe bedienen. Hr. Lindley sagt, daß der Commandant des Forts, in welchem er gefangen saß, oft über den, in der Mitte desselben liegenden, freien Platz mit langen Hosen von grobem, blu-

*) Kein Wunder, daß Hr. Lindley schlecht von einem Lande spricht, in welchem er aus mir unbekannten Gründen verhaftet ward, die aber bedeutend gewesen seyn müssen. Sämmtliche Soldaten in Bahia und in ganz Brasilien erhalten täglich 2 Vintains (gegen 2 Gr. 6 Pf.) Sold, außer dem Brode oder dem, dasselbe vertretenden Maniokmehl. Alle zwei Jahre erhalten sie eine vollständige Montur und jährlich eine halbe, die Fardeta genannt wird.

R. d'A.

migten Baumwollen-Zeuche und einer Jacke von gleichem Stoffe bekleidet und mit einem Bambusrohre in der Hand, weggieng, um den Arbeitern bei dem Geschütze, welche er seine Kammeraden nannte, seine Befehle zu ertheilen. Als genannter Gefangener es sich erlaubte, über den hölzernen Begleiter des Commandanten einige Bemerkungen zu machen, erwiederte dieser: ohne denselben könne der Dienst nicht bestehen. *)

Zu Porto Seguro sahe ich oft den Lieutenant, den Unter-Officier und den gemeinen Soldaten mit einander Karten spielen und den Capitán, so wie Bürger vom ersten Range, ohne Bedenken sich für das Spiel interessiren und Wetten eingehen. Die Folgen dieser zu weit getriebenen Gleichheit sind höchst verderblich. Die Unteren gehorchen den Befehlen der Oberen nur langsam und Fremdlinge sind durchaus den bittersten Beleidigungen ohne Hülfe bloßgestellt.

Zu Bahia, so wie in allen übrigen Capitanerien, ist die Regierung unumschränkt und die oberste Gewalt ist in den Händen des General-Gouverneur's, welcher diese Stelle in der Regel nur drei Jahre beklei-

*) Daß der Verf. und Hr. Lindley den Gebrauch des Stockes zu Erhaltung der Subordination hier lächerlich machen, zeigt, daß sie sich an den Gebrauch des Taues auf den englischen Schiffen zu gleichem Zwecke, und des Stocks bei vielen europäischen Truppen, um ihnen den Dienst begreiflich zu machen und sowohl kleine sittliche, als Disciplinar-Vergehungen derselben zu strafen, nicht erinnert haben.

den soll, aber sie auch länger inne haben kann. Er hat während der Dauer seines Ämtes die Oberaufsicht über alle Gerichtsstellen seiner Provinz. Zunächst unter ihm stehen sechs Adjutanten, die nach der Reihe den Dienst im Pallaste des Statthalters versehen und zur Ausführung der Angelegenheiten beistehen.

Der Senat bestehet aus einem Präsidenten und vier Beisitzern und besorgt alle die Stadt betreffende Angelegenheiten, untersucht Maße und Gewichte, hat die Oberaufsicht über alle Vorschläge zum Wohle der Stadt, u. s. f.

Während seiner Amtsführung bekleidet der Gouverneur die Stelle eines Präsidenten des obersten Gerichtshofs, Relaçao genannt, der aus dem Kanzler, der die Function eines Vice-Präsidenten versiehet, dem Criminal-Richter und neun untergeordneten Richtern bestehet. *) Die Entscheidungen dieses Gerichtshofs waren sonst einer Appellation nach dem Mutterlande un-

*) Diese Angabe ist durchaus irrig. Die Zahl der obrigkeitlichen Personen, aus denen dieser Gerichtshof bestehet und welche der Verf. mit Unrecht: untergeordnete Richter nennt, betrug 14 im J. 1804, ohne den General-Gouverneur, der jedesmal Präsident ist, und den Kanzler zu rechnen. Diese Zahl kann seitdem nicht verringert worden, sondern muß im Gegentheil gestiegen seyn, da sich die Menge der Processe, vorzüglich seit so viele Familien Portugal verließen, um in Bahia und andern Provinzen, welche unter dem dasigen Obertribunale stehen, sich niederzulassen, immer mehr vermehrt. R. d'A.

terworfen. Aber die damit verbundenen Schwierigkeiten, Langsamkeiten und Kosten hinderten gar viele Partheien dahin ihre Zuflucht zu nehmen.

Außerdem giebt es in dieser Stadt einen unteren Gerichtshof, in dem ein Criminalrichter *) den Vorsitz hat. Processe von minderem Belange gehören vor denselben. Von seinen Urtheilen kann man an den Gouverneur appelliren, der die Macht hat, die Verfügungen zu untersuchen, zu bestätigen oder die Entscheidung an den Relação zu verweisen. Dieses Tribunal hat mehrere wichtige Privilegien, deren vorzüglichstes ist, daß es Macht hat, den Gouverneur bei dem Landesherren zu verklagen.

Diese Gerichtshöfe versammeln sich nicht zu bestimmten Terminen. Aber ein Mitglied derselben hält wöchentlich dreimal Sitzung, um die vorkommenden Sachen abzumachen. Das Unterscheidungszeichen ihres Standes ist ein gewundenes, etwa 5 Zoll dickes Rohr, welches außerhalb der linken Rocktasche hängt und ein kleiner Degen, ohne den die Mitglieder nie öffentlich erscheinen.

So wohl in dieser, als in den übrigen Capitanerien wird nur Meuchelmord und Hochverrath mit dem Tode bestraft. Wer eines anderen Vergehens überwiesen ist,

*) Kein Criminal-, sondern der diesem Gerichte vorsitzende Richter (Juiz de fora), von dem man an den obern Gerichtshof, aber nicht an den Gouverneur appelliren kann.

N. d'A.

wird durch Gefängniß oder durch Deportirung nach Angola oder nach einer andern portugiesischen Colonie in Afrika bestraft. Das Gesetz untersagt die Tortur. Die gewöhnlichste Strafe ist die Verhaftung in einem Festungsthurme.

Die sich auf den Bankerot beziehenden Gesetze sind zu Bahia die nämlichen, wie zu Rio Janeiro. Eine neue Verordnung untersagt die Verhaftung, Schulden halber ausgenommen, und wenn die Gläubiger beweisen können, daß der Bankerot Betrug beabsichtige. Dann wird der Schuldner zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt, im Falle der Gläubiger strenge auf seiner Forderung bestehet oder der Schuldner durchaus nicht im Stande ist, sie zu befriedigen. Thut der Bankerotirer auf seine Besitzungen Verzicht, so werden diese verkauft und unter seine Gläubiger vertheilt, die dann keine Forderung mehr an ihm haben. In diesem Falle behalten sie sich jedoch ihr Recht auf alles Eigenthum, welches der Schuldner in der Folge erwerben könnte, bis zur gänzlichen Tilgung der Schulden bevor.

Die englischen Schiffe, welche nach Ost-Indien, Neu-Süd-Wallis, auf den Fischfang im großen Ocean u. s. f. ausgehen, müssen gewöhnlich bei einer so langen Fahrt in einem Haven unterweges anlegen. Der besuchteste Haven an Brasilien's Küsten in dieser Hinsicht ist der von Rio de Janeiro. Der häufige Umgang der Bewohner dieser Stadt mit Fremden hat ihnen mehr Artigkeit gegeben, als die Bürger von Bahia

besitzen. Auch sind Erstere im Allgemeinen viel verständiger. Aber in beiden Städten zeigen die, welche einige politische Kenntnisse haben, viel Theilnahme für die Sache der Franzosen. Die Schrecknisse, welche die Revolution begleiteten, haben ihre Bewunderung für diese große Begebenheit nicht geschwächt. Die Verbrechen, welche die Annalen der französischen Republik schänden, schreiben sie der gemißbrauchten Gewalt der vorigen Regierung, nicht falschen Unabhängigkeitsgrundsätzen zu, welche ein durch Aufwiegler verführtes Volk dahin brachten, seine natürlichen und bürgerlichen Rechte, die es verletzt glaubte, mit dem Schwerdte zu vertheidigen. Diese Meinung scheint vorzüglich in dem Geiste der jüngern Brasilier so herrschend zu seyn, daß es mehr, als wahrscheinlich ist, daß, wenn einige andere Umstände eingetreten wären, sie eine Veränderung in der politischen Lage Brasilien's hervorgebracht haben würde, wenn die Regierung nicht ihren Sitz in diesem Lande aufgeschlagen hätte. Mehrere von ihnen machten ihre Abhängigkeit vom Mutterlande lächerlich und schienen sehr gut überzeugt, daß sie das schönste, das wünschenswertheste Land auf der Erde besäßen, dessen zahlreiche Erzeugnisse überflüssig zur Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse hinreichen.

Mehrerer reicherer Hausbesitzer zu San=Salvador und Rio Zimmer sind mit französischen Kupferstichen geschmückt, welche die Thaten und Siege dieses Volks abbilden und welche mit dem lebhaftesten Enthusiasmus von ihnen beschauet werden. Selbst ihre

wenig zahlreichen Büchersammlungen sind mit den Werken eines d'Alembert, Buffon, Adam Smith, Thomas Paine und anderer angeblicher Philosophen geschmückt und ihre Antipathie gegen die Engländer scheint gleichen Schritt mit ihrer Bewunderung für die Franzosen zu halten. *) Der unpolitische Versuch der Erstern gegen Buenos-Ayres scheint jene vermehrt zu haben.

Vor der Ankunft des Lissaboner Hofes in Brasilien wurden England's Schiffe unter dem geringfügigsten Vorwande hier zurückgehalten und alle Verbindung mit der Küste ihnen strenger als je, untersagt. Da aber Befehle, welche dem gemeinschaftlichen Nutzen einer Stadt entgegen sind, selten treu von ihr befolgt werden, so trieb man einen beträchtlichen Handel mit den englischen Schiffen, welche in Brasilien's Häven einliefen und dieser Handel ward im Geheimen selbst von denen genehmigt, deren Pflicht es war, ihn zu verbieten.

Eitelkeit, Trägheit, Pralerei, Sucht zum Glanze, mit dem größten Geitze und der ausgezeichnetsten Verachtung gegen ein schwaches und furchtsames Geschlecht verbunden, sind die charakteristischen Züge der Bewohner Bahia's.

Die vorzüglichsten Belustigungen der Bewohner dieser Stadt sind die Feste der verschiedenen Heiligen, religiöse Ceremonien und Processionen. Kaum ein Tag vergehet, an dem nicht ein solches Fest gefeiert würde,

*) Sind Adam Smith und Thomas Paine Franzosen?

bei welchem sich die strengste Andacht in sinnliche Genüsse und Freuden verschmilzt. Nach Verlassung der Kirche stattet man einander Besuch ab, überläßt sich dem Ueberflusse einer reichbesetzten Tafel und schlürft mit langsamen Zügen Weine aller Art ein. Londoner Süßbier (Ale) und Porter kommen zuweilen als Gegenstände des Luxus auf die Tafeln der reichsten Einwohner. Da dies aber verbotene Waaren sind, so ist es sehr schwer, sie sich zu verschaffen und dies findet nur für sehr hohen Preis Statt.

Hat der Wein die Köpfe erhitzt, so läßt man Musik kommen, die größtentheils nur aus einer Guitarre oder einer schlechten Geige besteht, deren Töne die Stimme des Gastes begleiten, der Lust hat, zu singen. Die Hauptvergnügung dieser Feste ist aber der brasilische Tanz, der eine Verbindung der Tänze der Afrikaner und des Fandango der Spanier zu seyn scheint. Ein Tänzer und eine Tänzerin führen ihn auf, deren Körper nach dem eintönigen Klange des, durchaus nach demselben Tacte erschallenden, Instruments sich hin und her bewegt, ohne die Beine und die Füße fast von der Stelle zu rühren. Die durch die Schönheit der Ausführung bezauberten Zuschauer bezeigen ihre Zufriedenheit und ermuntern die Tänzer durch das lärmendste Beifallgeklatsch. Dieser Nationaltanz, den man wohl dem der Bajaderen Ostindien's gleich setzen könnte, dient hier zur Belustigung aller Stände der Bewohner. In Häusern des ersten Standes in Bahia ist jedoch die Menuet und Angloise an dessen Stelle getreten und

seit einiger Zeit stellen die vornehmsten Familien geschmackvolle Lustbarkeiten mit Bällen, Spielpartien und Gesellschafts-Concerten an.

Der größte Genuß eines Bewohners von Bahia oder vielmehr eines Brasilier's überhaupt, besteht in einer gänzlichen Unthätigkeit sowohl in physischer, als moralischer Hinsicht. Alles vertrauen sie ihren Lieblingssclaven an, welche hinwiederum den ihnen Untergeordneten das ganze Gewicht ihres Ansehns fühlen lassen.

Die Männer kleiden sich nach europäischer Art, nur nicht an Festtagen oder bei Staatsbesuchen. Dann tragen sie Spitzen und ihre Kleidung ist mit Stickerei verziert. Ihre Liebe für Prunk und Schmuck ist so groß, daß alle Luxusverbote in dieser Hinsicht gänzlich umgangen werden. Im Innern ihrer Wohnungen kleiden sie sich in einen leichten Schlafrock oder in ein Kamisol. Zuweilen tragen sie nur ein Hemde und ein Paar lange Hosen.

Die Kleidung der Damen besteht aus einem Unterrock von feinem Musselin und einem gestickten Oberkleide von demselben Stoffe. Ihre Haare, welche sie nach ihrer ganzen Länge wachsen lassen, werden oberhalb dem Kopfe in einen Knoten zusammen verschlungen und mit Tapiokpuder bestreuet. Gehn sie in die Kirche, so sind sie mit einem Mantel von schwarzem Taffet vom Kopf bis auf die Füße bedeckt. Ihr Hauptschmuck ist eine goldene, zwei- oder dreimal um den Hals geschlungene Kette,

deren Ende sich in ihrem Busen verliert. An demselben hängt ein Crucifix, oder das Bild ihres Schutzheiligen, oder auch zwei goldene, Bentos genannte, Scapuliere, denen man die Eigenschaft zuschreibt, Krankheiten vorzubeugen, vor dem Einfluß des bösen Geistes zu schützen und alles Unglück abzuwenden, mit dem man im Leben bedroht ist. Die mehr oder minder vollendete Arbeit dieser Ketten und die Zahl und der Werth der Zierathen, welche sie schmücken, bezeichnen den Rang derer, welche sie tragen.

Beide Geschlechter lassen die Nägel des Daumens und des Zeigefingers lang wachsen und schneiden sie spitz zu. Diese seltsame Sitte deutet den hohen Rang derer an, welche sich ihrer bedienen. *) Man bedient sich dieser Spitzen, welche ein Europäer sehr unbequem finden würde, hier zu verschiedenen Absichten; so zur Auskneipung der Adern der Tabaksblätter, bevor man sie in Cigaros zusammen rollt, die man leidenschaftlich raucht, und zum Schlagen der Saiteninstrumente.

Da die Beschaffenheit der Stadt den Gebrauch von Kutschen nicht gestattet, lassen sich die Reichen, welche hier, wie überall, sich vom gemeinen Volke auszuzeichnen suchen, von ihren Sclaven in einer Art von Hangmatte tragen, welche mit taffetnen Vorhängen umgeben sind, die man nach Belieben zuziehen kann,

*) Nichts weniger, als dieses! Bloß junge Leute, welche die Guitarre spielen, lassen den Nagel an einem oder zwei Fingern der rechten Hand wachsen. N. d'A.

um sich gegen den Blick der Neugierigen und die Strahlen der Sonne zu schützen. Das Innere ist mit Kissen belegt, welche mit Sammet überzogen sind, auf denen sich Personen von Range mit wollüstigem Gefühle ausstrecken und sich eben so bequem, obgleich langsamer, als in der sanftgehendsten Kutsche, von einem Orte zum andern bringen lassen. Der viereckige Himmel dieser Art von Sänfte ist mit Bildnereien und Vergoldungen reichlich verziert. Selbst die Vorhänge sind mit Gold oder Silber gestickt oder mit Blättern von denselben Metallen belegt.

Seit einigen Jahren hat man versucht, sich ähnlicher Carriolen, wie solche in Rio üblich sind, zu bedienen. Allein da die Ungleichheit des Bodens, auf dem Bahia liegt, diese Art von einem Orte zum andern zu kommen, unbequem und gefährlich macht, werden sie schwerlich hier allgemein eingeführt werden.

Die Bewohner von Bahia wetteifern in dem Reichthume und dem Glanze der Kleidung ihrer Bedienten auf eine übertriebene Art, die einem Europäer um so lächerlicher erscheint, da Waden und Füße der Domestiken nackend sind.

Der Zustand von Sclaverei, in der man das weibliche Geschlecht in Bahia hält, hindert die gesellschaftlichen Vergnügungen sehr. Sie dürfen nicht ausgehn, wohl aber eingeschlossen in einer Sänfte oder in einem Carriol ausgetragen oder ausgefahren werden. Trotz der Bigotterie der Männer gestatten sie kaum ihren

Frauen oder Töchtern an hohen Festtagen in ihren Mantel verschleiert, die Kirche zu besuchen. Bloß die vertrautesten Freunde einer Familie haben die Erlaubniß sie im Innern ihrer Häuser zu sehen. Jedoch findet diese Abscheidung beider Geschlechter in manchen vornehmen und aufgeklärten Familien jetzt nicht mehr so strenge Statt, als vormals. Aber selbst der theilweise Befolg dieser Sitte beraubt Personen, welche an das Leben in Europa gewohnt sind, vieler Genüsse.

„Dieser, den Frauen auferlegte Zwang", sagt Abt Raynal, „welchen unzuzügelnde Eifersucht veranlaßt, hindert sie nicht bei aller Gewißheit, bei dem kleinsten Argwohn niedergedolcht zu werden, Liebesintriguen zu haben. Mit minderer Strenge wird eine Tochter behandelt, die ohne oder mit Vorwissen ihrer Mutter, dem Ungestüm eines Liebhabers weicht. Kann aber der Vater ihre Schande nicht mit dem Schleier der Ehe bedecken, so giebt er sie dem schändenden Gewerbe eines Freudenmädchens hin. So folgen auf Reichthümer Laster und Sittenverderbniß, vorzüglich, wenn sie durch Mord und Blutvergießen erworben wurden und nicht durch Arbeit und Fleiß erhalten werden."

Man ißt hier lange so gut nicht, als in Rio. Das Fleisch mag gekocht oder gebraten seyn, so ist es zu weich. Man bedient sich, obwohl Messer und Gabeln auf dem Tische liegen, lediglich der Finger zum Speisen, eine Sitte, welche Ausländern, die an eine

feinere Lebensart gewöhnt sind, sehr anstößig ist. Inzwischen wird vor und nach der Mahlzeit Wasser zum Handwaschen gereicht.

Unlängst errichtete man in dieser Stadt ein komisches Theater, welches jetzt einen Italiener zum Director hat. Die Darstellungen sind aber sowohl im Ganzen, als im Einzelnen so erbärmlich, daß man sie in der kleinsten Provinzialstadt Frankreich's und England's nicht dulden würde. Bloß die Musik ist erträglich. Die ganze Schauspielergesellschaft besteht aus Negern, die außer ihren theatralischen Darstellungen, auch bei Familienfesten zur Ergötzung dienen. Zuweilen veranstalten europäische Seefahrer durch sie am Borde ihrer Schiffe, so lange als sie bei Bahia ankern, Concerte.

Die Fleischbänke sind sehr schlecht mit Fleische versehen. Schaf-, Lamm- und Kalbfleisch sind den Bewohnern von Bahia ein ganz unbekannter Luxus und das Rindfleisch ist mager und ohne Geschmack. Hingegen giebt es hier viel Fische, die jedoch, vorzüglich während der Fasten, in sehr hohem Preise stehen, obgleich die Allerheiligenbai mit einer ungeheuern Menge der wohlschmeckendsten Fischarten erfüllet ist. Austern, Muscheln und andere Schaalthiere giebt es auch im Ueberfluß. Die Schildkröte, welche man in andern Gegenden, als ein vorzüglich leckeres Gericht betrachtet, wird hier eigentlich wegen ihrer Schaale gefangen. Der Gemüsemarkt an der Küste verdient die Aufmerksamkeit des Fremden vorzüglich. Denn hier erblickt er alle Obstarten und Küchen-

gewächse der Tropenländer, welche dem in den gemäßigten Zonen Geborenen einen eben so neuen, als angenehmen Anblick darbieten.

Diese Erzeugnisse werden von den benachbarten Küsten in kleinen Boten auf den Flüssen herbeigeführt, welche sich in das Innere der Bai ergießen. Der Marktplatz von viereckiger Form ist von früh an mit Cacaobohnen, Plantanen, Orangen und Citronen verschiedener Art, so wie mit Haufen von Paradiesfeigen (Bananen) erfüllt, die zum Theil von San-Thomas kommen. Auch sieht man hier andere köstliche Früchte im Ueberfluß, wie Dschaka's, Mamman's, Tamarinden, Früchte vom Mangle- (Leuchter-) und Goyaven- (americanischem Birn-) Baume, u. s. f. Die Ananas, welche hiesige Gegend erzeugt, stehen weit unter denen, welche auf Jamaica und andern Inseln Westindiens wachsen.

Auch verkauft man auf diesem Markte Küchengewächse, als Yams, Maniok, Erbsen, Bohnen, Gurken, u. s. f. Zwiebeln werden nur in Gärten von Privatpersonen gezogen. Der angenehme Anblick einer solchen Menge köstlicher Früchte und Gewächse wird durch den lieblichen Geruch und die Schönheit der Blumen erhöhet, welche Blumenhändlerinnen feil bieten.

Da in Bahia durchaus keine Gasthäuser vorhanden sind; so sind hier Fremde in weit größerer Verlegenheit, als in Rio de Janeiro. Der Aufenthalt zu Bahia mag noch so kurz seyn, so muß der Fremde ein eigenes Haus miethen, das nicht einmal mit Mobilien versehen

ist. In den öffentlichen Speisehäusern ist das Fleisch elend und übel zugerichtet und was man hier Caffeehäuser nennt, gleicht denen in Europa nur dem Nahmen nach.

Zu Bahia ist, so wie in den meisten Städten Brasiliens, die Bettelei ungemein groß, weil man versäumt hat, auf eine regelmäßige Art für die Bedürfnisse der Armen zu sorgen. Weder für Greise, noch für Kranke, noch für Waisen findet eine öffentliche Anstalt Statt.

Zwar theilen die Klöster Geld und Lebensmittel aus und ihnen folgen viele Privatpersonen bei Wiederherstellung von einer Krankheit oder bei einem glücklichen Ereigniß für sie oder ihre Familie. Aber trotz dieser Hülfe ist die Zahl der Bettler, welche ohne Aufhören die, durch die Straßen dieser volkreichen Stadt Gehenden anfallen, über alle Vorstellung groß.

Die Faulheit, die Unverschämtheit und die Spitzbüberei vieler dieser Vagabunden sind so groß, daß sie öffentlich der Aufsicht der Polizei trotzen, welche zu schwach oder zu furchtsam ist, um Ordnung und Ruhe unter den Bürgern erhalten zu können. Das einzige Mittel gegen eine solche Geißel wäre vielleicht die Annahme eines Zwangsystems zur Arbeit, wie der Graf von Rumfort in München errichtet hat, welches aber von vielen Kindereien gereinigt werden müßte, welche sich der Entwickelung der moralischen Fähigkeiten entgegensetzen.

Außer dieser Menge von Armen und Vagabunden wird Bahia, so wie die meisten übrigen Städte Brasiliens, von einer Menge privilegirter Bettler, die lediglich

von den Allmosen der Einwohner leben, behelligt. Kein Tag vergehet, ohne daß die Collectanten der verschiedenen Orden sich an den Thüren und den Fenstern sowohl der Armen, als der Reichen einstellen und um Allmösen bitten. Man kann sich schwerlich einen Begriff von den unermeßlichen Summen machen, welche sie auf diese Art zusammenbringen. Die Brüder vom hochheiligen Sacrament nehmen den größten Theil daran. Ueber ihrer gewöhnlichen Kleidung tragen sie einen kurzen Mantel von blauem oder rothem Taffet und in den Händen einen silbernen Stab und einen großen sammtenen Sack mit einer silbernen Schüssel, um darin die Gaben der Gläubigen aufzunehmen.

Schon oben ist von der großen Zahl religiöser Feste und Processionen, die täglich in dieser Stadt vorkommen, die Rede gewesen. Ein von allen Ständen der Bewohner geheiligter Tag ist das Geburtsfest Jesus Christus. Bei dieser Gelegenheit stellen sie Lustpartien in die umliegenden Dörfer an, wo sie einige Tage bleiben und sich ihren Lieblingsvergnügungen, d. i.: dem Spiele, der Musik und dem Tanze überlassen.

Die Kirchweihfeste der verschiedenen Kirchen werden mit großem Pomp und vieler Pracht vollführt. Das der Kirche zur Empfängniß der Jungfrau Maria ist durch eine große Feierlichkeit ausgezeichnet und kann einen Begriff von allen übrigen geben. Den Zug eröffnen eine Menge Fahnen, Kreuze, Bilder der Heiligen, und religiöser Sinnbilder jeder Art, denen alle klösterliche

Orden der Stadt mit brennenden Wachskerzen folgen. Die Bilder der Heiligen sind von menschlicher Größe und mit Edelsteinen überreich geschmückt, vorzüglich das Unserer lieben Frauen zur Empfängniß, welches mit allen den kostbaren Steinen geschmückt ist, welche die Frömmigkeit der Gläubigen als Opfer auf die Reliquienkasten gelegt hat.

Die Procession am Fronleichnams- (Corpus-Christi) Feste wird von allen Truppen der Stadt, die der Garde ausgenommen, begleitet. Das Gouvernement, der Senat, die Richter des Relaçao, die Mitglieder der Inquisition, so wie der ganze weltliche und klösterliche Clerus der Stadt nehmen an ihr Theil. Ein Bild des heiligen Georg's, des Beschützer's Portugal's, welches man auf ein Pferd gesetzt hat, ist jederzeit die ausgezeichnetste Figur dieser Procession. Sie ist reich geschmückt. An jeder Seite gehn zwei Leute, um das Bild des heiligen Georg's im Gleichgewichte zu erhalten. Vorher reitet ein Stallmeister und ein, als Page gekleidetes Kind.

Das Fasten wird scheinbar sehr streng beobachtet, Aber man kann hier, so wie in allen katholischen Ländern, leicht Dispensation davon erhalten.

Drei oder vier Tage vor Anfang der Fasten ist es gebräuchlich, den auf der Straße Gehenden allerhand Possen zu spielen. Man kann dieses mit dem in England üblichen Aprilschicken vergleichen. Man verkauft an diesen gemalte Wachsblasen, die Eiern gleichen und mit Wasser gefüllt sind. Die Damen werfen sie zu ihrer Belustigung auf die ihnen Begegnenden. Oft klebt man falsche Münze

auf das Pflaster und legt tausend kleine Fallen, die das Volk belustigen.

Es würde schwer seyn, den Ursprung aller Gebräuche der verschiedenen Völker zu erklären, weil er so lange gedauert hat, daß die ihn veranlassende Ursache vergessen ist. Die erzählte Sitte ist wahrscheinlich ein Rest der Fastnachtsspiele im südlichen Europa oder ist vielleicht, wie die zu Rio, den Vorübergehenden Blumensträuße zu überreichen, von den in Lissabon üblichen Eindrangstagen entlehnt.

Auch das Johannisfest wird hier auf eine eigne Art gefeiert. In allen Straßen und in den Umgebungen der Stadt werden eine Menge dünner, gerader Bäume in die Erde gesteckt, die unsern Pappeln ähnlich sind. Man legt trockene Reisigbündel um sie so hoch her, daß sie die unteren Aeste der Bäume erreichen und zündet sie dann gegen Abend an. Man hat noch nie die Ursache dieser Freudenfeuer erklären können. *)

Der Palmsonntag wird hier hoch gefeiert. In allen Kirchen überreicht nach gehaltener hoher Messe, der Meßpriester jedem Beiwohnenden, einen weißen Ast des Cacaobaums von etwa 2 Fuß Länge mit Goldlahn und bunten Papierschleifen verziert. Dieses heilige Geschenk wird

*) Auch in manchen Gegenden Teutschland's zündet man am Abend vor Johannis, vorzüglich auf Höhen, Feuer von leeren Theer-Tonnen, Besen, u. s. f. an.

A. d. Uebers.

für ein sicheres Amulet gegen eine Legion von Uebeln, denen der Mensch ausgesetzt ist, betrachtet und es wird daher mit religiöser Sorgfalt aufgehoben. Verbrennt man diese heilige Ruthe mit lebendigem und reinem Glauben, so schützt sie das Haus unfehlbar vor dem Blitz und den heftigsten Stürmen.

Während der Charwoche werden sehr zahlreiche Processionen gehalten. Die seltsamsten derselben sind die der Brüderschaften der Disciplinanten und des Judas Ischarioth. Letztere gleicht einiger Maßen dem Feste des falschen Guido in England. Durch alle Straßen werden Bilder des Judas geführt und nach tausend Beleidigungen und Verfluchungen an Galgen aufgehängt, die zu dieser Absicht in verschiedenen Gegenden der Stadt errichtet sind. Nachdem man sie hier einige Zeit ausgestellet hat, nimmt man sie ab, um sie im Triumphe durch die Stadt unter dem Schimpfgeschrei der Brasilier zu schleppen, welche mit einander wetteifern, wer ihnen die größten Beweise von Unwillen geben kann.

Die jährliche Procession der sich geisselnden Büßenden, welche im J. 1803 die Rückkehr des Regens, der ungewöhnlich lange ausgeblieben war, bewirkt haben soll, gab Hrn. Ferrara, der Augenzeuge davon war, Gelegenheit zu folgender Beschreibung:

„Mehrere Negern und Mulatten, geweihete Opfer, gaben sich ohne Schonung heftige Geißelhiebe, welche auf ihren nackenden Körpern grausame und blutende Zeichen ihres Enthusiasmus zurückließen. Die Brüder vom heili=

gen Sacrament und Geistliche mit Wachskerzen in der Hand und Gesänge anstimmend, begleiteten sie. Diese frommen hingegebenen Menschen wurden durch Hoffnung der Vergebung ihrer vergangenen Sünden gestärkt. Die Mulatten erhielten eine Belohnug von 10 und die Negern von 5 Patachen (10 und 5 Thalern). Zu gleicher Zeit begab sich ein heiliger, vom Erzbischofe und seinem ganzen Collegio geweiheter Legat nach einer, bei der Stadt liegenden Einsiedelei, um den Beistand der Vorsicht und den wohlthätigen Regen, den man so lange vergebens erwartete, zu erflehen. Hier erhielt er den Besuch der Gläubigen und ihre Geschenke und reichte jedem derselben seinen Fuß zum Kusse hin. Man setzte voraus, daß diese reichen Geschenke, verbunden mit einer so heißen Frömmigkeit, ihren Zweck nicht verfehlen würden. Auch fiel mehrere Tage hindurch wirklich Regen im Ueberflusse."

Der Mangel der Sitze in den Kirchen ist vorzüglich für Fremde, welche Neugierde oder ein anderer Bewegungsgrund zur Beiwohnung der religiösen Feste führt, die hier über drei Stunden dauern, sehr unbequem. Die Frauen stehen bei diesen Gelegenheiten mitten in der Kirche und werfen sich bei einigen Stellen des Gottesdienstes auf den Boden hin. Für Personen von Range stehn Sessel bei dem Altare und an sie werden kleine Kupfer vertheilt, welche das Herz Christi, von einem Engel getragen und mit künstlichen Blumen verziert, vorstellen. Frauen erhalten nie ein solches Bild, da es ausschließlich für Männer bestimmt ist.

Alle Feste und Processionen, welche um Ostern hier angestellt werden, zu schildern, würde überflüssig seyn. Es genügt uns zu sagen, daß der Ostertag ein Tag allgemeiner Freude für die ganze Stadt ist. Bewohner jedes Standes bedecken ihre Tische mit zahlreichen Gerichten, um sich für die lange Enthaltung während der Fasten schadlos zu halten. Man bildet, wie in England Gesellschaften, um weltliches Vergnügen mit geistlicher Freude zu verbinden. Bei dieser Gelegenheit werden die Genüsse der Tafel auf das höchste getrieben. Nach geendigtem Mahle beginnt das Spiel und wird durch Libationen zu Ehren des Weingotts erheitert. Man trennt sich erst, wenn die Lebensgeister in den vollkommensten Taumel versenkt sind.

„Hat der Tod seine Eitelkeiten, so kann auch das Leben die Seinigen haben!" sagt der berühmte Dr. Young, und gewiß wird dieser Satz nie besser erläutert, als durch die prachtvollen Leichenbegängnisse der Bewohner von Bahia. Hr. Lindley hat die Beschreibung der Beerdigung eines Officiers von Range in der Franciscanerkirche gegeben und sie ist fast dieselbe, wie man sie in den meisten katholischen Ländern findet.

Die Freimaurerei ist in Portugal ausdrücklich verboten und dieses Verbot erstreckt sich auch auf die Colonien. Es giebt dessen ungeachtet mehrere Logen in Bahia, so wie in den andern brasilischen Städten; aber ihre Verbindungen sind mit dem dichtesten Schleier bedeckt und regelmäßige Logen sind noch nicht angelegt.

Der Boden des größten Theiles dieser Provinz ist, so wie der des übrigen Brasiliens, ungemein reich und fruchtbar und das Klima fähig, alle Erzeugnisse des Erdbodens gedeihen zu lassen. Die Regierung und die Geistlichkeit besitzen die fruchtbarsten Striche um die Stadt und einige von denen, die Ersteren gehören, sind zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Die merkwürdigste derselben ist das St. Lazarus-Spital, das ungefähr eine halbe Stunde vom Fort liegt. Dieses weitläuftige Gebäude ist hauptsächlich für Aussätzige bestimmt. Es ward gegen Ende des 17ten Jahrhunderts auf Kosten des Königes von Portugal errichtet und hat aus den dazu gehörigen Ländereien reichliche Einkünfte. Es scheint zur Erreichung seines Zwecks völlig geeignet zu seyn, da die Kranken den Genuß einer freien Luft und eines guten Wassers haben, welches gegen den Aussatz würksam seyn soll. Worauf aber diese Meinung sich gründet, weiß man nicht, da dies Wasser noch nicht chemisch zerlegt ist. Die Flügel dieses Gebäudes werden von Männern und die Mitte desselben ist von Frauen bewohnt, die untereinander keine Verbindung haben. Im Erdgeschosse befinden sich die Büreaux, die Wohnungen der Angestellten und eine Anzahl bequemer Bäder und oberhalb mehrere weite, mit Ventilatoren versehene Säle, die sehr reinlich gehalten werden.

Unfern von diesem Hospital steht eine kleine, sehr niedliche Kirche auf einer Anhöhe, welche zu demselben gehört. Die dasselbe umgebenden Pflanzungen und Ländereien werden mit größter Sorgfalt angebauet. Der ostindische Pfefferstrauch, dessen Anbau durch eine übel-

verstandene Politik der Regierung verboten war, wird hier gezogen und wächst ergiebig. Ausser den diesem Lande eigenthümlichen Obst-, Gemüse- und Kornarten, wird hier auch viel europäischer Roggen gebauet.

Dieses Hospital steht unter dem unmittelbaren Schutze der Krone und hat einen portugiesischen Edelmann zum Oberaufseher, der alles Lob für die, von ihm in alle Zweige der Verwaltung dieser großen Anstalt eingeführte Thätigkeit, Ordnung und Fleiß verdient.

Diese Provinz ist im Ganzen gut angebauet und enthält eine bedeutende Zahl großer Pflanzungen. Die Eigenthümer halten auf ihren Zuckerplantagen zwei- bis dreihundert Sclaven und eine verhältnißmäßige Zahl von Pferden. Mehrere dieser Pflanzer haben ein bedeutendes Vermögen erworben und auf ihren Besitzungen geschmackvolle Wohnungeu mit Capellen angelegt und halten sich darin mit ihren Familien, ausgenommen in der Regenzeit, auf, während welcher sie in der Stadt wohnen.

Die Naturerzeugnisse und Thiere der Provinz Bahia sind die nämlichen, als in den andern Capitanerien.

Salpeter findet man im südwestlichen Theile dieser Provinz im Ueberflusse und, wie man sagt, von besonderer Güte, so daß man bei gehöriger Vorkehrung daraus einen sehr einträglichen Handelsartikel machen könnte.

Im Bezirke Careira der Provinz Bahia hat man vor einigen Jahren ein Stück gediegenes Kupfer von 2666 Pfund Gewicht gefunden, was in die königliche Naturalien-Sammlung nach Lissabon gebracht war. Es soll das größte Stück seiner Art seyn, das sich in Europa befindet. Um gleiche Zeit brachte man aus Bahia eine Probe von kugelförmigem Eisenerz (Minera ferri subaquosa globosa, Wallerii), dessen Kugeln im Durchmesser von zwei Linien bis zu einem halben Zoll hatten, nach Lissabon. Außer dem Eisen könnte man hier vielleicht gleich fertige eiserne Flintenkugeln finden.

In den innern Gegenden von Bahia, vorzüglich gegen Tapagippa hin, sind die Waldungen mit Bienenstöcken angefüllt. Diese Nester oder Stöcke sind plump gebildete Muscheln aus Thonerde auf ähnliche Art, wie die Nester der Schwalben, zusammengesetzt. Sie sind auf etwas hohen Bäumen angebracht, etwa einen Fuß dicke und bilden eine Masse von wenigstens 2 Fuß Durchmesser. Zerbricht man sie, so ist das Wachs, wie in den europäischen Bienenstöcken gebildet und man erhält eine Menge Honig, aus dem sich aber die Colonisten, weil sie Ueberfluß an Zucker haben, nicht viel machen. Eben so achten sie auch das Wachs nicht hoch, weil ihre afrikanischen Colonien ihnen so viel liefern, als sie bedürfen.

Außer der Hauptstadt giebt es in dieser Provinz mehrere kleinere Handelsstädte. Die Vornehmsten sind: Jagoaripe, Amor, Jacobina, Do Sitio, S.

Francisco und Cachoeira. Letztere liegt in einer angenehmen Lage, an einem Flusse, etwas über 8 Meilen von Bahia. Dies ist der Mittelpunkt, durch den der Ertrag der im Norden Brasiliens liegenden Goldgruben auf einen Radius von 54 Meilen geht. Das Land ist gut angebauet und erzeuget Tabak. Zwar erzeugen auch die andern Provinzen dieses Gewächs, aber Bahia ist die einzige, wo der Anbau desselben als Handelsartikel von einiger Wichtigkeit ist.

Die ungeheuern, auf diesen Artikel vor vierzig Jahren gelegten Abgaben bewirkten eine bedeutende Stokkung in dem Handel dieser Provinz. Seit aber die Regierung die Abgaben zu vermindern für nöthig erachtet hat, hat dieser Handelszweig seine ehemalige Thätigkeit wieder erlangt. Außer dem Tabak, der nach dem Mutterlande vor den neuesten politischen Ereignissen gieng, geht noch jetzt jährlich eine bedeutende Menge von minderer Güte nach Afrika's Küste, für die man dort verschiedene andere Artikel erhält.

Da Tabak, Brasilien-Holz und der Ertrag der Gold- und Diamanten-Gruben lediglich für Rechnung der Regierung verkauft wurden und nach Wahrscheinlichkeits-Rechnungen, welche Statistiker über Portugals Finanzen angestellt haben, der Ertrag dieser Artikel ziemlich bedeutend seyn mußte, so ist doch dieser Gegenstand mit einem so undurchdringlichen Schleier bedeckt, daß die Größe des Ertrags unmöglich genau angegeben werden kann.

Obgleich der Handel von Bahia nicht so beträchtlich ist, wie der von Rio de Janeiro, so ist er doch auch sehr ausgebreitet, was mehr localen Vortheilen, als der Industrie der Bewohner zuzuschreiben ist.

Vor dem Einfalle der Franzosen in Portugal ward der Haupthandel Bahia's gerade nach Lissabon und Oporto geführt. Man bediente sich dazu gegen funfzig großer Schiffe, welche von Europa aus mit verschiedenen Manufactur-Artikeln, mit Wein, Mehl, Butter, Käse, u. s. f. beladen waren. Sie brachten Tabak, Lebens-, Acajou und mehrere Farbe- und Bauhölzer, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Arzneiwurzeln, Gummen, Balsam und einen sehr starken Branntwein mit, der aus Zuckerrohrsaft und Sirup abgezogen ward, aber einen von dem Rum verschiedenen Geschmack hatte.

Schon oben ist erwähnt, daß die Zeuchladen in Rio mit den verschiedenen Stoffen von Manchester angefüllt wären. Man findet dergleichen auch zu San-Salvador. Aber die gedruckten, hier gebräuchlichen, und stark getragenen Cattune sind größtentheils in Lissabon gewebt.

Der Colonialhandel von Bahia ist gleichfalls sehr beträchtlich. Er beschäftigt eine große Menge Schiffe von ungefähr 250 Tonnen Last, welche man zu Bahia mit Rum, Zucker, Töpferzeug, englischen und teutschen Waaren, Salz u. s. f. beladet. Diese Ladungen dienen größtentheils zum Schleichhandel mit den Spaniern in Maldonado und Montevideo, die sie ihnen theils

mit Gelde bezahlen, theils noch eingesalzenes Rindfleisch und Häute zur Rückfracht mitgeben. Bei ihrer Ankunft verkaufen sie das Fleisch im Einzelnen den Aermsten, so auch den Sclaven und zur Verproviantirung der Schiffe für 2 Groschen das Pfund.

Der innnere Handel ist, troß der Indolenz der Pflanzer, gleichfalls sehr ausgedehnt. Mehr als tausend Boote und andere kleine Fahrzeuge kommen täglich in der Allerheiligen-Bai beladen mit den Erzeugnissen dieser und der benachbarten Provinzen, als mit Tabak, Baumwolle, verschiedenen Specereiwaaren, Cachojera, Rum und Oel von Itaporika, mehreren Holzarten aus den Bezirken von Ilheos, eingesalzenem Fisch von Porto-Seguro, Mais, Zucker, Brennholz und Küchengewächsen aus den Umgegenden der Bai, in derselben an.

Die Baumwolle, welche hier einen sehr beträchtlichen Handelszweig bildet, wird nach der Ausschiffung in ein Magazin, das zu diesem Zwecke angelegt ist, niedergelegt, daselbst sortirt, gewogen und in Ballen für die Ausfuhr eingepackt. Die verschiedene Güte der Baumwolle wird aber auf den Ballen bemerkt, die, bis der Eigenthümer darüber disponirt, im Magazine bleibt.

Das Abziehen des flüchtigen Geistes aus dem Zuckerrohrsaft ist in den Händen einer privilegirten Compagnie und derselbe daher ungemein theuer.

Fremden von jedem Volke war es ausdrücklich verboten, sich auf irgend eine Art in Brasiliens Handel zu mischen. Es war ihnen nicht einmal erlaubt, Colonial.

waaren auf portugiesischen Schiffen auszuführen. So ungerechte und unkluge Monopole und Fesseln, die den Handel lähmten und die Thätigkeit der Bewohner hemmten, öffneten dem Schleichhandel ein weites Feld. Daher diese unermeßliche Menge englischer Waaren, mit denen die Lissaboner Handlungen Bahia und andere Haven Brasiliens überschwemmten. Die Strenge der Gesetze, die starken Strafen, die jeder Capitän, der des Schleichhandels überführt ward, erleiden mußte, die dreijährige Deportation nach Afrika — nichts konnte ihn ganz hemmen.

Trotz der großen, in Bahia umlaufenden Geldmasse treiben die Bewohner dieser Stadt einen großen Theil ihres Handels durch Tausch. Einige Schriftsteller beschuldigen sie, daß sie bei ihren Handelsgeschäften wenig feine Betrügereien vorzüglich gegen Fremde ausübten, von denen wie man sagt, sie oft das Doppelte des gangbaren Preises verlangen, indem sie auf die gewandteste Art den Werth der Waaren herabzusetzen wissen, die ihnen zum Eintausch angeboten werden. Kurz man stellt sie alle, mit weniger Ausnahme, als Leute vor, die gänzlich des Geistes der Redlichkeit, der den wackern Handelsmann, wie überhaupt jeden braven Mann auszeichnet, beraubt sind.

Alle Arten von Manufacturen, bloß die Gärberei ausgenommen, waren strenge untersagt und diese harte Verordnung ward so genau befolgt, daß, als vor einigen Jahren Jemand eine Baumwollen-Spinnmaschine bei

San Salvador anlegen wollte, man ihn nach Europa zurückschickte und seine Anlage zerstörte. *)

Die Küsten der Umgegend von Bahia haben Wallfische im Ueberfluß. Da man aber zu deren Fange nur einige große Schiffe anwendet, so reicht der daraus erhaltene Thran lange nicht zur Consumtion hin und ist folglich sehr theuer. Als wir oben von diesem Gegenstande bei Rio de Janeiro sprachen, bemerkten wir, daß wenn man den Wallfischfang auf alle Küsten Brasilien's und bis zum grünen Vorgebirge ausdehnte, man einen viel größern Gewinn daraus ziehen könnte. Von dieser Wahrheit überzeugt, haben einige Schiffsrheder von Bahia, die unternehmender als gewöhnlich sind, seit kurzem einige Schiffe in dieser Absicht ausgeschickt und lassen nach dem Beispiel der Engländer, die Fische am Borde aussieden. Der unzubezweifelnde Erfolg dieser Unternehmung wird nicht nur den Preis des Thrans an Ort und Stelle erniedrigen, sondern auch für die Folge einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel darbieten.

*) Hätte die portugiesische Regierung die Errichtung von Manufacturen in Brasilien gestattet, so würde aller Tauschhandel zwischen dem Mutterlande und zwischen dieser wichtigen Colonie aufgehört haben und der Handel zwischen Beiden bloß zum Vortheile der Letztern gewesen seyn. Seit der Hof in Rio de Janeiro ist, hat sich die Lage der Sachen sehr verändert. Schon sind in der Nähe dieser Stadt Seiden-, Fayence- und andere Manufacturen angelegt.
A. d'A.

Der Preis des Tagelohns, so wie des Holzes und anderer zum Schiffsbau nöthigen Bedürfnisse, ist zu Bahia viel geringer, als in Rio de Janeiro, aber man findet dort, wo möglich, noch mehr Schwierigkeit, als hier, sie auszubessern und mit Vorräthen zu versehen.

In jedem Haven Brasilien's ist jedes Schiff, die königlichen Kriegsschiffe und Paketboote ausgenommen, so vielem hohen Ankergelde und andern bedeutenden Ausgaben unterworfen, daß dadurch oft Zwistigkeiten zwischen den Capitäns und den Obrigkeiten der Häven, in denen sie einlaufen, entstehen.*) Wahrscheinlich aber werden diese drückenden Lasten bald verschwinden; — Dank sey es den politischen Veränderungen, welche sich in dieser großen Colonie ereignet haben. Die brittischen Consuls und Residenten, welche für die Häven Brasilien's ernannt sind, werden verhindern, daß Ausländer von den Zollbeamten gedrückt werden und ihnen, im Falle der Noth, Gerechtigkeit verschaffen. Bei der Ankunft jedes englischen Schiffes in einem brasilischen Haven werden sechs Zollbediente an Bord desselben, unter dem Vorwande den Schleichhandel zu verhüten, geschickt und der Capitän oder Schiffmeister muß ihnen 10 Rthlr. 9 Gr. 6 Pf. täglich bezahlen, welches in kurzer Zeit eine bedeutende Summe macht. Außer dieser Abgabe und andern lästigen Zahlungen können die Ladungen der Schiffe, welche der Ausbesserung bedürfen, nur unter unmittelbarer Aufsicht des Havenwächters (Guarde do

*) M. s. dies Verzeichniß: Beilage III. im Anhange.

Mar) und eines Zollbeamten an das Land gebracht werden, wenn competente Beamte nach einer förmlichen Untersuchung anerkannt haben, daß ohne Ausladung der Waaren keine Reparatur des Schiffs Statt finden könne. Sie erhalten auch nicht einmal die Erlaubniß, den kleinsten Theil der Ladung zu verkaufen, um die Kosten der Ausbesserung des Schiffs und andern nöthigen Aufwand zu bestreiten. Seit mehreren Jahren wurden diese unklugen und schädlichen Verfügungen mit mehr Strenge, als bisher, einem neuen aus Portugal ergangenen Befehle gemäß, vollzogen, welcher besagte: daß im letzteren Falle eine hinreichende Menge Waaren an das Land gesetzt und nach Lissabon, um dort verkauft zu werden, geschickt werden sollten und daß man von dem Ertrage erst die gemachten Schulden des Schiffes, dann die Transportkosten seiner Waaren und jede andere Auslage abzuziehen habe. Was übrig bleibe, so groß oder klein es sey, solle den Schiffseigenthümern selbst in England zugestellt werden.

Einige Schiffscapitäne versorgen sich mit Wechseln auf Brasilien. Aber die, welche aus Noth oder wegen anderer Umstände genöthigt werden, in einen andern Haven einzulaufen, als in den ihre Wechsel lauten, erfahren unzuberechnende Zögerungen und Verwirrungen.

Diese Formalitäten und Zurückhaltungen finden an der ganzen Küste Brasiliens Statt. Selbst zu Rio de Janeiro, wo man sonst Fremde mit mehr Edelmuth behandelte, übt man seit einigen Jahren die nämliche Strenge. Einige Schriftsteller schreiben diese durchaus hier ge-

nommenen Maaßregeln und die äußerste Härte einem politischen Hasse und dem geheimen Bestreben zu, England's Handel zu vernichten.

Zwölfter Abschnitt.

Beschreibung der Provinzen: Para, Maranhon, Siara, Rio-Grande, Paraiba, Tamaraca, Fernambuco, Segerippe del Rey und Rio das Velhas. — Sitten der Einwohner. — Handlung. — Manufacturen. — Militär u. s. f.

Es ist schon oben gesagt, daß der brasilische Handel mit Europa hauptsächlich aus Rio de-Janeiro, Bahia (der Allerheiligen-Bai,) und Gran-Para geführt werde.

Die Capitanerie Gran-Para ist die nördlichste Niederlassung der Portugiesen in Brasilien. Die Hauptstadt Belem, am Ufer des Amazonenstroms wird durch ein gutes Fort: Nuessa Senhora de las Merces genannt, vertheidigt. Dieses liegt an der Mündung des Flusses Muja, welche den Haven von Para bildet. Die Einfahrt in diesen Haven ist schwierig. Eine Menge kleiner Inseln, die sich in verschiedener Richtung durchkreuzen, machen den Lauf der Schiffe langsam und unsicher, bis sie in den Haven gelangt sind, wo sie auf einem fünf bis sechs Faden

tiefen, schlammigen Grunde ankern. Die Straße, welche in denselben führt, wird täglich minder tief und man muß befürchten, daß sie nicht lange mehr schiffbar bleiben wird, wenn, wie man voraussetzen muß, die Gewässer fortfahren, in ihr so viel Sand anzuhäufen, als im vorigen Jahrhunderte geschehen ist.

Der Grund der Stadt Belem ward von Francesco Caldeira im Jahr 1615 gelegt. Sie ist gegen 12 Meilen vom Meere auf einer, etwa 13 Fuß über demselben liegenden, Erhöhung gelegen und war lange Zeit nur ein Markt für Artikel, welche die in der Nachbarschaft herumstreifenden Urbewohner dahin zum Verkaufe brachten, als wilden Cacao, Vanille, Krebs- und Schildkröten-Schaalen, Sassaparille, verschiedene Balsamarten, Baumwolle, u. s. f.

Die Volksmenge von Belem beläuft sich gegenwärtig gegen 10,000 Seelen. Die Trägheit und Eitelkeit, welche allgemeine Charakterzüge der Portugiesen sind, beherrschen auch die Bewohner dieser Stadt, obgleich hier der Luxus nicht ist, den man in den südlichen Provinzen trifft. Ein Umstand, der den Sitten der Bewohner von Para ihre ursprüngliche Sanftmuth erhalten hat, ist der, daß hier die Sclaverei später eingeführt ward, als in den andern Provinzen. Zu arm, um diese unglücklichen Opfer der Ungerechtigkeit und der Tyrannei zu erkaufen, mußten sie sich lange mit dem schwachen Beistande der Eingebornen behelfen,

deren Unterwerfung im nördlichen Bezirke länger gedauert hat, als im südlichen.

Im Jahr 1755 ward eine privilegirte Compagnie, welche ein Capital von etwas über 800,000 Thaler besaß, für Gran-Para und Maranhao ernannt. Der Graf d'Oyeras stand an der Spitze dieses Monopols. *) Er hatte die Vollmacht, nach Abzug aller Kosten, 15 vom 100 für alle dort gewonnenen Waaren zu behalten und seine Waaren mit 45 auf 100 des Preises, für den er sie in Lissabon erkauft hatte, dort zu verkaufen. Diese Compagnie hatte auch das Recht, nach Belieben den Werth der Waaren zu bestimmen, die von den ihr unterworfenen Districten geliefert wurden. Diese eben so ungerechten, als außerordentlichen Privilegien wurden ihr auf 20 Jahre mit der Freiheit bewilligt, sie nach Ablauf dieser Zeit erneuern zu können, wenn sie sich gerade an die portugiesische Regierung wendete. Leicht läßt es sich denken, wie sehr das Monopol einer solchen Compagnie alle Anstrengungen der Colonisten lähmen mußte. Erst im J. 1778, wo sie sich dieser Last enthoben sahen, fiengen sie an, einige Zeichen von Wohlstand zu geben.

*) Falsch ist, daß der Graf d'Oyeras an der Spitze der Compagnie stand. Er konnte wohl mehrere Actien in derselben haben.

N. d'X.

Die Hauptartikel, die man von Para erhält, sind: Zucker, den mehr als 30 Zuckerfabriken (Ingenios) im Innern des Landes, bereiten, Caffee, Cacao und Brasilienholz, vorzüglich die Art, welche die Portugiesen: Burapemina nennen. Dieses Holz ist sehr schön geadert. Man zieht aus ihm ein wohlriechendes Oel und die Rinde wird selbst als Rauchwerk verbrannt. — Die Rinde des Baumes Arariba, der in der Nähe von Para sehr häufig wächst, giebt durch Auskochung eine sehr schöne Purpurfarbe, welche sehr dauerhaft seyn soll. Man findet auch in diesem Bezirke eine neue Art des Puchari, die zwar nicht ganz so groß wie diese Frucht wird, aber die Muskatennuß sehr gut ersetzt. Die wahre Jalappe (Convolvulus Jalappa L.) wächst um Para im Ueberflusse; eben so verschiedene Arten von Contrayerva (Dorstenia Contrayerva L.) und anderer Arzneipflanzen und von Gummi, welche das Arabische ersetzen können. Die Jutuicisica taugt zum Siegellackmachen. Uebrigens sind die Producte des Pflanzenreichs in dieser Provinz denen der Uebrigen gleich.

Mehrere Gegenden von Para liefern eine Menge gelben Ocker (Ochra ferri), der oft mit einer zinnoberrothen Farbe vermischt ist. Weißer Thon (Argilla bolus alba), von den Einwohnern Tabatinga genannt, ist, so wie der rothe Thon (Argilla bolus rubra) sehr gemein in dieser Provinz.

Die Thiere sind hier von derselben Art, wie im übrigen Brasilien. Sonst gab der Verkauf des, auf der

Insel Maraja weidenden Hornviehs einen beträchtlichen Ertrag für diese Colonie. Gegenwärtig ist aber die Zahl desselben viel kleiner.

Man findet in Para eine Art großer Seidenwürmer (Phalaena Atlas) in Menge, deren Cocon drei Mal größer ist, als der des gemeinen Seidenwurms. Sie nähren sich von Pomeranzenblättern und die erzeugte Seide ist dunkelgelb. Cultivirte man diese Insecten mit Sorgfalt, so könnte ihre Seide ein einträglicher Handelszweig werden. Die Bewohner von Minas-Gerâes haben schon für den gemeinen Seidenwurm das Beispiel dazu gegeben.

Vier und zwanzig Meilen von Para, wenn man den Amazonenfluß herabfährt, liegt eine Landzunge, welche mehrere Inseln bildet. Die größte derselben, Joannes genannt, ist sehr gut bevölkert und wird durch ein kleines Fort vertheidigt. Diese Inseln gehören verschiedenen portugiesischen Adlichen und führen den Namen: Baronien. Eine Meile von der Stadt liegt die Stadt St. George dos Alamos, die von einem regelmäßigen Fort gedeckt wird. Vier und zwanzig Meilen vom Ufer des Marañon liegt die Stadt Canunta mit dem Fort Gurupa. Längs diesem Flusse liegen die Forts: Tapuyos und Rio-Negro, welche 1698 von den Franzosen erobert und zerstört wurden.

Nördlich gränzt die Provinz Para an Cayenne bei dem Nordcap, auf dem das Fort Cumanha den Forts Camon und de dos Aragoariz gegenüber

liegt. Sie enthält die vier Städte: Para, San-George-de-Alamos, Camonta und Cahete und zählt gegen 50,000 Einwohner. Sie steht unter der Regierung von Marañon.

Neuerlich haben die Portugiesen Niederlassungen am Rio-Negro, an denen man Gold und Diamantgruben entdeckte, angelegt. Man sendete im Jahr 1766 von Lissabon 400 Soldaten und Matrosen, auch Handwerker aller Art dahin. Mehrere Familien, durch die großen, von der Regierung gemachten Aufmunterungen verleitet, vereinigten sich mit diesem Zuge, um in diesem Theile Brasiliens sich niederzulassen.

Im Fall eines Krieges mit dem Volke, welches Guyana besitzt, würde dieser District einem Angriffe desselben sehr ausgesetzt seyn. Seine große Entfernung von Bahia und selbst von Para und Marañon würde es diesen Provinzen fast unmöglich machen, ihm die nöthige Hülfe zu leisten, um den Feind zurückzutreiben.

Die neue Niederlassung am Rio-Negro ward vom Seeminister Francesco Xaviero de Mendoza sehr übel verwaltet. Man hat keinesweges aus diesem schönen Lande alle die Vortheile wegen der falschen Maasregeln, die man zur Gründung einer dortigen Colonie nahm, gezogen, welche es darbot. Zwar ist die Volksmenge dieses Bezirks durch Einwanderung verschiedener, durch die Unfälle, welche die Franzosen, als sie im Jahr 1764 eine Niederlassung an den Ufern

des Curu gründen wollten, erfuhren, aus Guyana vertriebener Familien verstärkt worden. Eine traurige Wahrheit ist es, daß Colonien, die unter einer weisen Verwaltung ein Glück für die Menschheit seyn würden, im Allgemeinen das Verderben der unglücklichen Individuen nach sich ziehen, die von Gewinnsucht verführt oder durch Armuth gezwungen, ihr Vaterland verlassen, um einen Zufluchtsort in den neuen Niederlassungen zu finden.

Der Bach Tocantines trennt die Provinz Marañon im Norden von Para. Im Jahr 1535 wurden die Portugiesen durch einen Sturm an die Küste derselben geworfen. Sie legten aber erst im Jahr 1599 hier eine Niederlassung an, welche die Franzosen im Jahr 1612 eroberten und bis zu 1615 behielten, wo sie ihnen von den Holländern entrissen ward. Die Portugiesen nahmen sie 1644 Letzteren wieder ab.

Ehe sie von den Portugiesen besucht war, war das Hauptgeschäft der Urbewohner den grauen Ambra, den man in Menge an dieser Küste findet, zu sammeln und er war auch der Gegenstand der Speculation der ersten Europäer, die sich hier niederließen.

Mehrere Jahre, nachdem sich die Portugiesen wieder in den Besitz dieses Landes gesetzt hatten, blieb dasselbe in einem Zustande von Schwäche, bis einige der unternehmendsten Colonisten Baumwolle anzubauen anfiengen, welche für die beste aller Arten, die das neue Continent erzeugt, gehalten wird. Man bauet auch seit

einiger Zeit eine große Menge Reiß (Oryza mutica*), der aber schlechter ist, als der ostindische und selbst als der nordamericanische.

Man hat in dieser Provinz mehrere Versuche gemacht, Seidenwürmer zu ziehen. Entweder war aber das Klima ihnen wenig günstig oder man wendete eine fehlerhafte Methode sie zu erziehn und zu pflegen an, kurz, dies Vorhaben ist bis jetzt gänzlich mißlungen.

Glücklicher ist man im Baue des Indigo gewesen. Die zahlreichen Pflanzungen dieses kostbaren Gewächses sind im blühenden Zustande, welcher die Eigenthümer reichlich für Kosten und Mühe zu entschädigen verspricht.— Auch das schönste brasilische Arnotto kömmt aus diesem Lande.

Die Insel St. Luis ist der volkreichste Theil der Provinz des Marañon. Sie hat etwas über 15 Meilen im Umkreise und wird vom Lande nur durch einen kleinen Bach geschieden. Sie ist ungemein fruchtbar.

Die Hauptstadt, welche auch St. Luis heißt, ward 1612 von den Franzosen erbauet. Bloß der bischöfliche Palast zeichnet sich unter den Gebäuden der Stadt aus. Die übrigen sind schlecht gebauet und wenig bequem. Eine Citadelle und mehrere Forts vertheidigen die Stadt. Sie ist der Sitz des General-Gouverneurs der drei nörd-

*) Diese in Brasilien einheimische Reißart unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Reiße (Oryza sativa) dadurch, daß er keine Hülse hat.

lichen Provinzen und zugleich der Punkt, wo aller Handel der Insel getrieben wird. Der Haven ist geräumig und kann durch Kunst verbessert werden. Die Volksmenge wird auf 15,000 Seelen geschätzt. Die Pflanzungen auf der Insel sind nicht in so gutem Zustande, als die auf dem festen Lande und noch in viel schlechterem, als die an den Ufern der Flüsse Ytapicorie, Mony u. s. f. liegen.

Im westlichen Theile des Innern dieser Provinz sind die Eingebornen noch nicht ganz unterworfen. Dieser Theil des Landes, der hoch und sandig ist, wird hauptsächlich von Schäfern bewohnt. Die mit Salpeter bedeckte Oberfläche des Bodens taugt auch zur Pferde- und Hornviehzucht, die für gute Preise in der Umgegend verkauft werden. Aber die Schafe arten hier, so wie in ganz Brasilien, mit Ausnahme von Coritibe, aus. Häufige Dürren und große Hitze vertilgen oft ganze Heerden, wenn man ihnen nicht zuvorkommt und letztere auf frischere und entlegnere Weideplätze führt.

Schwefel-, Alaun-, Vitriol-, Eisen-, Blei- und Spießglanz-Gruben sind hier häufig und wenig tief. Doch ist noch keine eröffnet worden. Im J. 1572 gestattete man, eine wenige Jahre zuvor entdeckte Silbergrube zu bauen; aber bald nachher ward diese Erlaubniß vom Hofe aus Gründen, welche nie deutlich erklärt worden sind, zurückgenommen.

Dieses Gouvernement zählt 8,993 Weiße, 17,844 Neger und Mulatten, freie oder Sclaven und 38,937 zer-

streut oder in zehn Dörfern beisammen wohnende Eingeborne. Die Ausfuhr steht mit dieser Volksmenge nicht im Verhältnisse, weil sie nie über 288 500 Thaler angeschlagen ward, *) aber nach Aufhebung der oben gedachten privilegirten Compagnie muß man vermuthen, daß sie von Tage zu Tage steigen wird.

Die kirchliche, militärische und bürgerliche Verfassung dieses Gouvernements hat gleiche Einrichtung, mit der in den andern Gouvernemens. Doch konnte diese Provinz, so gut, als Gran-Para in wichtigen Angelegenheiten sonst an das Mutter-Land appelliren, ohne verpflichtet zu seyn, sich zuvor an die mittlern Tribunale zu Bahia und Rio de Janeiro zu wenden.

Die Capitanerie Para zählt gegen 10,000 Seelen und treibt einen sehr bedeutungslosen Handel. Ihr gleichnamiger Haven ist nur kleinen Barken zugänglich und wird durch eine Garnison von 100 bis 150 Mann beschützt.

Die benachbarte Capitanerie ist die des Rio-grande. Die Hauptstadt: Natalia liegt ½ Stunde von dem Haven. Das Fort: Dos Santos Reyes, eines der festesten Brasiliens, vertheidigt sie.

Der Fluß Rio-grande entspringt aus einem See, der 6 Meilen im Umkreise hat und aus dem man die schönsten brasilischen Perlen fischt.

*) In den letzten Jahren betrug die Ausfuhr von Maraño nach Lissabon allein in Baumwolle auf 2 Millionen Gulden. R. d'A.

Außer der Hauptstadt enthält diese Capitanerie noch zwei andere Städte von einiger Wichtigkeit. Die eine: Parantiba ist gut befestigt und hat eine, jedem Ueberfall der in dieser Gegend sehr zahlreichen Urbewohner vorzubeugen, bestimmte Besatzung; die andere: Cuhuna ist gleichfalls ein ziemlich fester Ort. Gesetze, Gebräuche, bürgerliche und militärische Verfassung, so wie die Naturerzeugnisse sind hier ganz dieselben, wie in den andern nördlichen Capitanerien. Ihre Volkszahl wird auf 12,000 Seelen geschätzt.

König Johann III. ertheilte die Capitanerie Paraïba dem berühmten Geschichtschreiber: de Barros. Aber er sah sich genöthigt, sie der Regierung zurückzugeben, als er, so zu sagen, sich ruinirt hatte, um hier eine Colonie zu gründen.

Die Hauptstadt Nuestra-Senhora-de las Nevas, auf Kosten des Königs erbauet, liegt am Paraïbaflusse, dessen Mündung den Haven bildet. Daneben steht ein Zollgebäude und ein fünfeckiges Fort, welches den Eingang zum Haven beherrscht. Sonst liefen hier jährlich 7 bis 8 Schiffe, jedes von 250 Tonnen ein, welche aus dem Mutterlande kamen und verschiedene Bedürfnisse für die Colonisten am Borde hatten. Ihre Rückfrachten bestanden hauptsächlich in Zucker, von dem man in den nördlichen Capitanerien eine weit größere Menge erbauet, als in den südlichen, vorzüglich seit der Entdeckung der Goldgruben, welche den Bewohnern der letztern Districte die Vervollkommuung ihrer

Pflanzungen vergessen ließen. In dieser Provinz giebt es 21 Zuckerpflanzungen und der in ihnen bereitete Zucker wird für den besten brasilischen gehalten.

Außer Zucker führen die Paraïber auch Farbeholz, verschiedene Arten Gewürze und mehrere andere eben so nützliche, als theuere Artikel aus. Es ist hier die allgemeine Meinung, daß die nördlichen Provinzen bevölkerter und die Bewohner derselben wohlhabender sind, als die südlichern, obgleich in Ersteren noch keine Art Bergbau Statt findet. — Die Hauptstadt soll gegen 4000 und die Capitanerie gegen 20,000 Menschen zählen.

Der District Tamaraca *) besteht aus der Insel dieses Namens und einem 4 Meilen langen Küstenstriche. — Man weiß nicht, zu welcher Zeit und an wen Tamaraca anfänglich abgetreten ward. Es kam aber bald nach der Thronbesteigung des Hauses von Braganza an die Krone.

Die Hauptstadt: Nuestra-Senhora-de-las Concepcion ist am Abhange eines Berges gegen die Mitte der Insel, welche vom San-Francesco-Flusse gebildet wird und 3 Zuckerpflanzungen hat, erbauet. In keinem Districte Brasiliens sind diese Pflanzungen so ergiebig, als in den Ebenen von Tamaraca, die gut befeuchtet sind und einen trefflichen Boden haben.

*) Fälschlich macht der Verf. aus diesem Districte eine Capitanerie. N. d'A.

Die Küste ist mit Baumwollenpflanzungen bedeckt und die Berge mit Hornvieh, das größtentheils nur wegen der Häute niedergeschlagen wird. Dieser District liefert auch eine große Menge Brasilienholz. Unfern der Küste liegt die blühende Stadt Goyra, welche drei Kirchspiele enthält. Die Volksmenge dieses Districts wird auf 10,000 Menschen angegeben.

Die Provinz Fernambuco begreift einen Küstenstrich von gegen 39 Meilen. Olinde, die vom Grafen Moriz von Nassau zerstörte Hauptstadt, ward von den Portugiesen wieder erbauet. Sie liegt sehr angenehm an der Seite eines Berges nahe am Meere; aber die Beschaffenheit des Bodens macht die Straßen ungleich und sehr unbequem. Sie hat einige hinreichend schöne Häuser und ist mit mehreren Springbrunnen, eben so angenehmen, als nützlichen Verzierungen, geschmückt. Sie zählt gegen 12,000 Einwohner und hat eine Garnison von zwei Bataillons, von denen jedoch eines in der Stadt St. Antonio del Reciffo in Casernen liegt. Die Holländer waren von 1624 bis 1654 Herren dieser Provinz. Im letztern Jahre wurden sie von den Bewohnern vertrieben.

Graf Moriz von Nassau verschönerte während seines Aufenthalts in Brasilien die Städte Olinda und San-Antonio del Reciffo, welche letztere auch Morizburg hieß, sehr. In derselben errichtete er einen prachtvollen Pallast, den er mit Gärten umgab, welche zugleich den Reichthum und den Geschmack des Besiz-

zers zeigten. Der Haven nimmt große Schiffe auf und ist durch mehrere Forts gedeckt.

Fernambuco ist eine fruchtbare Provinz und hatte ehemals über hundert Zuckerpflanzungen, weite Waldungen, gut angebauete Felder und eine unglaubliche Menge köstlichen Obstes. Jede Aerndte ertrug über 15,000; gegenwärtig liefert sie kaum 4,000 Kisten Zucker.

Die Volksmenge dieses Landes wurde sonst nahe an 90,000 Seelen, Neger, farbige Leute und Urbewohner geschätzt. Aber seit einigen Jahren haben viele Familien dasselbe verlassen und sich nach Paraguay, Peru und Chili zurückgezogen. Die Hauptursache dieser Auswanderung war die durch die Schulden, mit denen dieses Land überlastet war, entstandene Verwirrung.

Außer der Hauptstadt liegen darin die Städte: Igaracu, Serinham, Villa Formosa, Porto Calvo, Alagoas-del-Norte, San-Antonio-del-Rio-Grande, Alagoas-del-Sud und Penedo am San-Francisco-Flusse, der diese Provinz im Süden, so wie die Insel Tamaraca sie im Norden begränzt.

Die Insel Fernando-de-Noronha, obschon sie 30 Meilen von Fernambuco liegt, gehört doch unter die Gerichtsbarkeit dieser Capitanerie. Nachdem die Portugiesen sie einige Jahre lang verlassen hatten, kehrten sie im J. 1738 auf sie wieder zurück und errichteten in der Furcht, die französisch-ostindische Compagnie möchte

sich derselben bemeistern, mehrere gute Forts, mit Geschütz versehen und durch regulirte Truppen vertheidigt, die alle 6 Monate abgelöst werden, auf derselben.

Einige Verwiesene, eine kleine Zahl eingeborener Mestizen und die, zu den öffentlichen Arbeiten hier bestimmten, Urbewohner Brasiliens bilden die Masse der Bewohner dieser Insel. Trotz der Güte des Bodens gedeihet hier keine Art von Pflanzungen wegen der trokkenen Witterung. Oft vergehen ganze Jahre, ohne daß ein Tropfen Regen fällt.

Vom December bis zum April geben die Schildkröten den Bewohnern die einzige Nahrung. Nach dieser Periode verschwinden sie und erstere haben keine andere Lebensmittel, als die ihnen vom festen Lande zugeschickt werden.

Auf dieser Insel giebt es zwei sehr gute Häven, in denen Schiffe jeder Größe sicher ankern können, ausgenommen, wenn Nord- oder Westwinde herrschen.

Das kleine, dem großen Gouvernement Bahia untergeordnete Gouvernement: Sergipe d'Elrey *) hat gegen 20,000 Seelen, 25 Zuckerfabriken, Tabaksfabriken, Gärbereien u. s. f. Man erzieht hier viel Hornvieh. Außer San-Christoval, der Hauptstadt, enthält es vier andere Städte oder Flecken, davon San-Amaro-das-Broias und Villa-Real-

*) Nicht *Ségerippa del Rey.* Es ist keine Capitanerie.
N. d'A.

do = Piagui die beträchtlichsten sind. Seine Häven gestatten keinen großen Schiffen das Einlaufen, welches dem Handel viel Nachtheil bringt.

Der Bezirk Rio = das = Velhas, *) der südlich von Bahia liegt, hat die Stadt S. Georg zur Hauptstadt, die so, wie ihr Haven, durch zwei Forts vertheidigt wird. Die andern Städte dieses Bezirks sind Cairu und Cumana, dessen Barre durch ein Fort mit 4 Batterien geschützt wird. Sie hat über 20,000 Einwohner und ihre Umgegend ist sehr reich und fruchtbar. Ihr Haupthandel besteht in Getraide, mit dem sie Bahia und andere Gegenden Brasiliens versorgt.

Außer den längs der Küste liegenden, schon beschriebenen Capitanerien giebt es noch drei Andere, die in der Richtung von Westen nach Osten liegen, die Mitte Brasilien's einnehmen und vorzugsweise die Regierungen der Bergwerke heißen.

Das wichtigste dieser Generalgouvernemens **) führt den Namen: Minas Geraës. Seine Bevölkerung, wenn man die Urbewohner und Sclaven dazu rechnet, beträgt gegen 250,000 Seelen. Die Hauptstadt ist Villa = Rica. ***)

*) Ist keine Capitanerie, wie der Verfasser sagt. N. d'A.

**) Der Verf. nennt unrichtig dieses und die vier folgenden General = Gouvernemens, Districte. N. d'A.

***) Es hat ergiebige Gold = und Diamanten = Gruben, vorzüglich in der Nähe des Serro do Frio. N. d'A.

Das zweite derselben Goyazes *) hat Villa-Boa zur Hauptstadt und soll eine Volksmenge von 70,000 Seelen haben.

Das dritte derselben: Matto-Grosso, von dem Villa-Bella das einzige Dorf ist, zählt nur 13,000 Bewohner. Dies ist der westlichste Theil der portugiesischen Besitzungen (in America).

Da der Artikel von Brasilien's Goldgruben schon an einem andern Orte dieser Schrift abgehandelt ist, so begnügt man sich hier die sonderbarste Gemeinde Brasilien's kennen zu lernen.

Der District **) San-Paulo liegt, etwa 8 Meilen vom Meere, in einem gemäßigten Klima und mitten in einer Gegend, welche fähig ist, die Producte beider Hemisphären in größter Vollkommenheit zu erzeugen.

Die gleichnamige Hauptstadt ward 1570 durch die Verbrecher, welche Portugal auf die Küsten des neuen Continents führte, errichtet. Unfähig irgend einen gesetzlichen Zwang zu leiden, suchten diese Menschen im Innern des Landes einen Zufluchtsort, wo die Gesetze sie nicht erreichen konnten und faßten den Entschluß, sich selbst zu regieren. Zu ihrem neuen Wohnsitz wählten sie die Mitte der weitgedehnten Waldungen, welche die Berge von Parnabaccaba bedecken.

Weil man dies Land für von keinem besonderen Werth hielt, achtete man Anfangs darauf nicht. Die

*) Nicht Joyas, wie der Verf. schreibt. N. d'A.

**) Ist ein General-Gouvernement. N. d'A.

angränzenden Capitanerien sahen sich gern von diesen unruhigen Mitgliedern, Feinden aller gesellschaftlichen Verbindung, befreiet.

Doch wurden sie in wenigen Jahren furchtbar genug, um ernstliche Besorgnisse der Regierung zu erwecken. An diese Bande undisciplinirter Menschen schlossen sich andere Abentheurer ohne Hülfe und ohne Hoffnung, welche aus den spanischen und portugiesischen Colonien kamen, an, so daß diese entstehende außerordentliche Republik, die ursprünglich aus 2 bis 300 Gliedern bestand, bald sich auf die Zahl mehrerer Tausende erhob. Brav, kühn, unternehmend, durchstreiften sie oft die ganze Fläche Brasilien's in Corps von 80 bis 100 Mann und befestigten vorher die Schluchten, welche zu ihrem Wohnsitze führten.

Man nannte sie nach dem Namen ihres Hauptorts Pauliner. Sie erkannten die Oberherrschaft der portugiesischen Krone zwar an, ohne sich jedoch deren Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Und da die Tyrannei der Gouverneure Brasilien's und die unterdrückende Gewalt der spanischen Befehlshaber in den angränzenden Ländern, in diesen neuen Staat ohne Aufhören eine große Zahl Leute treten ließen, so ward endlich die Aufnahme unter ihnen schwierig.

Die sich zu derselben darstellten, mußten sich der strengsten Prüfung unterwerfen, um alle Besorgniß, daß sie Verräther seyen, zu zerstreuen. Auf den geringsten Argwohn, der sich gegen sie erhob, wurden sie

ohne Erbarmen, so wie auch diejenigen, welche den Willen offenbarten, die Gesellschaft zu verlassen, getödtet. Hielt man sie aber nach geendigter Prüfung für tauglich, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, so wies man ihnen eine Wohnung und ein Stück Land an. Kein Unterschied ward unter dem Vaterlande und der Farbe gemacht und der Wilde so gut aufgenommen, als der Europäer. Jeder konnte nach seiner Aufnahme eine Lebensart führen, welche er wollte, vorausgesetzt, daß er die Gesetze und Verordnungen der Gemeinheit achtete.

Dies Volk, welches sich den Befehlen des portugiesischen Hofs nicht fügen wollte, war oft gezwungen, die Angriffe der Portugiesen zurückzudrängen. Aber die gebirgigte Beschaffenheit seines Zufluchtsorts sicherte ihm fast immer den Vortheil und setzte es in den Stand, Gesetze vorzuschreiben. Die Entdeckung der Goldgruben in dieser Gegend, ließ die Nothwendigkeit stärkerer Anstrengungen fühlen, um es zu unterwerfen. Nach dem hartnäckigsten Widerstande wurde es besiegt und unterjocht. Man kann gegenwärtig die Stadt San-Paulo als den Mittelpunkt der portugiesischen westlichen Besitzungen betrachten.

Das Generalgouvernement San-Paulo zählt jetzt, mit Inbegriff der Urbewohner, Neger und Mulatten 40 bis 50,000 Seelen. Die Ausfuhr dieses Landstrichs ist unbedeutend und besteht hauptsächlich in Baumwolle, Mehl und eingesalzenem Fleisch nach Rio de Janeiro. Nach einigen, von Privatpersonen angestellten Versuchen scheint es, daß man in der Umgegend von San-Paulo

mit Erfolg Flachs und Hanf ziehen könne. Aber die Goldbergwerke haben vor der Hand die ganze Aufmerksamkeit der Beherrscher Brasilien's so auf sich gezogen, daß sie auf keine nützliche und vortheilhafte Speculation achten. Selbst die reichen Eisen- und Zinnlager in den Bergen von Parnabaccaba sind bis jetzt ganz vernachlässigt.

Als der Marquis von Pombal erster Minister des portugiesischen Hofes war, schlug man diesem vor, sich nach Brasilien zu begeben; aber dieser Plan verschwand mit der Furcht vor der Gefahr, welche ihn hatte entstehen lassen. Da jetzt dieser Hof Europa wirklich verlassen hat, ist es schwer die Wirkungen zu berechnen, welche dieser politische Wechsel auf den Handel und die Manufacturen Groß-Britanniens und des festen Landes überhaupt haben dürfte.

Es giebt in England Personen, welche geneigt scheinen, sich mit falschen Hoffnungen zu täuschen und welche gegen alle Wahrscheinlichkeit zu glauben gutherzig genug sind, daß die Versetzung des portugiesischen Hofes den Unterthanen Großbritanniens eine Entschädigung für alle den Verlust, den ihr Handel in den verschiedenen Theilen der Erde erlitten hat, geben werde. Um sich von der Richtigkeit einer solchen Vermuthung zu überzeugen, reicht ein Blick auf die politische Lage beider Länder und eine ernsthafte Betrachtung über die Folgen eines eben so außerordentlichen, als unvorhergesehenen Ereignisses hin.

An einer andern Stelle dieser Schrift ist schon von dem strengen Monopole, welches das Mutterland gegen Brasilien übte, die Rede gewesen. Man hat auch gesagt, daß sowohl in den spanischen, als portugiesischen Niederlassungen auf dem neuen Continente, ein starker Schleichhandel getrieben ward, welcher diesen Colonien europäische Handelsartikel, außer denen die aus den Mutterländern kamen, zuführte.

Der einzige Vortheil folglich, den England aus der Versetzung des portugiesischen Hofes aus Lissabon nach Rio = de = Janeiro ziehen könnte, wäre der Unterschied des Gewinns zwischen einem erlaubten und unerlaubten Handel. Aber dieser Unterschied wird den Engländern nur wenig Vortheil bringen, vielmehr ihnen zum Nachtheil gereichen, wenn, wie höchst wahrscheinlich ist, es den Franzosen früher oder später gelingt, sich Herren von Portugal zu machen. Dies muß das endliche Resultat seyn und neuere Verhandlungen beweisen dies nur zu gut. *)

Von einer andern Seite kann England für seine Waaren nur noch brasilische Erzeugnisse statt Wein und andern Bedürfnissen, die es aus Portugal zog, erhalten und unglücklicher Weise ist eine beträchtliche Menge dieser Erzeugnisse, z. B. Baumwolle und Zucker nicht nur Eng-

*) Der Verf. schrieb dies vor mehreren Jahrern. Neuere Ereignisse würden ihn zu ganz andern Aeußerungen veranlaßt haben.

Anm. d. Uebers.

land unnütz, sondern deren Einfuhr würde den englischen Colonien in Ost- und West-Indien schaden.

Bei der Wiederherstellung des Friedens, wo Brasilien unstreitig für immer vom Mutterlande getrennt werden wird *), ist es wahrscheinlich, daß der Handel zwischen diesem Lande und England nach und nach das ehemalige Verhältniß erlangen werde. Bloß wird er ohne Portugals Dazwischenkunft geführt werden.

Nimmt die neue brasilische Regierung, bei obiger Voraussetzung, eine weise und großmüthige Politik an, so müssen die Fragen nach europäischen Manufacturwaaren in dem Verhältnisse steigen, in welchem der Wohlstand Brasiliens wächst und endlich den vortheilhaftesten Erfolg für England's Handel haben.

*) Dies ist nach den neuern Ereignissen der Zeit noch lange nicht für unstreitig zu erklären.

Anm. d. Uebers.

Beilagen.

I.

Vorsichtsmaasregeln zur Erhaltung der Gesundheit bei Reisen nach Brasilien und in andere Tropenländer.

(Von dem Verfasser.)

Im Allgemeinen kann man das Klima Brasilien's für gesund erklären. Aber die meisten Krankheiten, welche man in andern heißen Ländern trifft, herrschen hier minder oder mehr.

Ich bilde mir nicht ein, daß meine Angaben hinreichend sind, Europäer, welche die verschiedenen Tropenländer besuchen, von aller ärztlichen Hülfe frei zu stellen; aber ich bin überzeugt, daß sie viel dazu beitragen können, sie vor oben erwähnten Krankheiten zu schützen oder daß, wenn sie unglücklicher Weise damit befallen wären, die von mir vorgeschriebenen Mittel, die Stärke und Bösartigkeit derselben beträchtlich vermindern werden.

Nähert man sich der heißen Zone, so ist es durchaus nöthig, vorzüglich, wenn man eine vollblütige und starke Constitution hat, die Masse der Feuchtigkeiten des Körpers

zu vermindern und man bedient sich dazu leichter und sanfter Abführungsmittel und des Weglassens von 10 bis 12 Unzen Blut nach den Umständen. Hat man ein cholerisches Temperament, so thut, nach dem Aderlasse ein leichtes Brechmittel oft gute Dienste.

Unter allen Himmelsstrichen betrachtet man Mäßigkeit mit Recht als die Mutter der Gesundheit. Allein die Europäer, vorzüglich die Engländer, nehmen zu wenig Rücksicht auf den Einfluß des Klima der Tropenländer.

In diesen dürfen sie sich nicht ungestraft derselben Lebensart überlassen, an die sie in ihrem Geburtslande gewöhnt waren. Die Nothwendigkeit dieser Mäßigung der Genüsse wird kräftig durch die große Zahl Krankheiten aller Art, denen die Engländer hier mehr unterworfen sind, als die Franzosen, erwiesen, deren Lebensart im Verhältniß mit der der Engländer, ungemein mäßig und nüchtern ist.

Bei der Ankunft in den heißen Ländern, sollten sich die Europäer größtentheils von Vegetabilien nähren und alles Erhitzende sorgfältig vermeiden. Im Gegentheil fahren sie, der Herrschaft der Gewohnheit unterworfen, fort, Fleischspeisen und starke Getränke mit eben so weniger Mäßigung zu genießen, als in den gemäßigten Zonen, in denen sie das Licht erblickten. Man kann daher den Individuen, die sich in gleicher Lage befinden, nicht stark genug einprägen, daß mäßiger Gebrauch des Weins und eine, fast bloß aus Obst und Gemüsen bestehende Nahrung, so wie die dort

Eingebornen sie genießen, sie höchst wahrscheinlich gegen Fieber und eine Menge anderer Krankheiten, denen sie nur zu oft unterliegen, weil sie ihre Lebensart nicht ihrer neuen Lage anpassen, schützen würden.

Ein anderes, nicht minder sicheres Mittel unter dem heißen Himmelsstriche, die Gesundheit zu erhalten, ist eine große Mäßigung in dem Genusse sinnlicher Vergnügungen. Auch muß man mit der größten Sorgfalt Zugluft und Nässe, zumal wenn man sich erhitzt hat, vermeiden.

Die Gewohnheit früh zu Bette zu gehn und früh aufzustehn, ist auch in der heißen Zone der Gesundheit sehr zuträglich. Kalte Bäder, nach denen man sich eine mäßige Bewegung zu Fuße oder zu Pferde macht, sind sehr heilsam und machen den Körper gegen den Einfluß der Luft minder empfänglich. Von der Belustigung des Tanzes müssen sich Fremde durchaus nach ihrer Ankunft in den Tropenländern enthalten.

Nicht minder wichtig ist eine regelmäßige Sorge für die Verdauungswerkzeuge, zu welcher Absicht es gut ist, von Zeit zu Zeit sanfte und leichte Ausleerungsmittel zu nehmen.

Die Kleidung der Neuausgeschifften muß aus Wolle, Baumwolle, oder einem andern waschbaren Stoffe bestehen. Für die untere Bekleidung ist Baumwolle der Leinwand vorzuziehen, weil diese von der Ausdünstung befeuchtet, wohl einen Schauer über den ganzen Körper erregen kann. Ist man vom Regen

oder ..nem starken Schweiße durchnäßt, so muß man die Kleidung verändern.

Bekannt genug ist es, daß Sümpfe und Moräste, durch die Sonnenstrahlen erwärmt, schädliche Dünste ausstoßen, welche die Ursache der abwechselnden und anhaltenden Fieber sind, denen vorzüglich neu dahin gekommene Fremdlinge zur Beute werden. Die, welche ihre Geschäfte nöthigen, den Tag an diesen ungesunden Orten zuzubringen, müssen sich, wo möglich, am Abend an einen der höchsten Orte der Nachbarschaft begeben. Ist dies unthunlich, so muß man alle Vorsichtsmaasregeln nehmen, welche die Zufälle, denen man unfehlbar ausgesetzt ist, vermindern können. So muß man, z. B. seine Schlafstelle im höchsten Stock nehmen und liegt das Haus unter dem Winde der morastigen Gegend, so müssen die auf dieselbe stoßenden Fenster auf das genaueste verschlossen werden, inzwischen die auf der entgegengesetzten Seite für freie Bewegung der Luft offen bleiben können.

Befolgt man diese Regeln, so berechtigen mich die Erfahrung und meine eignen Beobachtungen zu der Versicherung, daß Europäer und neue Ansiedler größtentheils mehreren Krankheiten entgehen werden, denen sie durch Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaasregeln nur zu oft unterliegen.

II.

Verzeichniß der brasilischen Rechnungs- und wirklichen Münzen und Angabe des mittleren Werth's derselben in Conventionsgelde. *)

					Thlr.	Gr.	Pf.
Rechnungsmünze:	1 Milleres (= 1000 Rés)				= 1	15	—
Goldmünzen:	1	Doublone zu	40 Patacas		= 20	12	—
— —	½	— —	20 Patacas		= 10	6	—
— —	1	Goldstück —	12½ —		= 6	8	6
— —	1	— —	6¼ —		= 3	4	3
— —	1	— —	3¼ —		= 1	14	6
Silbermünzen:	2	Patacas —	16 Vintains		= 1		6
— —	1	Pataca —	8 —		= —	12	3
— —	½	— —	4 —		= —	6	1½
Kupfermünzen:	2	Vintains			= —	1	7½
— —	1	Vintain			= —	—	9¾

III.

Havenkosten in Brasilien.

Sie betragen für jedes Schiff, es sey so groß, als es wolle, zu Fernambuco und Bahia.

	Thlr.	Gr.	Pf.
Loolsengeld beim Ein- und Auslaufen . .	11	5	—
Abgabe für das Ein- und Auslaufen in den Haven	6	8	6
Ankergeld, täglich	3	4	—
Dem Havenmeister (Patri Mor), täglich . .	1	14	6

*) Im Originale sind sie auf englische und russische Münzen reducirt; hier ward es zweckmäßiger gefunden, ihren mittlern

	Thlr.	Gr.	Pf.
Dem Dollmetscher, überhaupt	3	4	—
Jedem der 6 Zollwächter am Borde, täglich	9	5	6
Dem Havenwächter (Garde do Mor) an Tabak im Ganzen	5	3	—
An das Zollhaus (Alfandego) im Ganzen .	2	1	3
Erster Aufwand	27	22	—
Täglicher.	14	—	6
Zu Rio-de Janeiro.			
Ein- und Ausfuhr mit Lootsen-Geld .	40	23	—
Dem Dollmetscher täglich	1	15	—
Ankergeld, desgleichen	1	15	—
Zwei Wächter, täglich	3	1	9
Erster Aufwand	40	23	—
Täglicher	6	7	9

Werth in dem, in Teutschland weit verbreiteten, Conventions-Münzfuße anzugeben.

A. d. Ueb.

IV.

Verzeichniß der Längen und Breiten der hauptsächlichsten Orte an Brasiliens Küste.

(Die Längen sind von Greenwich gezählt.)

Orte.	Westl. L.			Südl. Br.		
	°	′	″	°	′	″
Belem	48	30	0	1	30	0
Spitze Tegioca	48	8	0	0	27	0
Villa Cahete	46	10	0	0	36	0
S. Johann des Evangelisten Ins. .	44	14	10	1	17	0
Marañao, Ins.	43	40	0	2	32	0
Rio Parnaiba	41	20	0	2	40	0
Siera	38	23	0	3	31	0
Cabo S. Roque	36	15	0	5	7	0
Rio Grande	36	5	0	5	17	0
Barra do Paraïba, N.	35	30	0	6	40	0
Olinde, Stadt	35	15	0	8	2	0
— Haven	35	15	0	8	14	0
Cabo S. Agostino	35	15	0	8	25	0
Alagoas, Fort und Stadt . .	36	41	0	9	55	0
Rio S. Francisco de Norte	37	0	0	10	58	0
Rio Real	37	40	0	11	38	0
Bahia (San Salvador)	39	25	0	13	0	0
Morro de S. Paulo	39	55	0	13	30	0
Punta dos Castellianos	40	0	0	14	0	0
Rio del Velhas	40	7	0	14	45	0
Porto = Seguro	40	12	0	16	40	0
Rio Carevellos	40	22	0	18	0	0
Abrolhos, Rand der	38	50	0	18	0	0
Rio = Doce	40	26	0	19	33	0

Orte	Westl. L.			Südl. Br.		
	°	′	″	°	′	″
Espiritu Santo	40	30	0	20	13	0
Paraïba do Sud	40	38	0	21	37	0
Cabo San = Thomas	40	49	0	21	51	0
Cabo Frio	41	35	0	22	54	0
Rio de Janeiro	42	39	0	22	54	0
Ilha Grande	43	30	0	23	22	0
S. Sebastian, Inf.	44	28	0	23	45	0
Santos	45	16	0	24	0	0
Igoape	46	0	0	24	34	0
Cananea	47	7	0	24	58	0
Tapacoera	47	39	0	26	44	0
Rio S. Francisro do Sud	47	42	0	26	0	0
Anseadus do Garoupas	47	47	0	27	10	0
S. Catharina, J., N. Sp.	47	36	0	27	40	0
— — S. Sp.	47	43	0			
Rio de Lagoa, od. Grande	47	46	0	28	46	0
Ararangua	48	5	0	29	11	0

V.

Freundschafts-, Handels- und Schiffahrts-Vertrag zwischen Sr. britannischen Maj. und Sr. königlichen Hoh., dem Prinz-Regenten von Portugal, unterzeichnet zu Rio de Janeiro, am 19. Februar, 1810.

Im Namen der allerheiligsten und untheilbaren Dreieinigkeit!

Da Se. Maj., der König des vereinigten Königreichs Großbrittannien und Irland und Se. königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal von dem gleichmäßigen Verlangen beseelt sind, nicht nur die alte Freundschaft und das gute Vernehmen, welche so glücklich jetzt zwischen beiden Kronen Statt finden und seit vielen Jahrhunderten Statt gefunden haben, noch fester zu begründen, sondern auch die heilsamen Wirkungen derselben zu dem wechselseitigen Vortheil ihrer beiderseitigen Unterthanen zu erweitern, so haben sie gedacht, daß das wirksamste Mittel zur Erreichung dieser Absicht sey, ein freies Handelssystem, gegründet auf die Basis des gegenseitigen Interesse, welche gewisse Hindernisse und Verbotsrechte beseitigt, beiden Theilen die solidesten Vortheile der National-Production und Industrie verschaffen und zu gleicher Zeit dem öffentlichen Einkommen einen geziemenden Schutz und einen ehrlichen und gesetzmäßigen Handel gewähren könnte. Zu diesem Ende haben Se. Maj., der König des vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und Se.

königliche Hoh., der Prinz = Regent von Portugal zu ihren respectiven Bevollmächtigten Folgende ernannt; als: Se. britannische Maj. den sehr berühmten und herrlichen Lord Percy Clinton Sidney, Viscount und Baron von Strangford, einen der Mitglieder des sehr verehrlichen geheimen Raths Sr. Maj., Ritter des Militär = Ordens vom Bade, Groß = Kreuz des portugiesischen Ordens vom Thurm und Degen und außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Sr. Maj. am portugiesischen Hofe; und Se. königliche Hoh., der Prinz = Regent von Portugal, den sehr berühmten und trefflichen Don Rodrigo de Sousa = Couttinho, Grafen von Linares, Herrn von Payalvo, Commandeur des Christ = Ordens, Groß = Kreuz der Orden des heil. Benedict und des Thurmes und Degens, einen der Staatsräthe Sr. königlichen Hoh. und seinen Haupt = Staatssecretär für die Departemens der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs, welche nach gehöriger Auswechselung ihrer Vollmachten, nachdem sie solche in guter und erforderlicher Form gefunden hatten, über folgende Artikel übereingekommen sind:

1. Es soll eine aufrichtige, immerwährende Freundschaft zwischen Sr. britannischen Maj. und Sr. königl. Hoh. dem Prinz = Regent von Portugal und zwischen ihren Erben und Nachfolgern bestehen, so wie Harmonie und Frieden, beständig und allgemein, zwischen ihnen, ihren Erben und Nachfolgern, Königreichen, Besitzungen, Provinzen, Ländern, Unterthanen und

Lehnsträgern, von welcher Eigenschaft oder von welchem Stande sie seyn mögen, ohne Ausnahme einer Person oder eines Orts und die Verabredungen gegenwärtigen Artikels werden durch des allmächtigen Gottes Gnade dauerhaft und immerwährend seyn.

2. Es soll wechselseitige Handels- und Schifffahrts-Freiheit unter und zwischen den respectiven Unterthanen der beiden hohen contrahirenden Theile in allen Ländern und verschiedenen Staaten, welche Ihnen unterworfen sind, Statt finden. Sie sollen handeln, reisen, sich aufhalten oder sich niederlassen können in allen und jedem der Häven, großen und kleinen Städten, Ländern, Provinzen und an allen Orten, welche einer der beiden hohen contrahirenden Mächte gehören, mit Ausnahme derer, von denen alle Fremde, sie mögen seyn, wer sie wollen, allgemein und bestimmt ausgeschlossen sind; die Namen besagter, so ausgenommener Orte können in einem Separatartikel dieses Vertrages specificirt werden, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß jeder, Einem oder dem Andern der hohen contrahirenden Theile gehörende Ort, der in der Folge dem Handel jedes andern Volkes eröffnet würde, eben dadurch und auf gleiche Bedingungen den Unterthanen des andern contrahirenden Theiles eröffnet werde, gleich als sey dieses durch gegenwärtigen Vertrag ausdrücklich festgesetzt worden; und Se. britannische Maj., so wie Se. königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal, verbinden und verpflichten sich durch gegenwärtigen Vertrag: keine Gunst,

kein Vorrecht, keine Befreiung in Handels- und Schifffahrts-Angelegenheiten den Unterthanen irgend eines anderen Staates widerfahren zu lassen, die sich nicht zugleich auf die Unterthanen der beiden hohen contrahirenden Mächte und zwar umsonst ausdehnte, wenn die Erlaubniß zu Gunsten des andern Staates umsonst ertheilt worden wäre oder indem man, im Fall, daß die Erlaubniß nur bedingt wäre, dasselbe Aequivalent, so nahe, wie möglich, entrichtete.

3. Die Unterthanen beider Souveräne sollen in den Häven, Rheden, Städten oder irgend in Orten, die einem derselben zugehören, keine stärkeren Zölle, Taxen oder Auflagen — der Name derselben sey, welcher er wolle — erlegen, als die, welche die Unterthanen der begünstigsten Nation bezahlen; und die Unterthanen beider hoher Contrahenten sollen in den Besitzungen des Andern dieselben Rechte, Privilegien, Freiheiten, Begünstigungen und Exemtionen genießen, die den Unterthanen der begünstigsten Nation schon ertheilt sind oder in der Folge ertheilt werden könnten.

4. Se. britannische Maj. und Se. K. H. der Prinz-Regent von Portugal kommen dahin überein, daß die Abgaben und Gebühren, welche große und kleine Schiffe der hohen Contrahenten in den verschiedenen Häven, Rheden und Ankerplätzen, die jedem von Ihnen gehören, zu entrichten haben, vollkommen gleich seyn sollen, d.h. große und kleine Schiffe, welche den Unterthanen Sr. britannischen Maj. gehören, bezahlen keine höheren Abgaben oder Ge-

bühren (sie mögen heißen, wie sie wollen) in den Besitzungen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal, als die großen oder kleinen Schiffe der Unterthanen Sr. K. H., des Prinz-Regenten, in den Besitzungen Sr. britannischen Maj. zu entrichten haben. Diese Uebereinkunft und Verpflichtung soll sich vorzüglich und ausdrücklich auf die Bezahlung der, unter den Namen: Haven-, Tonnen- und Ankergeld bekannten beziehen, die in keinem Falle und unter keinem Vorwande jemals höher für englische große und kleine Schiffe in den Besitzungen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, angesetzt werden dürfen, als für die portugiesischen Schiffe in den Besitzungen Sr. britannischen Maj. und umgekehrt.

5. Auch kommen beide hohe contrahirende Theile dahin überein, daß eine gleiche Taxe von Prämien und Abzug in ihren respectiven Häven über die Ausfuhr von Lebensmitteln und Waaren, diese Lebensmittel und Waaren mögen mit englischen oder portugiesischen, großen oder kleinen Schiffen ausgeführt werden, verfertigt werde, d. h.: daß die englischen Schiffe in dieser Hinsicht in den Besitzungen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal dieselbe Gunst genießen, die den portugiesischen Schiffen in den Besitzungen Sr. britannischen Maj. zugestanden werden könnte und umgekehrt. Die beiden hohen contrahirenden Theile stimmen gleichfalls dahin überein, daß die Lebensmittel und Waaren, die aus dem Haven des Einen oder des Andern kommen, dieselben Abgaben zu entrichten haben, sie mögen auf

englischen oder portugiesischen Schiffen eingeführt werden, oder mit anderen Worten, daß man auf Lebensmittel und Waaren, welche in die Häven Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal und Sr. britannischen Maj. auf englischen Schiffen eingeführt werden, eine gleichgeltende Erhöhung der Abgaben legen könnte und diese im genauen Verhältnisse mit der, welche man in der Folge auf, in die Häven Sr. britannischen Maj. aus denen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal, auf portugiesischen Schiffen eingeführte, Lebensmittel und Waaren legen könnte. Damit dieser Gegenstand auf eine zuträgliche Art regulirt werden könne, und nichts in Hinsicht auf ihn zu wünschen übrig bleibe, ist man übereingekommen, daß jede Regierung eine Tabelle fertigen lasse, welche den Unterschied der, von Lebensmitteln und Waaren, welche in englischen oder portugiesischen Schiffen eingeführt werden, zu entrichtenden Abgaben, angiebt und daß diese Tabelle, (welche für sämmtliche Häven der respectiven Besitzungen jeder der contrahirenden Mächte brauchbar gemacht werden soll,) für einen Theil gegenwärtigen Vertrags erklärt werde.

Um jedem Streit oder Mißverstand in Hinsicht der Verordnungen, welche ein Schiff für ein portugiesisches oder englisches erklären können, vorzubeugen, erklären die hohen Contrahenten, daß jedes, in den Besitzungen Sr. britannischen Maj. erbauete Schiff, welches nach den Gesetzen England's besessen, einregistrirt und gebraucht ist, als ein englisches Schiff betrachtet wird; so wie

alle, in den Besitzungen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal erbaueten Schiffe, ferner alle Schiffe, welche durch portugiesische, der Regierung gehörende Kriegsschiffe, ingleichen die, welche einem Bewohner der Besitzungen Sr. K. H. des Prinz-Regenten gehören und mit Commissionen zu Repressalien von Seiten der portugiesischen Regierung versehen sind, auch die, von einem Admiralitätshof der portugiesischen Regierung, als gesetzmäßig gemachte Prisen anerkannten Schiffe, ingleichen die, welche den Unterthanen Sr. K. H. des Prinz Regenten von Portugal gehören und endlich die, deren Schiffsmeister und wenigstens drei Viertheile der Matrosen demselben unterworfen sind, sollen als portugiesische Schiffe betrachtet werden.

6. Der wechselseitige Handel und die Schifffahrt der Unterthanen Großbritannien's und Portugal's in den Häven und Meeren Asien's sind ausdrücklich in demselben Grade ferner gestattet, in welchem es vorher von beiden Kronen geschah. Die so gestattete Handlung und Schifffahrt werden fortan und für immer auf den Fuß der Handlung und Schifffahrt der am meisten begünstigten Nationen, welche nach den Häven und Meeren Asien's handeln, gesetzt werden, d. i.: daß weder die Eine, noch die Andere der hohen contrahirenden Mächte keine Gunst und Privilegien in Hinsicht des Handels und der Schifffahrt den Unterthanen irgend eines andern, nach den Häven und Meeren Asien's handelnden Staates ertheilen kann, ohne daß dieselbe Gunst, quam proxime, unter den nämlichen Bedingungen auch den Un-

terthanen der anderen contrahirenden Macht zu Theil werde. Sr. britannische Maj. macht sich für sich und für seine Erben und Nachfolger verbindlich, keine Verfügung zu treffen, welche der Handlung und Schifffahrt der Unterthanen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal in die Häven und Meere Asiens nachtheilig oder schädlich sey, wenn sie sich mit dem begnügen, was der begünstigsten Nation gestattet ist oder in der Folge gestattet werden könnte. Und Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal verpflichtet sich gleichfalls in seinem Namen und in dem seiner Erben und Nachfolger, keine Verordnung zum Nachtheil oder Schaden des Handels und der Schifffahrt der Unterthanen Sr. britannischen Maj. in den Häven, Meeren und Besitzungen, welche seinen Unterthanen durch gegenwärtigen Tractat geöffnet ist, zu ertheilen.

7. Was die Privilegien, welche die Unterthanen der Einen Macht in den Besitzungen der Andern genießen sollen, betrifft, so soll in dieser Hinsicht eine völlige Gleichheit obwalten. Die Unterthanen jeder der hohen contrahirenden Mächte, sollen das freie und unantastbare Recht haben, in den Besitzungen der anderen zu reisen, sich darin aufzuhalten, Häuser und Magazine zu besitzen und über alles persönliche Eigenthum durch Verkauf, Schenkung, Tausch, Vermächtniß und auf jede andere Art frei disponiren zu können, ohne daß ihnen das kleinste Hinderniß in dieser Hinsicht in den Weg gelegt werden könnte. Unter keinem Vorwande dürfen sie gezwungen werden, höhere Abgaben zu entrichten, als die, welche die

natürlichen Unterthanen des Souveräns, in dessen Lande sie wohnen, bezahlen. Sie werden von allem erzwungenen See- und Land-Dienste frei seyn. Ihre Wohnungen, Magazine und sonstiger Besitzstand sollen geachtet werden. Sie sollen keinem Besuch einer drückenden Nachsuchung unterworfen seyn und man soll gleichfalls nicht unter Vorschiebung der höchsten Staatsgewalt willkürlich ihre Bücher, Papiere oder Rechnungen untersuchen. Es versteht sich jedoch, daß im Fall des Hochverraths, des Schleichhandels und anderer Verbrechen, deren Entdekkung das Landesgesetz verordnet, dieses ausgeführt werden muß, wobei aber beide Theile darin übereingekommen sind, daß falsche und boshafte Anklagen nicht zum Vorwande oder zur Entschuldigung fur drückende Visitationen und Nachsuchungen, eben so wenig der Untersuchung der Handelsbücher dienen können und daß solche Visitationen und Untersuchungen nur auf Befehl der competenten Obrigkeit und in Gegenwart des Consuls der Nation, zu der das angeklagte Individuum gehört, oder dessen Bevollmächtigten oder Adjuncten vorgenommen werden dürfen.

8. Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, verpflichtet sich, für sich, seine Erben und Nachfolger, daß in seinen Staaten keine Beschränkung und kein Hinderniß dem Handel englischer Unterthanen in den Weg gelegt werden soll, was auch durch kein Monopol, keinen Contract und kein ausschließendes Privilegium für Kauf und Verkauf geschehen soll; sondern die Unterthanen Großbritannien's sollen volle und ganze Erlaubniß haben, zu

kaufen, von wem sie wollen, und an Jeden zu verkaufen, und dieses auf die Art, die ihnen am zuträglichsten dünkt, im Großen oder im Kleinen, ohne verbunden zu seyn, irgend einen Vorzug oder bedeutenden Vortheil oben besagten Monopolien, Contracten oder ausschließenden Privilegien für Kauf und Verkauf zu geben. Und Se. britannische Maj. verpflichtet sich diesen Grundsatz, so wie er von beiden hohen Contrahenten aufgestellt und anerkannt ist, treulich zu beobachten.

Gegenwärtiger Artikel kann aber durchaus nicht so ausgelegt werden, als wenn er das ausschließende Recht, welches die Krone Portugal für den Verkauf des Elfenbeins, des Brasilienholzes, der Urzela, der Diamanten, des Goldstaubes, des Schießpulvers und des Schnupftabaks in ihren eigenen Ländern besitzt, schwächen sollte. Vorausgesetzt aber, daß einst eben genannte Artikel, zum Theil oder Alle, Gegenstände eines freien Handels in den Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, würden, so sollen die Unterthanen Sr. britannischen Maj. die Erlaubniß haben, mit diesen Artikeln eben so frei und auf eben die Art, wie die der begünstigsten Nation handeln zu dürfen.

9. Se. britannische Maj. und Se königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal, haben verordnet und beschlossen: daß jede der hohen contrahirenden Mächte das Recht haben soll, General-Consuln, Consuln und Vice-Consuln zu ernennen und solche in alle Häven und Besitzungen des andern contrahirenden Theils, wo

sie für den Vortheil des Handels und des Handelsinteresse der Kaufleute beider Nationen erforderlich seyn können, zu senden. Aber es ist ausdrücklich festgesetzt, daß diese Consuln, von welchem Range sie seyn mögen, weder anerkannt, noch aufgenommen, noch autorisirt werden können, als solche zu handeln, wenn sie nicht das gehörige Zeugniß von ihrem eigenen Souverän haben und von dem andern Souverän, in dessen Staaten sie angestellt werden sollen, gebilligt sind. Die Consuln jedes Ranges in den Staaten jeder der hohen contrahirenden Mächte werden respectiv auf einen Fuß von vollkommen gleichem Verhältnisse gesetzt und da ihre Sendung nur die Erleichterung des Handels und der Schifffahrt beabsichtigt, so genießen sie bloß die mit ihrer Stelle verbundenen Rechte, welche alle Regierungen als nothwendig anerkennen, damit sie die, mit ihrer Stelle verbundenen, Pflichten erfüllen können. In allen Civil- und Criminalfällen, sind sie gänzlich den Gesetzen des Landes, in dem sie sich aufhalten, unterworfen und genießen gleichfalls des vollen und gänzlichen Schutzes dieser Gesetze, so lange sie sich ihnen unterwürfig erzeigen.

10. Da Se. königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal, den Handel der Unterthanen Großbritanniens, in seinen Staaten, so wie ihre Handelsverbindungen mit seinen Unterthanen, zu beschützen und zu erleichtern wünscht, so will er ihnen das Privilegium ertheilen, eigene Magistratspersonen in den Häven und Städten seiner Staaten, wo Gerichtshöfe oder Tri-

bunale schon errichtet sind, oder in der Folge errichtet werden könnten, zu ernennen und zu haben, die für sie als erhaltende Richter handeln. Diese Richter werden über alle Sachen, welche britannische Unterthanen bei ihnen anbringen, beschließen und urtheilen auf eben die Art, wie vordem schon geschehen und ihr Ansehn soll, so wie ihre Entscheidungen, geachtet werden. Die portugiesischen Gesetze, Verordnungen und Herkommen in Hinsicht des erhaltenden Richters, werden durch gegenwärtigen Vertrag anerkannt und erneuert. Diese Richter werden durch die Mehrheit der Stimmen der brittischen Unterthanen, die an dem Orte oder an dem Haven wohnen, wo die Gerichtsbarkeit des erhaltenden Richters Statt finden soll, oder dahin handeln, erwählt und die Wahl der Gesandten oder residirenden Minister Sr. britannischen Maj. dem portugiesischen Hofe angezeigt, damit dieser sie der Genehmigung Sr. königlichen Hoh. des Prinzen-Regenten von Portugal, unterwerfe. Wird sie verweigert, so müssen die Stimmgeber zu einer neuen Wahl schreiten, bis die königliche Billigung des Prinz-Regenten erfolgt. Die Absetzung des erhaltenden Richters im Falle der Nachlässigkeit oder Pflichtverletzung, kann auch nur durch Zuflucht zu der Macht Sr. königlichen Hoh., des Prinz-Regenten von Portugal, mittelst des brittischen Gesandten oder des am Hofe Sr. königlichen Hoh. residirenden brittischen Ministers Statt finden.

Für diese Bewilligung, zu Gunsten der brittischen Unterthanen verpflichtet sich Se. britannische Maj., die

Gesetze, kraft deren die Personen und das Eigenthum der, in dessen Staaten wohnenden Portugiesen verbürgt und geschützt sind, auf das strengste und pünktlichste halten zu lassen und deren Vortheile sie, so wie jeder andere Fremde, wegen der anerkannten Billigkeit der brittischen Jurisprudenz und der ausgezeichneten Treflichkeit der brittischen Staatsverfassung angedeihen zu lassen.

Auch wird festgesetzt, daß, im Fall Se. britannische Maj. den Unterthanen irgend eines andern Staats, eine ähnliche Freiheit, wie die Sitzung eines erhaltenden Richters, die durch diesen Artikel den, in den portugiesischen Staaten lebenden, brittischen Unterthanen gewährt wird, ertheilen sollte, so werden schon dadurch die in den brittischen Besitzungen lebenden Portugiesen zu einer gleichen Freiheit berechtigt so, als wenn dieses im gegenwärtigen Vertrage ausdrücklich bestimmt worden sey.

11. Se. britannische Maj. und Se. königliche Hoh., der Prinz Regent von Portugal, kommen im Allgemeinen überein, die nämlichen Gunst- und Ehrenbezeugungen, Vorrechte und Freiheiten von Auflagen und Abgaben beiderseits respectiven Gesandten, Ministern, oder Agenten, die an jederseitigem Hofe beglaubigt sind, zuzugestehen und jede, in dieser Hinsicht von einem beider Souveräne an seinem Hofe erzeugte Gunst, wird der andere an dem Seinigen zu erwiedern verpflichtet.

12. Se. königliche Hoh., der Prinz Regent von Portugal, erkläret und verbindet im eigenen und seiner Erben und Nachfolger Namen, daß die in seinen Staaten

und Besitzungen lebenden Unterthanen Sr. britannischen Maj. nicht wegen ihrer Religion beschränkt, beunruhigt und verfolgt werden, sondern einer vollkommenen Gewissensfreiheit und des Rechts genießen sollen, den Dienst zu Ehren des allmächtigen Gottes sowohl in ihren eigenen Wohnungen, als in ihren besonderen Kirchen und Capellen zu feiern. Se. K. H. gewährt ihnen jetzt und für immer die Erlaubniß, dergleichen in seinen Staaten zu erbauen und zu unterhalten. Nur müssen solche Kirchen und Capellen so gebauet seyn, daß sie Privathäusern gleichen und man darf sich keiner Glocken bedienen, um öffentlich den Beginn des Gottesdienstes anzukündigen. Ferner wird festgesetzt, daß weder die Unterthanen Grosbritanniens, noch irgend ein anderer Fremder, welcher einen von dem, in den portugiesischen Staaten abweichenden Glauben hat, persönlich oder in seinem Eigenthume beunruhigt oder verfolgt werde, so lange sie sich mit Ordnung, Anstand, Moralität und sowohl den Gebräuchen des Landes, als seiner kirchlichen und Staatsverfassung gemäß betragen. Wäre es aber erwiesen, daß sie öffentlich gegen die katholische Religion predigten oder declamirten oder daß sie sich bemüheten, Proselyten oder Bekehrungen zu machen, so sollen die, einer solchen Beleidigung schuldigen Personen, wenn das Vergehen ganz deutlich ist, aus dem Lande, wo sie es begangen haben, verwiesen werden. Wer aber öffentlich die Achtung und das wohlanständige Betragen, welche man den Formalitäten und Ceremonien des hier herrschenden katholischen Glaubens schuldig ist, vergißt, kann vor die Polizei gefor-

dert und entweder zu einer Geldstrafe oder zum Hausarreste verurtheilt werden. Wäre die Beleidigung so groß und so schändlich, daß sie die öffentliche Ruhe störte oder die Sicherheit der Kirchen = und Staatsverfassung — wie solche durch Gesetze bestimmt sind — in Gefahr brächte, so können die Schuldigen, wenn ihre That rechtlich erwiesen ist, aus den Staaten Portugal's verwiesen werden.

Die brittischen Unterthanen werden auch die Freiheit haben an gewissen, hierzu bestimmten Orten, die ihrer Landsleute, welche in den Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal absterben, zu begraben und weder das Leichenbegängniß, noch die Gräber dürfen auf irgend eine Weise und unter keinem Vorwande beunruhigt werden.

Auf dieselbe Art werden in allen Ländern Sr. britannischen Maj. die Unterthanen Portugal's einer vollkommenen und gänzlichen Gewissensfreiheit in allen Religionssachen, dem dort Statt findenden Toleranzsysteme gemäß, genießen. Sie können die Uebungen ihrer Religion öffentlich, oder in ihren Häusern, oder in hierzu bestimmten Capellen und Kirchen erfüllen, ohne gegenwärtig oder in Zukunft das geringste Hinderniß, die kleinste Störung oder die mindeste Schwierigkeit zu finden.

13. Die hohen, contrahirenden Mächte sind übereingekommen und haben festgesetzt, daß Paketboote, um

zwischen beiden Höfen schnellere Mittheilung zu bewirken und die Handelsverhältnisse ihrer respectiven Unterthanen zu erleichtern, ausgerüstet werden sollen. Zu diesem Endzweck soll eine Uebereinkunft, die jene, welche am 14ten September 1808 zu Rio-Janeiro unterzeichnet ward, zur Grundlage haben wird, geschlossen werden, um die Bedingungen fest zu setzen, unter denen diese Paketboote ausgerüstet werden sollen. Diese Uebereinkunft soll zu gleicher Zeit mit diesem Vertrage ratificirt werden.

14. Man ist übereingekommen und hat festgesetzt: daß Hochverräther, Falsarien und andere Hauptverbrecher in den Staaten der Einen der hohen contrahirenden Mächte, weder Zufluchtsort, noch Schutz in den Staaten der Andern finden sollen; und daß Keine der beiden hohen contrahirenden Mächte Individuen, welche Unterthanen und aus dem Militärdienste zur See oder zu Lande der Einen entwichen sind, wissentlich und freiwillig in ihren Dienst zulassen wird, daß im Gegentheil diejenige der beiden Mächte, welche ihn in ihren Dienst aufgenommen hat, gehalten ist, ihn zu verabschieden, sobald dieses von der Andern verlangt wird; aber man ist übereingekommen und hat erklärt: daß weder die Eine, noch die Andere der hohen contrahirenden Mächte keinem andern Staate eine Begünstigung in Rücksicht der Personen, welche dem Dienste dieses Staates entwichen sind, zugestehen werde, ohne daß dieselbe auch für den andern contrahirenden Theil Statt finde, gleich als ob diese Begünstigung in gegenwärti-

gem Vertrage ausdrücklich bestimmt wäre. Weiter hat man auch die Uebereinkunft getroffen, daß wenn Schiffsjungen oder Matrosen von Schiffen, welche den Unterthanen einer der hohen contrahirenden Mächte gehören, während diese in einem, der andern Macht zuständigen, Haven liegen, fortlaufen, die Obrigkeiten gehalten sind, wenn sie geziemend vom General-Consul, Consul, oder seinem Adjunct, oder seinem Stellvertreter dazu aufgefordert werden, Gerichtsdiener zu ihrer Verhaftung abzuschicken und keine bürgerliche und geistliche Innung Macht haben soll, solche Deserteurs zu beschützen.

15. Alle Lebensmittel, Waaren und Erzeugnisse der Manufacturen oder Industrie und der Erfindungsgabe der Staaten und der Unterthanen Sr. britannischen Maj. werden in alle und jede Haven und Besitzungen S. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, in Europa und America, in Afrika und in Asien zugelassen. Sie mögen an englische oder portugiesische Unterthanen gerichtet seyn, so bezahlen sie ein für allemal und im Ganzen 15 Procent vom Werthe der Schätzung, welche nach einer Taxe (im portugiesischen: Panta genannt) gemacht wird, deren hauptsächliche Grundlage der Einkaufspreis genannter Gegenstände, der in der Factura (Waarenrechnung) angegeben seyn muß und beschworen werden kann, ist, indem man auch — in so fern dies gerecht oder thunlich ist — die currenten Preise in dem Lande, in welches diese Artikel eingeführt werden, in Betrachtung zieht. Diese Taxe wird durch eine gleiche Zahl englischer und portugiesischer

Handelsleute von anerkannter Rechtlichkeit und Bravheit, wobei den englischen der General-Consul oder Consul Sr. britannischen Maj. und den portugiesischen der Oberzollbeamte oder ihre respectiven Adjuncten beistehen, regulirt und festgesetzt. Eine solche Taxe wird in allen Haven, welche Sr. K. H. dem Prinzregenten von Portugal gehören und in welchen eine Zolleinnahme Statt findet, verfertigt und bekannt gemacht. Sie soll, sobald als möglich, nach Auswechselung dieses Vertrags vollendet werden und in Wirkung kommen, spätestens drei Monate nach dem Tage der Auswechselung. Ist es nöthig, so wird sie von Zeit zu Zeit jedesmal, wenn Unterthanen Sr. britannischen Maj., die in den Staaten Sr. K. H. des Prinz-Regenten sich aufhalten, mittelst des General-Consuls oder Consuls Sr. britannischen Maj., ingleichen, wenn die portugiesischen Handelsleute und Unterthanen von ihrer Seite darum Ansuchung thun, revidirt und berichtigt.

16. Wenn in der, zwischen der Auswechselung der Ratificationen gegenwärtigen Vertrags und der Bekanntmachung erwähnter Taxe verlaufenden, Zeit Lebensmittel oder Waaren aus dem Ertrage oder den Manufacturen der Staaten Sr. britannischen Maj. in den Häven Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, anlangten, so ist festgesetzt, daß sie zur Consumtion zugelassen werden sollen, so bald von ihnen die oben bemerkte Abgabe von 15 Procent nach der gegenwärtig Statt findenden Taxe entrichtet ist, wenn nämlich diese Lebensmittel oder Waaren in dem Taxverzeichnisse ent-

halten sind. Wären sie darin nicht aufgeführt, so soll doch ihre Einfuhr gegen Erlegung von 15 Procent ihres, auf den Facturen der Lebensmittel oder Waaren angegebenen Werthes, der eidlich von denen, welche diese Gegenstände einführen, erhärtet werden muß, gestattet werden. Dies soll gleichfalls für englische Handelsartikel Statt finden, die künftig in portugiesische Häven eingeführt werden, aber nicht namentlich in der neuen Taxe oder Panta, welche im Gefolge dieses Vertrags gemacht werden soll, aufgeführt oder angeschlagen sind. Im Falle sich ein Verdacht von Betrug oder ungesetzmäßigem Verfahren erhöbe, sollen die Facturen untersucht und der wahre Werth der Waaren durch Entscheidung einer gleichen Zahl englischer und portugiesischer Handelsleute von anerkannter Redlichkeit bestimmt werden, auf die man sich verlassen wird. Im Falle sich die Stimmen für und wider gleich theilen sollten, ernennen sie einen andern Handelsmann, den gleichfalls Redlichkeit und Wahrheitsliebe empfiehlt, und dessen Ausspruch in dieser Hinsicht für definitiv und ohne Einwendung für wahr anerkannt werden muß. Im Fall nun besagte Factur für rechtmäßig und betruglos erklärt wird, werden die in ihr verzeichneten Lebensmittel und Waaren gegen Entrichtung von 15 Procent ihres Werthes eingelassen und wenn dieses schiedsrichterliche Urtheil einige Kosten verursacht hat, so muß sie die Parthei ersetzen, welche Zweifel über die Richtigkeit und Gesetzmäßigkeit der Factur erhoben hat. Findet sich aber, daß die angegebene Factur falsch und ungesetzmäßig ist, so werden sich die Beamten der Zölle

dieser Lebensmittel und Waaren für Rechnung der portugiesischen Regierung zu dem, in der Factur angegebenen, Preise bemächtigen, indem sie 10 Procent der, so von den Zollbeamten bezahlten, Summe hinzufügen und die portugiesische Regierung sich zu der Zahlung besagter, von den Zollbeamten geschätzter und gekaufter Waaren binnen 14 Tagen verpflichten, die durch dieses Verfahren veranlaßten Kosten aber von der Parthei getragen werden, welche die Factur für gesetzmäßig und gültig erklärt hat.

17. Man ist übereingekommen, daß wenn die portugiesische Regierung in die Häven Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal, eingeführte Schiffs- und Militär-Munitions-Artikel selbst zum eigenen Bedarf ankaufen will, diese ohne Verzug zu dem, von den Eigenthümern bestimmten Preise bezahlt werden sollen, ohne daß man diese zwingen könne, sie um einen geringern Preis zu überlassen.

Auch ist festgesetzt worden, daß, wenn die Regierung sich irgend einer Schiffsladung oder eines Theils derselben in der Absicht sie zu kaufen, oder sonst bemächtigte, die portugiesische Regierung für jeden Schaden und Verlust stehen müsse, den die Ladung, während sie im Gewahrsam portugiesischer Officiere ist, erleiden könnte.

18. S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, will den Unterthanen Großbritannien's das Vorrecht zugestehen, die Einnehmer der Abgaben, die sie den Zoll-

einnehmern seiner Staaten zu zahlen haben, unter den nämlichen Bedingungen und gleicher Sicherheitsleistung, wie die portugiesischen Unterthanen, zu werden. Gleiches Recht sollen die Unterthanen der portugiesischen Krone, in so fern es die Gesetze gestatten, bei den Zolleinnahmen Sr. britannischen Maj. genießen.

19. S. britannische Maj. versprechen und verbinden sich hinwieder in ihrem sowohl, als in dem Namen ihrer Erben und Nachfolger, daß alle Lebensmittel, Waaren und Erzeugnisse der Manufacturen, der Industrie oder der Erfindung in den Staaten und von den Unterthanen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Brasilien, in jeden und allen Haven der Staaten Sr. Grosbritannischen Maj. aufgenommen und zugelassen werden sollen, indem sie durchaus und einzig dieselben Abgaben für dieselben Artikel bezahlen, als die Unterthanen der am meisten begünstigten Nation.

Es wird ausdrücklich erklärt, daß wenn eine ausschließliche Verminderung der Abgaben für englische Lebensmittel und Waaren, welche in die Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, eingeführt werden, erfolgen sollte, eine gleiche Verminderung für die portugiesischen, in die Staaten Sr. britannischen Maj. eingeführten Lebensmittel und Waaren und umgekehrt Statt finden soll. Die Artikel, auf welche sich diese gleiche Verminderung der Abgaben ausdehnen soll, sollen durch einen vorläufigen Vertrag zwischen beiden contrahirenden Theilen bestimmt werden.

Eine Verminderung dieser Art, die ein contrahirender Theil dem andern verwilligt, kann in der Folge — ausgenommen auf gleiche Bedingungen und gleiche Entschädigung — nicht zum Vortheil irgend eines andern Staats oder Volks ausgedehnt werden. Diese Erklärung muß, als wechselseitig von beiden hohen, contrahirenden Mächten gethan, angesehen werden.

20. Da aber gewisse brasilianische Erzeugnisse von den Märkten und der inneren Consumtion der Staaten Sr. britannischen Maj. ausgeschlossen sind, wie Zucker, Caffee und die denen, welche die brittischen Colonien erzeugen, ähnliche Producte, wollen Se. britannische Maj., um so viel, als möglich, den Handel der Unterthanen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, zu begünstigen und zu beschützen, einwilligen und erlauben, daß besagte Artikel, so wie alle andere Erzeugnisse Brasiliens und jedes andern Theiles der portugiesischen Staaten, in gewissen, zu dieser Absicht gesetzlich bestimmten englischen Häven aufgenommen und niedergelegt werden können, um nach einer billigen Uebereinkunft wieder ausgeführt zu werden, da sie so von den beträchtlichen Abgaben befreiet sind, die sie zu zahlen hätten, wenn sie zur Consumtion im Innern der brittischen Staaten bestimmt wären, so aber nur die Gebühren für Niederlage und Wiederausfuhr zu entrichten haben.

21. Auf gleiche Art behält sich S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, troß des durch den 15ten

Artikel gegenwärtigem Vertrags bewilligten Privilegiums zu Gunsten aller Producte und Waaren der britannischen Staaten, sich selbst das Recht bevor, alle Artikel, die unter dem Namen ost- und westindische Producte bekannt sind, wie Caffee und Zucker, einer starken Abgabe zu unterwerfen oder ihre Einfuhr ganz zu verbieten, da sie nicht zur Consumtion in den portugiesischen Staaten aus demselben Grundsatze der Colonial-Politik zugelassen werden können, welcher denselben in Brasilien erzeugten Artikeln die Einfuhr in die brittischen Staaten verbietet.

Aber S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, bewilligt, daß alle Häven seiner Staaten, wo sich Zollämter befinden, als Freihäven für Aufnahme und Zulassung aller und jeder brittischen Natur- oder Manufactur-Producte, die nicht für die Consumtion des Orts, wo sie aufgenommen werden, sondern für die Wiederausfuhr von da, sey es nach andern portugiesischen oder irgend einem andern Haven bestimmt sind, angesehen werden sollen. Die so zugelassenen und aufgenommenen Handelsartikel werden — billiger Uebereinkunft gemäß — von allen Abgaben befreiet, denen sie unterworfen gewesen wären, wenn sie für die Consumtion des Orts, wo sie bloß niedergelegt sind, bestimmt waren und sie bezahlen bloß die Gebühren, welche auf Artikel von derselben Art, die aus Brasilien kommen und in den Häven der Staaten Sr. britannischen Maj. aufgenommen und zur Wiederausführung niedergelegt werden, daselbst erhoben werden.

22. Um den gesetzmäßigen Handel nicht nur der Unterthanen Grosbritanniens, sonderm auch den Portugal's mit andern ihm benachbarten Staaten zu erleichtern und aufzumuntern und in der Absicht, diesen Theil der eigenen Einkünfte, der von der Abgabe von der Niederlage gewisser Waaren herrührt, zu erhalten und zu vermehren, erklärt S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, den Haven von Santa-Catharina unter den, im vorhergehenden Artikel angegebenen, Bedingungen zu einem Freihaven.

23. Da S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, der Grundlage des Handelssystems, welches durch gegenwärtigen Vertrag beabsichtigt wird, die möglichste Ausdehnung zu geben wünscht, so ergreift er die ihm dargebotene Gelegenheit, seinen schon früher gefaßten Entschluß zu erkennen zu geben, Goa zum Freihaven zu erklären und daselbst allen religiösen Secten völlige Glaubensfreiheit zu verstatten.

24. Aller Handel mit den, an der Ostküste Afrika's liegenden, portugiesischen Besitzungen (in Artikeln, welche nicht in den ausschließenden Privilegien der Krone Portugal begriffen sind), der ehmals den Unterthanen Großbritanniens hat frei gegeben werden können, wird jetzt bestätigt und für immer eben so versichert, als die Handelsfreiheit der Portugiesen in die Häven und Meere Asiens ihnen, Kraft des 6ten Artikels des gegenwärtigen Vertrags, bestätigt und verbürgt ist.

25. Um dem Systeme eines vollkommen gleichen Verhältnisses, welches beide hohe contrahirende Mächte als die Grundlage ihrer wechselseitigen Verbindung, festsetzen wollen, mehr Wirksamkeit zu geben, willigt S. britannische Maj. ein, dem Rechte Factoreien oder Corporationen englischer Kaufleute, — der Name sey wie er wolle — in den Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, zu errichten, zu entsagen, jedoch mit der Bedingung, daß diese, den Wünschen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, entsprechende Bewilligung, die Unterthanen Sr. britannischen Maj., welche in den portugiesischen Staaten wohnen, nicht des völligen Genusses irgend eines der Rechte und Privilegien, welches sie als Mitglieder von Handelsgesellschaften besitzen, beraube und daß gleichfalls der Handel, den brittische Unterthanen dort treiben, keinesweges durch irgend eine, in den portugiesischen Ländern begünstigte und mit ausschließenden Privilegien versehene Handelscompagnie beeinträchtigt werde; Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, verpflichtet sich gleichfalls, niemals zu gestatten, daß ein anderer Staat oder ein anderes Volk Factoreien oder Corporationen von Kaufleuten in seinen Staaten errichte, so lange in denselben keine englischen Factoreien Statt finden dürfen.

26. Beide hohe contrahirende Mächte stimmen ein, daß sie sich unmittelbar mit der Durchsicht aller frühern, zwischen beiden Kronen geschlossenen Verträge beschäftigen wollen, um die darin enthaltenen Verbindlichkeiten

zu bestimmen und zu entscheiden, welche bei der jetzigen Lage der Dinge beizubehalten oder zu erneuern sind.

Man ist übereingekommen und hat beschlossen, daß die Uebereinkunft in den frühern Verträgen, die Zulassung portugiesischer Weine von der einen Seite und der englischen Wollenwaaren von der Andern, keine Aenderung leiden soll. Gleichfalls ist man darüber einstimmig, daß die Gunstbezeugungen, Privilegien und Immunitäten, welche von den hohen contrahirenden Mächten den wechselseitigen Unterthanen, sey es durch Vertrag, Decret oder Alvara ertheilt worden sind, in ihrer Kraft bleiben sollen, ausgenommen die Vollmacht, welche durch frühere Verträge ertheilt ward, am Borde der Schiffe von jedem beider Länder Lebensmittel und Waaren zu transportiren, welche den Feinden des andern Landes gehörten, welche Vollmacht gegenwärtig wiederrufen und öffentlich und wechselseitig für nichtig erklärt wird.

27. Die durch gegenwärtigen Vertrag festgesetzte wechselseitige Handels- und Schifffahrtsfreiheit, soll sich auf jede Art Lebensmittel und Waaren erstrecken, ausgenommen die Gegenstände, welche den Feinden einer der beiden Mächte gehören und die Kriegs-Contrebande.

28. Unter letzterem Namen und den verbotenen Artikeln sind nicht nur die Waffen, als Kanonen, Flinten, Mörser, Petarden, Bomben, Grenaden, Pulverwürste, Carcassen, Kanonen-Lafetten, Flintenschlösser,

Patrontaschenriemen, Pulver, Lunten, Salpeter, Kugeln, Spieße, Degen, Helme, Cuirasse, Pistolenholfter, Degengehänge, Pferde und ihr Geschirr begriffen, sondern auch alle andere Artikel, welche als Gegenstände der Contrebande in allen vorherigen, zwischen Grosbritannien oder Portugal und andern Mächten geschlossenen Verträgen bezeichnet sind: Alle Artikel aber, die nicht die Form von Kriegsinstrumenten haben oder dazu nicht dienlich sind, können nicht zur Contrebande gerechnet werden, noch weniger die, welche für andere Absichten verfertigt sind und gleichfalls nicht zur Contrebande gehören, auch von den Unterthanen beider Souveräns selbst in feindliche Plätze verführt werden können, ausgenommen, wenn dieselben zu Land und Wasser belagert werden.

29. Im Falle Kriegs- oder Kauffahrtei-Schiffe Schiffbruch an den Küsten der Länder der einen oder der andern hohen contrahirenden Mächte leiden, werden alle Theile gedachter Schiffe oder Fahrzeuge, ihres Tauwerks, ihres Proviants, ihrer Waaren u. s. f. die man retten konnte, oder das daraus gelösete Geld, treulich denen ausgeantwortet, welche als Eigenthümer oder durch Bevollmächtigte darnach fragen, indem sie bloß gehalten sind, die zur Rettung genannter Sachen aufgewendeten Kosten nach der, von beiden Seiten festgesetzten, Rettungstaxe (tarif de sauvetage) zu bezahlen, wobei jedoch die Rechte und Gewohnheiten jedes Volks bleiben, (welche nichts destoweniger abgeschafft oder modificirt werden können, wenn sie den, in diesem Artikel ein-

gegangenen Verbindlichkeiten entgegen sind,) und beide hohe contrahirende Mächte werden ihr Ansehn verwenden, damit die von ihren Unterthanen, welche Vortheil von Unglücksfällen dieser Art zu ziehen suchen, auf das strengste bestraft werden.

30. Um die Sicherheit und Freiheit des Handels und der Schifffahrt noch mehr zu befestigen, haben Se. britannische Maj. und Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, die Uebereinkunft getroffen, daß sie nicht nur jedem Seeräuber das Einlaufen in ihre Häven und Rheden, versagen und keinem ihrer Unterthanen, sey er Bürger oder Einwohner von Städten und Orten gestatten, ihnen Zuflucht oder Schutz in ihren Häven zu gewähren, sie in ihren Wohnungen aufzunehmen und ihnen auf irgend eine Art Beistand zu leisten; sondern vielmehr ernstlich und um Andern als Beispiel zu dienen, sowohl diese Seeräuber, als die Personen, welche sie aufgenommen, unterstützt oder beschützt haben, zu strafen. Alle ihre Schiffe, so wie Lebensmittel und Waaren, die sie genommen und in einen der Häven der hohen contrahirenden Mächte geführt haben, sollen, so wie sie entdeckt sind, in Beschlag genommen und ihren Eigenthümern oder deren Bevollmächtigten — wenn der Beweis des Eigenthums vollständig geführt ist — wieder gegeben werden, selbst wenn diese Effecten durch Verkauf in andern Händen sich befinden sollten, wenn es bewiesen ist, daß die Käufer wußten oder wissen konnten, daß sie sie von Seeräubern hätten.

31. Für die künftige Sicherheit des Handels und der Freundschaft zwischen den Unterthanen Sr. britannischen Maj. und Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, und damit die zwischen beiden bestehende gute Harmonie auf keine Art gestört werden möge, ist man übereingekommen und hat beschlossen: daß wenn jemals ein Zwist, eine Mißhelligkeit oder ein Bruch zwischen den Kronen der hohen contrahirenden Mächte, was Gott verhüte, entstehen sollte — (solcher Bruch wird erst durch Zurückberufung oder Zurückschickung der respectiven Gesandten erklärt werden) — die Unterthanen beider Mächte, welche in den Staaten der andern wohnen, das Recht haben dort zu bleiben und ihren Handel ohne Unterbrechung fortzusetzen, so lange sie sich ruhig aufführen und keine Beleidigung gegen die dortigen Gesetze und Verordnungen ausüben. Im Fall ihr Betragen sie verdächtig machte und die respectiven Regierungen sich genöthigt sähen, sie zurückzurufen, wird ihnen hierzu eine Frist von 12 Monaten gestattet, um sich mit ihrem Eigenthum und Vermögen, welches sich in den Händen einiger Privatpersonen oder der Regierung befinden könnte, zurückziehen zu können.

Wohlverstanden kann sich diese Gunst nicht auf Personen erstrecken, welche die Gesetze auf irgend eine Art übertreten.

32. Die hohen contrahirenden Mächte sind übereingekommen und haben sich verpflichtet: daß gegenwärtiger Vertrag in Hinsicht auf seine Dauer unbegränzt

sey, daß die in ihm enthaltenen Verpflichtungen und Bedingungen und die Folgen derselben unveränderlich und von immerwährender Dauer bleiben und auf keine Weise verändert werden sollen, im Falle Se. K. H. der Prinz = Regent von Portugal, seine Erben oder Nachfolger den Thron der portugiesischen Monarchie in den europäischen Staaten dieser Krone wieder herstellen sollten.

33. Aber beide hohe contrahirende Mächte behalten sich das Recht vor, gemeinschaftlich die verschiedenen Artikel dieses Vertrages nach Ablauf von 15 Jahren, vom Tage der Auswechslung der Ratificationen angerechnet, zu prüfen und zu untersuchen und dann solche Veränderungen, Modificationen und Zusätze vorzuschlagen und anzunehmen, welche das wahre Interesse der beiderseitigen Unterthanen verlangen könnte. Nichts destoweniger wird jeder Artikel, der zur Zeit der Revision von einer oder der andern der hohen contrahirenden Mächte bestritten wird, als in seinen Functionen suspendirt angesehen, bis die, diesen Artikel betreffende, Streitigkeit vorläufig schuldigermaßen dem anderen Theile gemeldet ist, um den Nachtheilen vorzubeugen, welche sich für Beide ergeben möchten.

34. Die verschiedenen Verpflichtungen und Bedingungen des gegenwärtigen Vertrags treten mit dem Tage der Ratification Sr. britannischen Maj. in Wirklichkeit und der wechselseitige Tausch der Ratificationen wird in der Stadt London binnen 4 Monaten oder eher,

wo möglich, vom Tage der Unterzeichnung gegenwärtigen Vertrags angerechnet, geschehen.

Diesem zur Urkunde haben wir unterzeichnete Bevollmächtigte Sr. britannischen Maj. und Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, Kraft unserer respectiven Vollmachten, gegenwärtigen Vertrag eigenhändig unterzeichnet und das Siegel unserer Wappen beidrucken lassen.

Gegeben in der Stadt Rio-Janeiro, am 19. Februar des Jahrs Christi 1810.

Strangford.

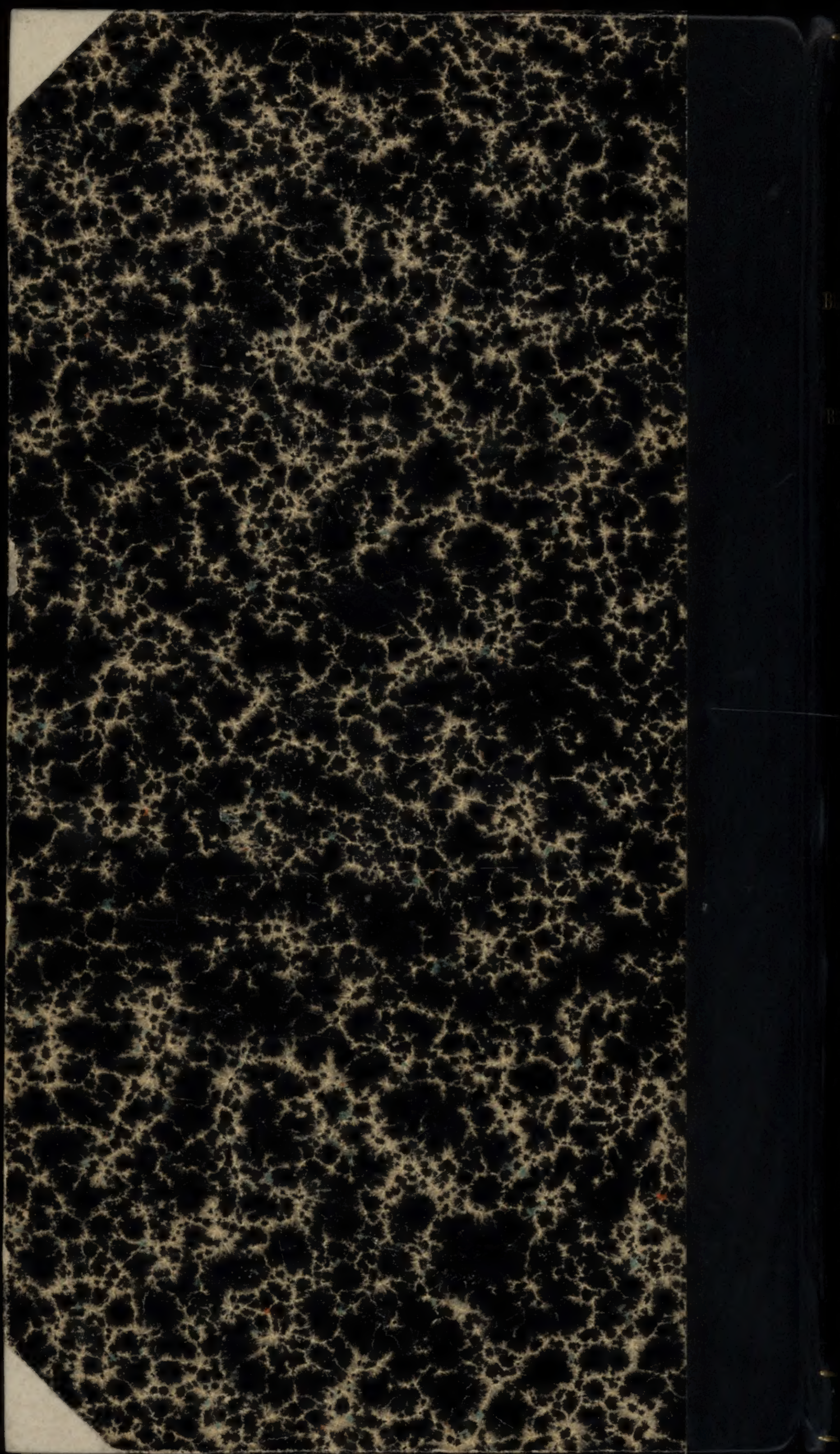
Conde de Linhares.

ficha amarração
Brasil, História

x dzz.—

7/84

c. SBach



BESCHREI-
BUNG
VON
BRASILIEN

GRANT

1814